FRANZ TRELLER

BUCHHANDLUNG
FRANZ LEO & COMP
(CARL KONEGEN)
WIEN · HEINRICHSHOF

Franz Treller

Der Held von Trenton

Der Held von Trenton

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskampfe

von

Franz Treller

Mit 4 Bildern in feinem Farbdruck

Stuttgart
Verlag von Gustav Weise

Hofbuchdruckerei Carl Liebich, Stuttgart.

RBR
Jantz
#88

Erstes Kapitel.

Schwer war während des siebenjährigen Krieges auch das Hessenland heimgesucht worden, denn treu haben die Hessen in dem Riesenkampfe, den der große Preußenkönig gegen eine Welt in Waffen führte, an seiner Seite gestanden, hatten für ihn gefochten und gelitten.

Zweimal war ihre Hauptstadt, das alte Kassel im Laufe des Krieges belagert worden und arge Verwüstungen der Umgegend hatten die Belagerungen zur Folge gehabt.

Langsam, nach und nach erst erhoben sich die kleinen Gartenhäuser im Umkreis der Stadt, die der Krieg zerstört hatte, wieder aus Schutt und Asche und selbst im Jahre des Heils 1776 waren die Spuren des blutigen Ringens um deren Besitz noch zahlreich zu schauen, trotzdem ihr der Landgraf durch Schleifung der Festungswälle Licht und Luft geschafft hatte.

Das Häuschen der Witwe Rübenkönig, das vor dem Ahnaberger Tore lag, stand bereits wieder freundlich da wie einst und der kleine Garten, der es umgab, trug von neuem Bäume und Obststräucher.

Es war ein bescheidenes aber trauliches Heim, das die Frau ihr eigen nannte.

Still ruhte es im Abendschatten da, und nur ein matter Lichtschein, der durch die Spalte des hölzernen Fensterladens drang, gab Kunde, daß es bewohnt sei.

In ihrem kleinen Stübchen saß die Witwe Rübenkönig, an dem wärmenden Ofen im Sorgenstuhle. Die schon bejahrte Frau saß gebückt da und hatte das Antlitz in den Händen verborgen.

Unter der weißen Mütze mit dem sauberen Faltenstrich quoll das schon graue Haar hervor.

Ganz stille war's um sie her, nur die Wanduhr ließ ihr eintöniges Ticktack hören.

Ein schmerzlicher Seufzer unterbrach das Schweigen, und das greise Haupt vergrub sich noch tiefer in den mageren Händen.

Leise öffnete sich die Türe, die Frau vernahm es nicht, und herein trat ein Sergeant in der schmucken Uniform der Grenadiere des Leib-

regiments, der fast die Decke des niedrigen Zimmers mit dem Scheitel berührte. So geräuschlos war der stattliche Kriegsmann eingetreten, oder so sehr hatte bittere Sorge die Frau eingenommen, daß sie auch davon nichts vernommen hatte.

Er stand still und warf einen teilnahmsvollen Blick auf die zusammengebeugte Gestalt, die in der schon eingetretenen Dämmerung schattengleich am Ofen saß, schwach beleuchtet von einigen Strahlen des durch die Ofenritzen dringenden Scheins.

Der Soldat trat hinzu und faßte die Hände der alten Frau, löste sie der Erschreckten von den feuchten Augen und fragte sanft: „Warum weint die Frau Mutter?"

Die Frau warf einen Blick auf die hohe Kriegergestalt vor ihr und brach statt zu antworten in Tränen aus.

Der Sergeant nahm einen Stuhl und setzte sich neben sie, ruhig wartend, bis die Tränen milder flossen.

Dann sagte er: „Spreche die Mutter und mache sich das Herz leicht."

„Was bin ich unglücklich, Heinrich," schluchzte die Frau.

„Nun sage mir die Mutter, was Sie quält."

„Meine Schwäche, meine Schwäche, Gott wird mir's nicht verzeihen."

Der Soldat legte liebevoll den Arm um ihre Schulter und sagte: „Hat die Mutter kein Vertrauen zu mir?"

„Ach Heinrich, ich schäme mich vor dir, ich schäme mich vor mir selbst."

„Wieder der Hans?"

„Ja, der Hans, der Hans —."

„Und was hat's gegeben?"

„Er macht sich und mich, uns Alle unglücklich, ach, Heinrich, ich fürchte, es führt zu keinem guten Ende."

Der Soldat erschrak und fragte unruhig: „Was hat er wieder getan, Mutter?"

„Er hat gewildert —."

„Und —?"

„Ist ertappt worden vom Forstlaufer."

„Hat er auf ihn geschossen?" fragte der Soldat merklich erschreckend.

„Nein, das nicht —."

„Gott sei Dank."

„Er hat sich losgekauft."

„Wie, losgekauft?"

„Der alte Mehlmann, der Forstlaufer, du kennst ihn ja, hat dem Hans schon lange aufgelauert, wie dieser sagt. Vorgestern hat der wilde Junge, da unten an der Fulda bei Wolfsanger herum, eben einen Bock geschossen, als der Mehlmann im Anschlage vor ihm steht und sagt: „Komm' mit, Bursche, dich hätten wir."

„Der Hans parliert mit ihm, denn Schwatzen kann der Junge, und

bietet ihm Geld, wenn er ihn laufen lassen wollte. Der Mehlmann ist habgierig und verspricht, keine Anzeige machen zu wollen, wenn ihm der Hans am anderen Tage zehn Taler zusteckte." Die Frau schwieg.

„Und?" fragte der Sergeant.

„Der Junge war in Verzweiflung —, ich habe ihm das Geld gegeben."

„Hat er es dem Mehlmann gebracht?"

„Ja."

„Und weiter?"

„Ich habe lange Monate an dem Geld gespart, Heinrich, denn ich verdiene nur wenig, sehr wenig, meine alten Augen wollen nicht mehr, und von meinen ehemaligen Kunden lassen nur Einzelne noch bei mir waschen und kräuseln. Du gibst mir ja, guter Heinrich, ach Gott, daß ich das nehmen muß, aber der Hans braucht auch, und morgen muß der Zins an Steinmetz bezahlt werden, dazu hatte ich das Geld gespart — oder der harte Mann läßt mir Haus und Hof verkaufen."

Die Frau schluchzte wieder leise, und der Soldat sah nachdenklich ins Feuer.

„Ich habe augenblicklich nur wenig, Mutter, aber ich will Rat schaffen, sei Sie unbesorgt. Und nun weine Sie nicht mehr."

Die alte Frau trocknete ihre Tränen, stand auf und zündete mit einem Spahn das Hangelicht an, welches über dem Tisch von der Decke herniederhing und alsbald eine trübe Helle verbreitete.

Nach einer Weile sagte der Soldat: „Er kommt ins Stockhaus, wenn das so fortgeht, Mutter."

„Gott verhüt's! Gott verhüte es!"

„Der Junge ist ja nicht schlecht," fuhr sie dann eifrig fort, „er hat ein gutes Herz — aber leichtsinnig, wild ist er, und die unselige Jagdleidenschaft stürzt ihn ins Verderben, kein Bitten, keine Ermahnungen helfen. Vorteil hat er gar keinen davon, denn die Beute verwendet sein Kumpan, der Taugenichts Fischer."

„Die Frau Mutter hat den Jungen verzogen."

„Heinrich!"

„Die Mutter, und ich auch. Er ist wie ein Wilder aufgewachsen."

„Schlecht ist der Hans nicht."

„Leidenschaft und Leichtsinn führen auch zu Verbrechen. Es geht so nicht länger, Mutter," setzte er ernst hinzu, „er darf uns keine Schande machen — es muß etwas geschehen."

„Aber was?"

„Der Junge muß fort von hier."

„Ach, Heinrich!"

„Er muß auf andere Wege gebracht werden. Ich würde ihn ja in meine Kompagnie nehmen, aber der Junge ist so verzogen und verwildert,

das er sich der Disziplin nicht fügen und mir nur Schande machen würde."

Die Tür wurde hastig geöffnet, und herein stürmte ein hochgewachsener Jüngling, dessen jugendlich männliche Schönheit selbst seine ärmliche Tracht nicht verbergen konnte.

Um das frische Antlitz mit den blitzenden blauen Augen flatterte lang das Haar, vom eiligen Laufe hatte sich das Nackenband gelöst, welches die Fülle desselben zusammenhielt.

Er warf einen Blick auf den ernst dreinschauenden Soldaten, einen zweiten auf die verweinten Augen der Mutter, eilte auf die alte Frau zu, faßte sie mit stürmischer Zärtlichkeit in die Arme und küßte sie auf Wangen und Augen.

„Nein, nein, weine mir nur nicht, Alte. Alles kann ich ertragen, nur weinen sehen kann ich dich nicht. Ich bin ja ein grundschlechter Kerl, ich weiß es ja, aber Alte — ich werde mich bessern, gewiß — sollst noch Freude an mir haben — na — na — nun weine nicht mehr, sonst fange ich mit an — Herzensmutterchen, sei gut —" und er streichelte ihr die Wange — und mitten durch Tränen brach ein glückseliges Lächeln der Mutter.

Der Soldat sah ruhig zu.

Der Jüngling wandte sich zu ihm, streckte ihm die Hand entgegen und sagte herzlich: „Guten Abend, Heinrich."

Dieser nahm die Hand nicht und blickte den um zehn Jahre jüngeren Bruder nur ernst an.

„Ach so," sagte dieser und ließ die dargebotene Rechte sinken, während ein helles Rot in seinem hübschen Gesichte erschien, „der Herr Bruder verachtet mich."

Der Sergeant erhob sich, die machtvolle Gestalt überragte nur wenig die des Jünglings, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte dann: „Wer sich nicht scheut, der," — und er deutete dabei auf die Mutter — „die uns in bitterer Not und Sorge erzogen hat, Tränen zu erpressen, der hat kein Herz, schäme dich, Hans."

Der Jüngling schlug den Blick nieder bei der ernsten Rede des Bruders, dann warf er sich ihm ungestüm an die Brust und brach in Tränen aus.

„Du hast Recht, Heinrich, Recht, ich bin ein Tunichtgut, Gott verzeih's mir. Ich schäme mich ja vor mir selber, ich könnte mich umbringen. Wenn's nur Krieg wäre, Franzosen wollte ich noch lieber aufs Korn nehmen als Rehböcke. Sie haben mir den Vater bei Minden erschossen, ich wollt's ihnen heim geben."

„Komm' morgen nach der Wachtparade zu mir in die Kaserne, Hans. Es kann nicht so fortgehen, wenn du die Mutter nicht fürs ganze Leben unglücklich machen willst. Kommst du?"

„Ich bin um zwölf Uhr dort."

„Gute Nacht, Mutter," sagte der Sergeant und reichte der alten Frau die Hand — „schlafe Sie ohne Sorgen, ich schaffe Hilfe. Gute Nacht, Hans."

Der ernste stattliche Mann entfernte sich.

Hans aber nahm die Mutter in die Arme und herzte sie.

„Nun sei wieder munter, Altchen, ich werde es sein lassen, der Schreck steckt mir noch in den Gliedern, den mir der Mehlmann eingejagt hat. Es war ein Glück, daß ich nicht geladen hatte, sonst hätte ich vielleicht noch Schwereres auf dem Gewissen. Morgen schaffe ich dir auch dein Geld wieder, sei nur ruhig."

Nun weinte die Mutter Freudentränen in dem Arm des schönen Lieblings, der als ein teueres Vermächtnis des in der Schlacht bei Minden gefallenen Gatten, welcher dort, als er an der Spitze der hessischen Grenadiere mit dem Bajonett die französischen Reiter angriff, den Heldentod gestorben war, von ihr mit übergroßer Zärtlichkeit geliebt ward.

„'s ist ein Mann, der Heinrich," fuhr Hans fort, „ein echter Mann, ich wollte, ich wäre wie er."

Zweites Kapitel.

Es war noch früh am Tage, die Uhr der St. Martinskirche hatte eben neun geschlagen, als der Sergeant Rübenkönig auf den Teil der am Müllertor liegenden Kasernen zuschritt, welcher die Jäger beherbergte. Er fragte die Schildwache, ob Hauptmann Ewald anwesend sei, und schritt nach bejahender Antwort die Treppe hinauf nach dem Kommandozimmer.

Auf sein Klopfen rief eine kräftige Stimme: Herein!

Der Sergeant trat ein und machte Front vor einem am Tische in Akten vertieften Offizier.

„Ah, du bist's, Heinrich?" rief ihm dieser freundlich entgegen, „freue mich, dein ehrliches Antlitz zu sehen. Rührt Euch!"

Der Hauptmann Ewald war Heinrich Rübenkönigs Milchbruder, daher das vertrauliche „Du", welches er unter vier Augen an ihn richtete. „Setz' dich, Heinrich," und er wies auf einen Stuhl. Der Sergeant setzte sich.

„Nun, ist dir die Petersilie verhagelt, Sergeant, daß du so grämlich dreinschaust? Was gibt's denn, Mensch?"

Rübenkönig sah wirklich sorgenvoll aus.

„Herr Hauptmann," begann er langsam, „— Sie haben mir oftmals gesagt, wenn ich einmal Ihrer Hülfe bedürfen sollte —"

„Nun, so schieß doch los, Mann, bist ja sonst nicht so zaghaft. Was brauchst du? Geld?"

„Ja, Herr Hauptmann," sagte der Sergeant entschlossen.

„Na, also. Du hast Glück," lachte der Hauptmann, „die Kasse ist gefüllt," und er deutete auf einen kleinen ledernen Beutel, der auf dem Tisch lag, „meine liebe Tante ist so stolz auf meine junge Hauptmannswürde, daß sie mir zwanzig Friedrichsdor zum Präsent gemacht hat. Wie viel brauchst du, Heinrich?"

„Vier, Herr Hauptmann."

Der Offizier hob den Beutel auf und ließ eine Anzahl Goldstücke auf den Tisch gleiten. „Da nimm dir, Sergeant."

Dieser nahm vier der Goldstücke und steckte sie in die Tasche seiner Weste.

„Hast du Schulden, Sergeant?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Sollte mich auch wundern, du, das Muster von Solidität. Du willst doch nicht etwa heiraten, Mensch?"

Der Sergeant wurde rot, sagte aber ruhig: „Nein, Herr Hauptmann, jetzt noch nicht."

„Nun, was gibt's denn sonst? Kann ich's wissen?"

„Die Mutter hat heute Zinsen zu zahlen, und ich besitze nicht genug, um ihr zu helfen."

„Die Alte — hm, hätte mich auch etwas um sie bekümmern sollen; wie geht's ihr denn?"

„Sie wird alt und schwach."

„Hat viel Sorgen und Arbeit im Leben gehabt — brave Frau, werde nächstens einmal nach ihr sehen. Durfte dich auch früher zu mir schicken, Heinrich. Wie kommt es denn, daß die alte Frau plötzlich so in Not ist."

„Mein Bruder Hans —"

„Ah so, der Leichtfuß — der Fischfänger und Vogelsteller? Nun verstehe ich, der nimmt der alten Frau das ab, was sie sauer verdient hat. Sauberer Vogel."

„Er macht uns viel Sorge, Herr Hauptmann."

„Das glaub' ich wohl. Wenn ich den unter meiner Fuchtel hätte, wollt' ich vielleicht einen Kerl aus ihm machen, aber ihr Kasselaner braucht ja nicht zu dienen."

Seufzend entgegnete der Sergeant: „Ich hatte schon daran gedacht, ihn unter den Grenadieren einzustellen — aber —"

„Aber —"

„Er ist an ein herumstreichendes, wildes Leben gewöhnt —"

„Und von der Alten als Spätling natürlich verzogen."

„So sehr — daß ich fürchte, es wird vergeblich sein, ihm Disziplin beizubringen — und er macht uns schließlich Schande."

„So?" Ewald schwieg einen Augenblick und fragte dann: „Kann der Bengel schießen?"

„Leider, Herr Hauptmann, nur zu gut."

„Ah! Weht der Wind aus der Ecke? Wilddieb? Dem muß ein Ende gemacht werden, Heinrich, die Schwäche der alten Frau verdirbt den Jungen. Schick' ihn mir einmal her, ich will mir den Sausewind doch einmal ansehen."

„Gott lohne es Ihnen, Herr Hauptmann!"

Der Sergeant erhob sich, zögerte aber noch zu gehen. Ewald sah ihn fragend an.

„Ich weiß nicht, wann ich's wieder geben kann —"

„Unsinn, wenn du Überschuß hast und es absolut nicht als Geschenk von mir für die Alte nehmen willst, was mir das Liebste wäre. Aber ihr Rübenkönigs seid stolz. Nun, behüt' dich Gott, Heinrich!" Er reichte ihm die Hand und der Sergeant entfernte sich mit militärischem Gruß.

Der Hauptmann vertiefte sich wieder in seine Akten. Nach einer Weile klingelte er; die Ordonnanz trat ein.

„Ist Leutnant von Reizenstein noch nicht da?"

„Der Herr Leutnant kommen eben die Treppe herauf. Der Oberjäger Konski ist auch befohlen."

„Soll warten."

Die Ordonnanz öffnete die Tür und herein trat ein junger Jägeroffizier, dessen schlanke, feingebaute Gestalt, verbunden mit einem Antlitz von fast mädchenhafter Zartheit, einen überaus gewinnenden Eindruck machte.

„Nun, Reizenstein," rief ihm der Hauptmann, dessen kernige Figur und braunes energisches Gesicht einen lebhaften Gegensatz zu dem Äußeren seines jungen Untergebenen bildete, entgegen, „was haben Sie aus den Listen von Knyphausens Füsilieren herausstudiert?"

„Das Resultat ist ein geringes, Herr Hauptmann," entgegnete der Leutnant der Frage, „so weit meine Kenntnis des Regiments reicht, werden wir unter den Unteroffizieren nicht drei brauchbare Oberjäger finden."

„Habe ich mir gedacht," brummte Ewald ärgerlich, „mir ergeht's hier," und er deutete auf die vor ihm liegenden Akten, „nicht viel besser. Und damit soll ich eine neue Kompagnie bilden? Übrigens gibt der Befehl zu denken, Reizenstein."

„Wie meinen das der Herr Hauptmann?"

„Seit vielen Monaten ist Donop beim Oberkommando vorstellig geworden, daß es notwendig sei, eine neue Jägerkompagnie zu errichten, weil im Falle eines Krieges die eine ungenügend ist, und wir dann ge-

zwungen sind, alles Gesindel anzunehmen, das eine Büchse führen kann. Das lag lange im Ministerium ohne Entscheid — und — nun kommt vor einigen Tagen der englische Oberst an, und — gestern erhalte ich den Befehl, die zweite Kompagnie zu bilden."

„In eingeweihten Kreisen will man wissen, Oberst Faucitt sei hier, um Truppen für Amerika zu gewinnen."

„Die „eingeweihten Kreise" sind diesmal ganz gut unterrichtet. Es schweben entschieden Verhandlungen mit England und dieser so unerwartet erteilte Befehl zur Bildung der zweiten Kompagnie läßt darauf schließen, daß sie zu einem für die Briten günstigen Resultate führen werden."

„Das wäre herrlich, Herr Hauptmann."

„Jäger sind den Engländern drüben außerdem die notwendigste Waffe, denn ihre bisherigen sogenannten Siege haben die rebellischen Burschen nur durch ihre Scharfschützen errungen."

„Und unsere Jäger können sich mit den Besten messen. Ich wünsche es sogar, daß die Vermutung des Herrn Hauptmanns zutreffen möge, die Truppen versauern im langen Frieden und es wäre eine Wohltat für das verarmte Land, wenn diesem die Last sie zu erhalten abgenommen würde."

„Das trifft zu, und wir allein sind imstand, den Engländer in kürzester Zeit 12,000 Mann schlagfertiger Leute zuzuführen. Hoffentlich kommen wir ins Feuer."

„Hoffentlich. — Befehlen der Herr Hauptmann noch etwas?"

„Warten Sie noch einen Augenblick, ich habe mir den Konski kommen lassen. Ordonnanz!" Diese trat ein. „Konski." Der Soldat öffnete die Tür und rief: „Oberjäger Konski!"

Eine magere aber sehnige Gestalt mit den Abzeichen des Oberjägers trat in guter Haltung ein. Die dunkeln stechenden Augen des Mannes auf dessen Antlitz verschiedenartige Leidenschaften ihre Stempel zurückgelassen hatten, richteten sich auf das Gesicht des Hauptmanns, das eine finstere Strenge zeigte.

„Er ist gestern wieder total betrunken gewesen, Konski."

Der Oberjäger wollte etwas entgegnen, aber Ewald fuhr ihn an: „Halt Er sein Maul, Oberjäger. „Ich sehe, wie Er wohl weiß, meinen Leuten etwas nach, wenn sie außerhalb des Dienstes einmal über die Stränge schlagen, denn ein Jäger ist keine Maschine aus einem Grenadierregiment, aber alles hat seine Grenzen, und diese hat Er schon wiederholt überschritten. Ich will nicht, daß meine Oberjäger betrunken wie Schweine in der Stadt herumlaufen, verstanden! Wird mir noch einmal gemeldet, daß Er sich öffentlich betrunken gezeigt hat, so schicke ich Ihn drei Tage auf die Latten. Damit lasse Er sich für heute genügen." Die finstern Augen des Mannes ruhten während dieser energischen Strafrede auf dem Tische und hafteten wie unabsichtlich an den dort noch liegenden Goldstücken. Auf das kurze: „Kehrt! Marsch!" des Hauptmanns wandte er sich und schritt hinaus.

„Ein unheimlicher Kerl dieser Konski," sagte der Leutnant, „mich beschleicht immer ein Gefühl des tiefsten Widerwillens, wenn ich diesen Menschen sehe."

„Ein angenehmer Bursche ist er nicht; wenn der Kerl nüchtern ist, ist er ein trefflicher Soldat und ein vorzüglicher Schütze, aber der Teufel mag ihm ja wohl im Nacken sitzen."

Die Ordonnanz trat ein.

„Was gibt's?"

„Draußen ist ein Junge, der den Herrn Hauptmann sprechen möchte."

„Ein Junge? Was für ein Junge?"

„Es ist der Bruder des Sergeanten Rübenkönig von den Leibgrenadieren."

„Ah so — herein mit dem Burschen."

Mit linkischem Kratzfuß, den abgegriffenen Hut verlegen in der Hand drehend, trat Hans Rübenkönig ein.

Der Blick des Hauptmanns flog mit Wohlgefallen über die schlanke und doch kräftige Gestalt und das frische, gutmütige Antlitz des Jünglings.

„Das ist also Herr Rübenkönig junior? Bist ja schön emporgeschossen, Bursche. Na, was verschafft mir denn die Ehre?"

„Ich möchte Jäger werden, Herr Hauptmann."

„Ei," sagte dieser trocken, „wir möchten Jäger werden? Und Er meint, das ginge so ohne weiteres? Hat Ihn sein Bruder hergeschickt?"

„Nein, Herr Hauptmann."

„Lügst du Bursche?"

Hans wurde bei der barschen Frage rot bis an die Schläfen. „Hm," brummte der Hauptmann, als er dies bemerkte, für sich, „das ist ja ein gutes Zeichen."

„Ich habe meinen Bruder heute noch nicht gesehen, Herr Hauptmann, ich lüge nicht."

„Also, du willst Jäger werden?"

„Ja, Herr Hauptmann."

„Warum?"

„Ja, nu — eigentlich des Handgelds wegen," brachte der Bursche verlegen heraus.

„Des Handgelds wegen?" sagte der Hauptmann mit gefalteter Stirne, „nicht, weil es ihm eine Ehre ist, unter den Jägern zu dienen? Des Handgelds wegen? Wie kommt das?"

„Ich — ich — habe dumme Streiche gemacht — und der Alten Geld gekostet — und das Handgeld wollt' ich ihr geben."

„Hm — so —," sagte der Hauptmann und sah in des Jünglings treuherzige Augen; er gefiel ihm.

„Kannst du denn schießen, Bursche?"

„O ja," sagte Hans mit leuchtenden Blicken.

„Ei! Wo hast du denn das gelernt?"

„Ich — ich habe mich manchmal geübt."

„Er ist ein ganz tüchtiger Bursche im Walde, Herr Hauptmann," mischte sich Reizenstein ein, der gleichwie der Hauptmann den Jüngling mit Wohlgefallen betrachtete.

„Ah, Sie kennen ihn?"

„Er hat mich oft zur Jagd begleitet und kennt Wald und Wild vortrefflich."

„Nun, das sind ja gute Eigenschaften. Weiß Er denn, daß ich nur Schützen nehme, die mit der Kugel eine Schwalbe im Fluge treffen?"

Hans sah etwas verblüfft aus.

„Da in der Ecke steht eine Büchse," der Hauptmann deutete auf die Waffe hin, „hier liegen Pulver und Kugelbeutel, lade sie mir einmal."

Hans ergriff die schwere Büchse und vollführte die komplizierte und zeitraubende Arbeit des Ladens einer gezogenen Büchse der damaligen Zeit mit einem Geschick und einer Schnelligkeit, welche bewiesen, wie trefflich er die Waffe zu behandeln verstand. In weniger als einer Viertelminute war die Büchse nach allen Regeln der Kunst geladen, Hans klappte den Pfannendeckel zu und sagte: „Fertig!"

Der Hauptmann hatte mit steigendem Vergnügen gesehen, wie sich der Bursche mit seiner Aufgabe abfand und sagte dann: „Folge uns, wir wollen sehen, ob du schießen kannst," und er schritt mit Reizenstein hinaus, Hans hinterher. Eine Treppe führte sie auf die hintere Seite der Kaserne, welche hier an einsame Gärten und Felder grenzte.

Der Hauptmann sah sich um, — von Westen her kam eine Krähe in raschem Fluge heran, aber sie flog ziemlich hoch.

„Fertig zum Feuern!"

Hans zog den Hahn auf und hob die Büchse.

„Siehst du die Krähe?"

„Ja, Herr Hauptmann."

„Wenn ich kommandiere, schieße!"

Ewald ließ den Vogel, der von vorn genommen werden mußte, bis auf etwa zweihundert Schritt herankommen: „Feuer!"

Mit stetiger Bewegung hob Hans die Büchse, schoß, und der Vogel stürzte tot herab. Hans stand strahlenden Gesichts da.

„Schießen kannst du, das sehe ich. Nun will ich dir etwas sagen, Junge, ich will dich in die Kompagnie nehmen, deines Bruders und deiner Mutter wegen, hier hast du Handgeld," er öffnete seine Börse und gab Hans die bei Anwerbung eines Jägers üblichen drei Friedrichsdor, „morgen um 9 Uhr meldest du dich bei mir zum Dienstantritt, aber eins merke dir Bursche: das Wildern hat jetzt ein Ende — verstanden."

Er schritt mit Reizenstein in die Kaserne zurück, während Hans, seine

drei Goldstücke fest in der geballten Hand zusammenpressend, nach der Stadt davonsprang.

Im eilenden Lauf erreichte er das Ahnaberger Tor. Die Mutter fuhr vor Schreck hoch aus ihrem Stuhle empor, als Hans ungestüm ins Zimmer stürmte.

„Hier, hier, Alte, drei blanke Füchse, mehr geben sie nicht —," und dabei legte er die drei als Handgeld empfangenen Goldstücke auf den Tisch —, „so — aber nun weine mir auch nicht mehr."

Erstaunt sah die Mutter auf den erregten Jüngling und dann auf das Geld: „Was? Was ist das, Hans?"

„Handgeld, Mutterchen, Jäger bei Ewald. So — und nun bezahle den Kerl da drüben," er meinte den freundlichen Nachbarn, der der Witwe einige hundert Taler auf ihr Grundstück geliehen hatte und mit dem Verkauf drohte, wenn der Zins nicht pünktlich bezahlt werde — „und ist er nicht zufrieden damit und ängstigt dich noch, so schlage ich ihm alle Knochen im Leibe entzwei."

„Hans! Hans — Herzenskind, du hast Handgeld genommen — für mich?"

„Nun ja, wie soll ich denn sonst Geld kriegen? Ich will schon ein Jäger werden."

„Gott lohne es dir tausendfach, mein Liebling —," und sie nahm ihn in den Arm und küßte ihn, aufs Innigste gerührt.

„Nun, es ist ja gut, es ist ja nicht der Rede wert, Soldat mußte ich ja doch einmal werden."

„Du wirst dem Soldatenstande Ehre machen, wie dein Vater und dein Bruder. Gott segne dich, Kind."

Indem trat der Sergeant ein, und als er erfuhr, was sich ereignet hatte, faßte er den wilden Bruder an der Schulter und sagte herzlich: „Junge, es steckt ein guter Kern in dir, aber nun laß auch die tollen Streiche."

Es war eine glückliche Frau heute die Witwe Rübenkönig mit ihren zwei stattlichen Söhnen.

Drittes Kapitel.

Das Jägerkorps, dem der junge Rübenkönig für die Zukunft angehören sollte, war ein Elitekorps in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Man stellte nur Leute in dasselbe ein, welche von Jugend auf mit

dem Walde, der Jagd und der Büchse vertraut waren. Es galt deshalb als eine besondere Ehre, unter den Jägern zu dienen, und sie wußten das recht wohl. Auch gestattete man ihnen in jeder Beziehung mehr Freiheit als den anderen Truppen. Hauptmann Ewald war ein eben so geschickter als kühner Soldat, dem es in allen Waffen- und Leibesübungen wenige zuvortaten, streng im Dienst, aber gerecht und wohlwollend, und wurde von seinen Leuten gefürchtet, bewundert und geliebt. Er hatte seine Jäger zu einer vorzüglichen Truppe ausgebildet, sie waren ein stolzes Elitekorps.

In dieses trat Hans Rübenkönig ein.

Sehr schwer ward es dem feurigen, wilden Jüngling, sich in die ungewohnte, stramme Disziplin zu fügen, ihm, den die Nachsicht einer überzärtlichen Mutter gewöhnt hatte, seine Zeit nach Belieben zu verwerten, und der bisher noch sehr wenig im Leben getan hatte, aber er fügte sich.

In der Uniform, dem grünen Frack, den Hirschfänger um die rote Weste geschnallt, den dreieckigen Hut mit dem Busch keck auf dem Kopfe, sah der schlanke Junge so hübsch aus, daß selbst des Sergeanten ernstes Gesicht ein wohlgefälliges Lächeln überflog, als er den Bruder so erblickte.

Das Entzücken der Mutter über ihres Lieblings kriegerische Erscheinung war groß, und Hans selbst kam sich in der schmucken Uniform nicht wenig bedeutend vor, er war stolz darauf, zur Armee zu gehören und noch dazu als Jäger.

Die Unteroffiziere der Grenadier- und Füsilierregimenter wie die der Jäger, besuchten, zu fröhlicher abendlicher Gemeinschaft nach dem anstrengenden Dienst, vorzugsweise ein Wirtshaus am Brink, die „Stadt Karlshafen" genannt, in welchem Bier und Branntwein verschenkt wurde.

Ein ständiger Gast dort war der Oberjäger Konski, der seit etwa zwei Jahren bei den Jägern diente.

Es war ein finsterer, wortkarger Geselle dieser Konski und schien den Verkehr mit seinen Kameraden mehr zu meiden als zu suchen, sodaß er selbst in dem von zahlreichen Gästen besuchten Wirtszimmer gewöhnlich schweigsam, allein, in irgend einer Ecke saß.

Niemand wußte etwas Genaueres über ihn und seine Vergangenheit, und er war durchaus nicht der Mann, sich zu Mitteilungen darüber herbeizulassen.

Es war nicht einmal bekannt, aus welcher deutschen Landschaft er stammte, doch schien sein Dialekt auf Thüringen zu deuten.

Unter den Soldaten liefen sonderbare Gerüchte über den Gesellen um. Einige wollten wissen, er habe schon vor Jahren bei den Preußen gedient und sei einer schlimmen Affäre wegen desertiert, andere, daß er sich lange im Dienst der Generalstaaten in deren fernen Kolonien herumgetrieben habe, ja, daß er schon in Amerika gewesen sei zwischen den Wilden, die dort hausen. Das Merkwürdigste war, daß ein alter Zeugfeldwebel ihn vor zwanzig oder mehr Jahren schon in Kassel gesehen haben wollte und

sich von dieser Meinung durchaus nicht abbringen ließ, nur hätte er damals einen anderen Namen geführt.

Zuverlässiges über sein Vorleben konnte niemand erfahren, selbst Ewald nicht, der ihn einmal ins Verhör genommen hatte, da auch ihm allerlei Gerüchte zugetragen worden waren und er nicht gern unsaubere Elemente in seiner Truppe duldete. Der Oberjäger machte ihm damals Mitteilungen über seine Vergangenheit, die, gleichviel ob Märchen oder nicht, den Hauptmann befriedigen mußten. Da er ein tüchtiger Soldat und vorzüglicher Schütze war, sah man ihm manches nach, sogar daß der ungesellige Mensch von Zeit zu Zeit sich dem Trunk ergab. Im Rausche war der wohl vierzigjährige Mann mit den schwarzen, stechenden Augen schier unheimlich, er wurde dann oftmals, abweichend von seiner sonstigen Art, gesprächig und führte unverständliche Reden und erzählte von Taten, die gerade nicht mit militärischer Ehre übereinstimmten, oder er sang Lieder in Sprachen, die kein Mensch verstand.

Anfangs meinte man, er sänge polnische Lieder, weil doch sein Name auf polnische Abkunft deutete, aber einer, der es verstand, erklärte, es sei Englisch und Holländisch, was er zu Gehör brächte, und daneben noch andere Sprachen, die wohl niemand hier kenne.

Wenn er zu singen begann, mußte Konski schon sehr betrunken sein.

Leiden mochte ihn niemand, selbst seine Vorgesetzten nicht. Da er aber, wie gesagt, ein tüchtiger Soldat war, von nicht gewöhnlicher Intelligenz, auch daneben Spuren höherer Bildung verriet und, gelegentliches, periodisch auftretendes Betrunkensein abgerechnet, sich nichts zu Schulden kommen ließ, konnte man ihm nichts anhaben.

Einen tiefen Widerwillen gegen ihn hatte der Leutnant von Reizenstein, zu dessen Zuge er gehörte, einen Widerwillen, den er nicht immer zu verbergen wußte, ob er ihn sich gleich nicht zu erklären verstand, und es war aufgefallen, daß der kecke cynische Oberjäger vor dem jugendlichen Offizier eine gewisse Scheu hatte, welche er selbst dem gefürchtetsten Kommandeur gegenüber nicht zu fühlen schien.

Es war Abend, und in der großen Wirtsstube der „Stadt Karlshafen" saßen Unteroffiziere der Grenadiere, Musketiere und Jäger in buntem Gemisch, tranken, rauchten, spielten Karten oder plauderten. Wie gewöhnlich saß Konski allein da, ein Glas Schnaps vor sich, und rauchte aus einer kurzen Pfeife. Er sah mit dem ihm eigenen finsteren Gesichtsausdruck vor sich hin, ohne sich scheinbar um die übrigen zu kümmern.

An einem Tische neben ihm debattierten einige Unteroffiziere über die beste und schnellste Art, einem Reiterangriff gegenüber Karree zu formieren.

„Ein hessisches Karree ist nicht zu sprengen," sagte Sergeant Heisterhagen von den Leibgrenadieren, „wenn es Munition hat. Rübenkönig und ich, wir haben mehr als einmal als blutjunge Tambours im Karree ge-

standen, zuletzt noch bei Minden und den Feuerwirbel geschlagen, wenn die Franzosen herankamen; unsere Kerls standen wie die Mauern und die Musjös purzelten vor ihren Salven wie die Hampelmänner von den Gäulen."

„So, daß also die hessischen Grenadiere unbesiegbar sind," bemerkte hiezu höhnisch der bisher so schweigsame Oberjäger Konski.

„Wenigstens haben sie überall ihren Mann gestanden, Herr Oberjäger," erwiderte Heisterhagen ruhig, Konski mit einem sehr ernsten Blicke messend.

„Antworte dem Kerl doch nicht," flüsterte Rübenkönig seinem Freunde zu, „er scheint wieder in Randalierlaune zu sein."

„Was hat der Oberjäger mit den Grenadieren?" tönte es von einem anderen Tische her und ein baumlanger Soldat erhob sich in drohender Haltung.

Rübenkönig, dem ein Streit im Wirtshause unangenehm gewesen wäre, winkte dem Grenadier sich zu setzen und äußerte: „Der Herr Oberjäger rühmte die Grenadiere."

Konski war seines hämischen Wesens wegen so unbeliebt, daß auch schon andere Soldaten, obgleich keiner wußte was eigentlich vorgegangen war, sich erhoben.

Heisterhagen aber, seinen Freund wohlverstehend, stimmte ein altes Soldatenlied an, die andern fielen ein, und niemand achtete Konskis mehr.

Gerade als die Krüge aneinanderklirrten, öffnete sich plötzlich die Tür und eilig trat der Oberjäger Bickel ein.

Alle Köpfe wandten sich nach ihm hin.

„Gute Nachricht, Kameraden! Es gibt Krieg!"

Wie auf Kommando sprangen die Soldaten in die Höhe, nur Konski blieb sitzen.

„Krieg? Mit wem? Wo?"

„Mit Amerika, wir müssen hinüber."

„Schurri!" erklang der Jubelruf, daß die Fensterscheiben klirrten.

„Ist es wahr?"

„Woher die Nachricht?"

„Treibe keinen Scherz, Bickel!"

„Amerika? Das ist herrlich!" so rief's aufgeregt durcheinander.

„Morgen wird's bekannt gemacht, wir gehen als englischer Succurs hinüber, gegen die Rebellen dort."

Wild und gellend erklang das Jauchzen der Soldaten.

„Gott sei Dank!"

„Soldat im Frieden ein elendes Leben!"

„Das gibt Beute drüben!" rief ein alter narbiger Grenadier.

„Das Gold liegt dort auf der Straße!" ein anderer.

„Und die braunen Mädchen! Hui!" lachte ein junger Füsilier.

Nur einer teilte die allgemeine Freude nicht, Konski, der noch in seiner Ecke saß.

Als sein Kamerad Bickel die mit so stürmischer Freude aufgenommene Nachricht eines Feldzuges nach Amerika verkündete, zuckte er zusammen, und das Gesicht, welches überhaupt keine frische Farbe zeigte, wurde noch um eine Nuance bleicher.

Zwischen den Zähnen murmelte er: „Amerika? Die Pest drauf. Dann wird's Zeit."

Langsam erhob er sich, nahm die Mütze und schritt schwankend der Türe zu.

„Willst du schon gehen, Konski?" fragte erstaunt Bickel.

„Habe gerade genug — es ist Zeit für mich," damit ging er hinaus.

Draußen im dunkeln Flur richtete er sich auf, hob drohend die Faust gegen das Gastzimmer und murmelte ingrimmig: „Seid verdammt, hessische Hunde! Nach Amerika, das wäre das Rechte. Ich muß fort, sie muß mir Geld schaffen," und dann schritt er in die Nacht hinaus.

In der „Stadt Karlshafen" aber ging es noch überlustig zu, bis der Zapfenstreich die Kriegsleute zur Kaserne rief.

Viertes Kapitel.

Bei dem Präsidenten von Kannegießer, einem der einflußreichsten Räte des Landgrafen, war an demselben Abend Ball, welcher die vornehmste Gesellschaft Kassels vereinigte.

In allen Räumen der ausgedehnten Wohnung bewegten sich fröhliche Gäste.

Die zahlreichen Wachskerzen strahlten auf das gestickte Kleid des Hofmanns, die glänzende Uniform des Offiziers, die seidenen Roben der Damen, gepuderte Locken und blitzende Augen hernieder.

Es war ein freundliches Bild, welches die Vereinigung von so viel Jugend, Schönheit und Anmut in der zierlichen Tracht und reichen Farbenpracht der Zeit darbot.

Eben endete die Menuett, das Orchester schwieg, die Tänzer führten ihre Damen zu den Sitzen zurück, und die Zuschauerschar in den geöffneten Türen lichtete sich.

Albrecht von Schallern vom Regimente Loßberg, eine breitschulterige kräftige Gestalt mit kühnem Gesichtsausdruck, trat zum Saale hinaus und durchforschte die sich in langer Front hinziehenden benachbarten Gemächer.

In einem derselben stand einsam ein Jägeroffizier am Fenster und schaute in die dunkle Nacht hinaus.

„Wo steckst du denn, Hugo? Ist die melancholische Stimmung wieder Herr über dich geworden?"

„Du weißt, Albrecht, daß ich in Ballsäle nicht tauge."

„Ja, alter Cato, ich weiß es, aber deine Laune wollen wir bald verbessern. Höre. Schlieffen hat heute Nachmittag den Vertrag mit England unterschrieben.

„Ah," fuhr Reizenstein aus einer trüben Ruhe empor, „das ist herrlich. Gott sei Dank."

„Das wird ein Feldzug, Hugo — Meerfahrt, Amerikaner — Wilde — Avancement — Orden — welche Perspektive?"

„Nach Amerika also?" sagte der Jäger —, „so kann ich dort den Spuren meines Vaters folgen."

„Ah — recht, dein Vater ist ja dort einst verunglückt."

„Niemand weiß, wie der Arme dort seinen Tod gefunden hat. Der Brief meines Oheims, welcher die Todesnachricht enthält, ist seit einigen Jahren in meinem Besitz, Frau d'Arville hat ihn mir übergeben."

„Wie kam denn die dazu?"

„Er war an sie gerichtet. Als die treueste Freundin meiner so früh verstorbenen Mutter führte sie während ihres Leidens deren Korrespondenz."

„Ja, ich entsinne mich jetzt, von dem mysteriösen Ende deines Vaters gehört zu haben, wie auch von der ebenso geheimnisvollen Haltung deines Oheims. Wenn wir hinüberkommen, wollen wir nachforschen, wo er geblieben ist. Konnte dir Frau d'Arville nichts über ihn mitteilen?"

„Sie wußte und weiß selbst nicht mehr als alle übrigen. Mein Onkel ist verschollen."

„Auf diese Weise also bist du an die d'Arvilles gekommen?"

„Ja, höchst unfreiwillig."

Eine Gruppe höherer Offiziere, in deren Gesellschaft ein englischer Oberst sich befand, betrat das Zimmer und die beiden jungen Leute entfernten sich. Die Offiziere ließen sich an dem Kamin nieder und Oberst Rall, eine herkulische Gestalt mit frischem roten Gesicht sagte: „Gott sei Dank, daß das Garnisonleben ein Ende hat. Wenn wir den Herrn Washington mit seinen Schuster- und Schneidergeneralen nicht noch vor Beginn des Winters in Stücke hacken, so will ich Tambour bei einem Garnisonregiment werden."

Die Offiziere lachten, und Oberst Donop sagte mit der ihm eigenen Trockenheit: „Als Tambourmajor würden Sie sich trefflich ausnehmen, Rall," was die Heiterkeit verdoppelte.

Ernst erwiderte Loßberg: „Es hieße die uns gestellte Aufgabe wie unsere Gegner sehr unterschätzen, wenn wir uns die Niederwerfung der Rebellen so gar leicht vorstellen würden. Ich kenne das voraussichtliche Operationsfeld aus eigener Anschauung und kenne Herrn Washington."

Erstaunt unterbrach ihn der englische Oberst Faucitt: „Herr von Loßberg kennt unsere Kolonien?“

„Vor mehr als zwanzig Jahren weilte ich mehrere Monate dort, und erst der zwischen Preußen und Österreich ausbrechende Krieg rief mich zur Heimat zurück. Ich habe dort Land und Leute und, wie gesagt, auch Herrn Washington kennen gelernt. Wir haben es drüben mit andern Boden- und Raumverhältnissen zu tun als hier, und der Rebellenführer, den ich zu meinem Bedauern auf jener Seite sehe, ist, wie er das damals schon bewies, ein sehr umsichtiger, kaltblütiger und tapferer Offizier. Sowohl seiner Veranlagung nach als auch wohl durch die Verhältnisse gezwungen, wird er den Cunctator spielen, eine Kriegführung, welche durch die ungeheure Ausdehnung des Kriegsschauplatzes wesentlich erleichtert wird.“

„Ei, Loßberg,“ sagte Rall, „wir werden den Stier bei den Hörnern fassen.“

„Ganz gut, Rall,“ meinte Generalmajor Schmidt, „das wäre so Ihre Sache, aber ehe man ihn fassen kann, muß man ihn erst zum Stehen bringen.“

„Na, sie werden doch nicht ewig ausreißen,“ lachte Rall.

„Welche Veranlassung führte Sie nach Amerika?“ fragte General Schlieffen.

„Wanderlust und Freundschaft für einen längst verstorbenen Kameraden, Exzellenz. Zwei meiner Jugendfreunde zogen mich hinüber: die Brüder Reizenstein.“

„Ah, ganz recht, jetzt entsinne ich mich, von Ihrer Meerfahrt gehört zu haben, es geschah, lange ehe ich in hessische Dienste trat. Der junge Reizenstein bei den Jägern ist der Sohn eines Ihrer Freunde?“

„Der Sohn Kurts von Reizenstein, des jüngeren der beiden Brüder, ja, Exzellenz.“

„Die Angelegenheit der beiden verschollenen Reizensteins gewinnt jetzt, wo wir den amerikanischen Boden betreten werden, ein aktuelleres Interesse. Ich habe früher schon mit Teilnahme einiges von jenen Vorgängen vernommen, und erfahre jetzt gerne mehr davon. Da den anwesenden Herren die Verhältnisse wahrscheinlich zur Genüge bekannt sind, lassen Sie uns, lieber Loßberg, einen kleinen Abstecher in den Wintergarten machen, erzählen Sie mir dort Genaueres.“

Er nahm mit diesen Worten des sich erhebenden Obersten Arm und schritt mit ihm hinaus, dem kleinen Wintergarten zu, den sie, wie vermutet, leer vorfanden. Sie ließen sich auf einer der dort angebrachten Bänke nieder, und Schlieffen sagte:

„Ich habe für den jungen Reizenstein einige Teilnahme, lieber Loßberg, nicht nur, daß mir schon der Knabe einen angenehmen Eindruck gemacht hat, ich habe vor allem seine Mutter als junge Dame gekannt und geschätzt. Die Brüder Reizenstein und ihre Schicksale waren seit Jahren

vergessen, jetzt wird die Erinnerung, wo der Sohn und Neffe sich anschickten, den ihnen so verderblichen Erdteil zu betreten, wieder lebendig. Sie verpflichten mich durch eingehende Mitteilungen über jene fernliegenden Vorgänge. Ich betrachte sie natürlich als vertrauliche."

„Was ich Exzellenz mitteilen kann, ist hinreichend bekannt. Der ältere Reizenstein, Friedrich, lernte eine junge Amerikanerin kennen, eine Miß Melville, heiratete sie, quittierte den Dienst und siedelte nach ihrer Heimat über, wo die Familie reich begütert war. Er veranlaßte später seinen Bruder Kurt, den er innig liebte, nachzukommen, um auch ihm drüben eine dauernde Heimstätte zu gründen. Kurt war damals schon vermählt und folgte des Bruders Ruf um so lieber, als er kein Vermögen besaß. Doch zunächst begab er sich aller vorbereitenden Schritte wegen allein nach Amerika, die Gattin und den kleinen Sohn, den sie ihm geschenkt, hier zurücklassend. Ich folgte einer Einladung des mir nahe befreundeten älteren Bruders und verweilte längere Zeit drüben, ein gutes Stück des Landes mir ansehend. Der Ausbruch des Krieges rief mich 1756 zurück. Wenige Monate nach meiner Rückkehr traf die Trauerkunde ein, Kurt von Reizenstein sei gestorben, erschlagen wahrscheinlich durch herumstreifende Indianer. Man fand die einer Geldsumme beraubte Leiche, aber die Nachforschungen nach den Mördern blieben ohne Erfolg. Die junge Frau überlebte die Todeskunde nicht lange und ließ das Kind als Waise zurück. Seitdem hat man auch nie etwas von Friedrich Reizenstein wieder gehört."

„Das ist so seltsam," sagte Schlieffen, welcher dem Bericht anteilvoll lauschte. „Nie wieder von ihm gehört? Nicht von seinen Verwandten dort?"

„Nach dem Briefe mit der Todesnachricht Kurts nichts mehr. Uns allen war und ist dies unerklärlich. Daß der damals ausbrechende Krieg zwischen Frankreich und England, der auf den Meeren und hauptsächlich in den amerikanischen Kolonien, bis in die Wildnis hinein, geführt wurde, alle Verbindungen mit Amerika wie die dort im Lande selbst störte, war ja begreiflich, aber unerklärt bleibt deshalb doch das gänzliche Schweigen des Bruders."

„Von wo waren seine Briefe datiert?"

„Bald von New-York, bald von Albany, wo er sich abwechselnd aufhielt, selbst aus andern Teilen des Landes, von Besitzungen, welche die Familie seiner Frau in verschiedenen Kolonien besaß und gelegentlich besuchte."

„Man hat von hier aus keine Nachforschungen nach ihm angestellt."

„Doch, Exzellenz, so energische und so umfangreiche, als nur möglich waren, private und sogar solche durch das englische Gouvernement, alles vergeblich. Nach Jahren erfuhren wir durch das Londoner Kolonialamt, Friedrich von Reizenstein sei vom Hudson, wie ich damals sein Gast war, längst nach dem spanischen Florida übergesiedelt. Weiteres sei nicht zu

ermitteln gewesen. Das war alles, was wir erfahren konnten. Florida lag damals ganz abseits des Stromes der Zivilisation. Da keiner der abgesandten Briefe je beantwortet wurde, kein Versuch, ihn zu ermitteln, ein Resultat ergab, so ist nur eines möglich und denkbar, daß auch Friedrich bald nach seinem Bruder vom Tode ereilt wurde, und die amerikanische Verwandtschaft nicht geneigt war, sich um Kurts Waise zu bekümmern. Der Knabe ist unter harten Entbehrungen in jener wilden Zeit, welche Kassel wiederholt einer Belagerung aussetzte, aufgewachsen, bis er endlich, nachdem ich aus dem langen Kriege heimgekehrt war und erst Muße fand, mich um ihn zu kümmern, durch meine Vermittelung in die Kriegsschule aufgenommen wurde."

„Dieses so vollständige Verschwinden eines Mannes wie Friedrich Reizenstein," bemerkte Schlieffen, „ist selbst unter den überaus schwierigen Umständen, welche die kriegerische Zeitlage damals schuf, sehr seltsam. Denn so wild ist doch Amerika nicht, daß man nicht einen Mann von Stand dort sollte ausfindig machen können, außer, er müßte sich verbergen wollen. Und daß er absichtlich geschwiegen, ist wohl nicht anzunehmen?"

„Er liebt seinen Bruder auf das Zärtlichste und würde dessen Waise unter keinen Umständen verlassen haben."

„Daß Briefe in jenen Tagen verloren gingen, daß ein Ortswechsel etwa in den so ausgedehnten und so dünn bevölkerten Landstrichen einer brieflichen Verbindung verhängnisvoll werden konnte, ist begreiflich — erklärt jedoch das Schweigen Reizensteins und seiner Verwandten nicht genügend."

„Uns allen war dieser jähe Abbruch aller Beziehungen damals ein Rätsel — und ist es noch heute."

„Briefe zu unterschlagen hatte wohl niemand ein Interesse?"

Der Oberst stutzte bei diesen nicht gerade mit besonderer Bedeutung hingeworfenen Worten.

„Briefe unterschlagen? Wer sollte das tun? Und warum?"

„Mein Gott, Loßberg, es gibt hierzu die verschiedensten Veranlassungen. Konnten die Briefe z. B. nicht Geld enthalten."

„Der Gedanke ist mir noch nicht gekommen."

„Durch wen wurde nach der jungen Mutter Tode die Korrespondenz hier vermittelt?"

„Durch eine Jugendfreundin der Verewigten, Frau d'Arville, welche sich des verwaisten Knaben angenommen hatte."

„Ah!" Es war ein seltsamer Laut, welcher von des Generals Lippen kam. „Frau d'Arville? So? Das ehemalige Fräulein von Flor?"

„Dieselbe."

„War sie schon zu jener Zeit die Gemahlin des französischen Herrn?"

„Ja, Exzellenz. Ich lag damals im Felde — sie blieb in Kassel, daher hatte sie die Vermittelung."

„Das ist interessant. Und sie war die Freundin der armen jungen Reizenstein?"

„Die zärtlichste."

„Wirklich? Nun," fuhr der General fort, „jetzt, wo wir in einigen Monaten den Boden Amerikas betreten werden, gibt sich wohl Gelegenheit zu erfahren, wie Friedrich Reizenstein geendet hat. Schade — sehr schade, daß ich das, was sie mir da erzählen, nicht früher erfahren habe. Ich danke Ihnen, lieber Oberst, für Ihre so ausführlichen Mitteilungen. Ich kenne dieses ehemalige Fräulein von Flor und ihren parlierenden Herrn Gemahl zur Genüge, kenne beide besser als sie wohl denken. Diese ganze Angelegenheit klingt sehr rätselhaft — nun vielleicht können wir drüben etwas zur Lösung des Rätsels tun. Ich werde die Sache im Auge behalten. Lassen Sie uns jetzt wieder zur Gesellschaft zurückkehren."

Beide verließen das schön geordnete Pflanzenhaus.

Kaum waren ihre Schritte verhallt, als hinter einer dichten Gruppe tropischer Pflanzen eine Frauengestalt auftauchte, deren verstörtes Gesicht auf einen hohen Grad von Aufregung schließen ließ. Sie hatte sich jedenfalls schon im Wintergarten befunden, ehe die Offiziere eintraten, und jedes Wort der Unterredung vernehmen müssen. Die Dame, nicht mehr jung, doch jugendlicher erscheinend, als sie war, mit feinen aristokratischen Zügen, die einst schön gewesen sein mußten, und zierlicher, eleganter Gestalt setzte sich, wie von Erschöpfung darniedergezogen auf dieselbe Bank, welche die Herren eben verlassen hatten, und stützte das kunstvoll frisierte Haupt mit der Hand. Sie blieb in dieser Stellung, bis ein leichter Schritt vor der Türe her sie aufschauen ließ.

„Ah," sagte die Stimme ihres Gatten, Monsieur d'Arvilles, des Maître de garderobe Sr. hochfürstlichen Durchlaucht, „muß man Sie hier unter Palmen suchen, teuerste Marguerite?"

Herr d'Arville war ein wohlkonserviertes, etwa fünfzigjähriges Herrlein, mit rundlichem Gesicht, welches von Bonhommie strahlte, und vereinigte die Würde eines französischen Maître de danse, als welcher er nach Kassel gekommen war, trefflich mit dessen Beweglichkeit.

„Ciel! ma chère, wie sehen Sie aus," fragte er, als er, näher tretend, die hohe Erregung der Gattin in deren Zügen bemerken mußte, „sind Sie krank?"

„Er geht nach Amerika," flüsterte sie ihm zu.

„Wer?"

„Der Reizenstein."

„Nun? Und?"

„Man wird Nachforschungen nach seinem Onkel anstellen, er hat Schlieffens und Loßbergs Protektion."

„Ah, bah, Teuerste," sagte der kleine Franzose leise, „der Reizenstein muß längst tot sein, wir hätten doch sonst etwas von ihm vernommen, wenigstens hätte er Ihre Briefe beantwortet."

„Wenn er noch lebte und es zu Tage käme, wir wären verloren."

Herrn d'Arville entfuhr ein ganz unsalonmäßiges „Diable", und die gute Laune, die ihn sonst auszeichnete, und ihn zum Liebling des Landgrafen machte, war plötzlich verschwunden.

„Ich habe immer gefürchtet, daß mich Ihre Handlungen noch ins Unglück stürzen würden."

Die Frau warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „Meine Handlungen, Monsieur d'Arville? Ihr Gedächtnis scheint schwach zu werden. Habe ich Geld unterschlagen? Habe ich einen falschen Totenschein ausfertigen lassen?"

Der Franzose wurde bleich. „Mon Dieu, mon Dieu, was reden Sie da? Wer spricht solch' abscheuliche Sachen?"

„Ich wollte nur andeuten, wie weit meine Handlungen Sie ins Unglück zu stürzen vermögen, Monsieur!"

„Freilich, Sie haben Glück, Marguerite," sagte er mit bitterem Hohne, „Ihr werter Freund, der Herr Postdirektor, der so ganz in Ihren Diensten stand, kann nicht mehr als Zeuge vernommen werden."

„Diese ganze finstere Epoche meines Lebens beginnt ihre Schatten rückwärts zu werfen," sagte sie, ohne die hämische Äußerung des Mannes zu beachten.

„Da Sie, Madame, so gut Schuld und Unschuld zu verteilen wissen, so möchte ich Ihnen zurückrufen, daß ein gewisser Heldberg in jener Zeit eine merkwürdige Rolle gespielt haben muß."

Die Frau wurde entsetzlich bleich und faßte mit der Hand nach der Bank.

„Schweigen Sie, was wissen Sie davon?"

„Mehr, Madame, als Sie ahnen."

Sie schwieg und fuhr nach einer Weile, in welcher sie mit bewundernswerter Kraft ihre leidenschaftliche Aufregung bezwang, ruhiger fort: „Lassen Sie uns jetzt nicht streiten, Alfons, sondern überlegen."

„Erklären Sie doch zunächst, was Ihre Befürchtungen so direkt hervorruft?"

„Ich hörte hier eine Unterredung zwischen Schlieffen und Loßberg mit an, deren Inhalt die Reizensteins waren. Der Oberst ist ein arglosser Bär, aber Schlieffen ein feiner Kopf, er warf Verdachtsmomente hin, die sich ihm stärker auszubilden schienen, als er von meiner Tätigkeit in der Sache vernahm."

„Und er kennt Sie, meine gute Marguerite," warf Herr d'Arville leicht hin."

Seine Frau bemerkte in ihrer Erregung den darin liegenden Spott nicht oder wollte ihn nicht bemerken, sondern fuhr fort: „Ich erschrak im Innersten, als er von unterschlagenen Briefen und Geldsendungen sprach. Er ist weder mir noch Ihnen gewogen, und scheint hier ein Rätsel zu

ahnen, welches ihm, wo seine Hand demnächst bis über den Ozean reichen wird, nicht unlöslich erscheint."

„Sacre!" fluchte Herr d'Arville, „er kann mich nicht vor Augen sehen. Was beginnen?"

„Noch weiß ich's nicht," sagte die Frau.

Ihr Antlitz, in dem unter ziemlich starken Brauen dunkle Augen blitzten, nahm einen dämonischen Ausdruck an, als sie leise fast vor sich hin sagte: „Mag kommen was da will — es ist geschehen — es mußte sein — ich habe sein Glück zerstört — wie er meines."

Nach einer Weile fuhr sie fort: „Wenn ihm jetzt in diesem melancholischen Jüngling ein Rächer entstünde?"

„Mais, Marguerite," zischte Herr d'Arville mit lauerndem Blick, „wenn man seine Abreise nach Amerika zu verhindern wüßte?"

Dem seinen begegnete ein finsterer Blick der Frau: „So verhindern Sie es, wenn Sie können."

Der Garderobemeister erschrak über Blick und Ton seiner Gattin, und mehr noch, als er durch ein leichtes Geräusch veranlaßt, seinen Blick nach dem Eingang wandte und dieser dort auf zwei sich eilig zurückziehende weibliche Gestalten fiel.

„Ciel! Man belauscht uns — wir sind verloren!"

Der Blick seiner Frau wandte sich ebenfalls der Tür zu, erreichte aber nur noch ein verschwindendes Ballkleid.

„Poltron! Wir sprachen zu leise, um dort verstanden zu werden. Wahrscheinlich verhindern wir ein zärtliches tête-à-tête. Kommen Sie zurück zur Gesellschaft, Sie zweiter Bayard, und setzen Sie statt des Armsündergesichts die freundliche Miene auf, welche Sie so gut kleidet. Allons donc. Was komme, komme."

Damit verließ das würdige Paar den Pflanzengarten, um sich mit heiterer Miene wieder der Gesellschaft anzuschließen.

Als zu später Stunde die Gäste sich entfernten, schritt General Schlieffen dicht hinter Frau d'Arville den Korridor entlang, die in Begleitung ihrer Tochter, der Gattin des Kriegsrats Dallner dem Ausgang zustrebte.

„Ah, so wird mir noch Gelegenheit, mich von den Damen zu verabschieden," sagte er artig und fuhr nach einer freundlichen Erwiderung von Seiten der Angeredeten fort: „Ich hatte mir vorgenommen, Madame d'Arville eine Frage vorzulegen, doch es findet sich wohl passendere Gelegenheit."

Auf einen Augenwink der Mutter schritt Frau Dallner weiter.

Schlieffen nahm den Arm von Frau d'Arville und folgte langsam nach.

„Ich habe da erst kürzlich erfahren, daß Sie mit der Mutter des jungen Reizenstein innig befreundet waren, Madame?" er fühlte, als er

so direkt auf sein Ziel los ging, wie der Arm der Frau leicht erbebte, aber sein forschendes Auge begegnete einem ruhigen Gesicht.

„Ja, Exzellenz, wir waren innig befreundet."

„Diese Reizenstein'sche Tagödie, die sich in zwei Weltteilen abgespielt hat, interessiert mich lebhaft, und niemand könnte mir besser helfen, sie aufzuklären, als Sie, gnädige Frau!"

„Wie das, Exzellenz?"

„Vermittelten Sie nicht während der Krankheit der jungen Frau von Reizenstein die Korrespondenz mit ihren Verwandten?"

„So ist es, Exzellenz," entgegnete sie mit vollkommener Ruhe.

„Sollten Sie nicht auch der Meinung sein, ma chère," warf der General mit einem Tone hin, der wenig Achtung verriet, „daß hier Briefe verloren gegangen oder unterschlagen sein müssen, Briefe und vielleicht noch anderes?"

Die Frau war auf diesen Angriff vorbereitet und entgegnete mit immer gleicher Gelassenheit: „Der Gedanke ist uns auch oftmals aufgestiegen."

Der General ließ ihren Arm dem seinen entgleiten, als sein so direkter Angriff so gänzlich wirkungslos blieb, und sagte: „Meine liebe Marguerite, ich habe die Freude, Sie und Ihren werten Herrn Gemahl recht genau zu kennen, und seitdem ich erfuhr, daß Sie die Reizenstein'sche Angelegenheit geführt hatten, ist mir der Gedanke aufgestiegen, es könnten vielleicht durch Herrn d'Arville, der der deutschen Sprache nur in geringem Grade mächtig ist, allerlei Irrtümer veranlaßt worden sein."

„Wie meinen das Exzellenz?" fragte die Frau scharf.

„Ereifern Sie sich nicht, meine Gute," sagte Schlieffen mit seiner nachlässigen Ruhe, „ich meine nur, daß jetzt, wo der junge Reizenstein sich hinüberbegibt, um neben seinen kriegerischen Obliegenheiten auch nach dem Schicksal der Seinen zu forschen, Sie möglichen Falls bei Ihrer genauen Kenntnis der ganzen Angelegenheit Mittel und Wege anzugeben vermöchten, welche zur Aufklärung vorhandener Irrtümer beitragen könnten."

„Bedaure, Exzellenz, da nicht dienen zu können, was ich wußte, habe ich Reizenstein mitgeteilt, was ich an Papieren besaß, ihm übergeben."

„Alles?" fragte Schlieffen, und in dem Blick, mit welchem er die Frage begleitete, in der leicht gefalteten Stirn lag etwas so gefährliches, daß Frau d'Arville innerlich erbebte.

„Ich interessiere mich für den jungen Mann, er steht unter meinem Schutz, Madame, und ich werde ihm beistehen, gewisse unerklärliche Vorgänge aufzuhellen. Sie wissen, daß Schlieffen nie vergeblich droht. — Sie würden gut tun, Madame, bei Aufklärung der dunklen Vergangenheit mitzuwirken." Er verbeugte sich leicht und ließ Frau d'Arville einfach stehen. Diese rauschte mit durch Zorn verzerrtem Gesicht ihrer Tochter nach.

Gleich darauf führte Mutter und Tochter der Wagen davon. Als

sie vor ihrem dem Schlosse gegenüber liegenden Hause ankamen, bemerkte die Mutter beim Aussteigen das Gesicht des Oberjägers Konski im Schein der Wagenlaterne. Sie erschrak heftig und schritt ins Haus hinein, die Treppe hinauf. Als der Diener die Tür schließen wollte, hielt ihn Konski an: „Ich habe der gnädigen Frau noch eine Botschaft auszurichten," sagte er mit etwas schwerer Zunge.

„So spät?" fragte verwundert der Diener.

„Ja, es ist wichtig, auch ist es noch nicht 10 Uhr."

„Ja, ich weiß nicht —."

„Melden Sie es wenigstens Frau von d'Arville.

Kopfschüttelnd ging der Diener hinein, erschien aber gleich darauf wieder und führte den Jäger hinauf zu dem Zimmer der Herrin des Hauses und öffnete ihm dasselbe.

Frau d'Arville stand mit auffallend bleichem und finsterem Gesicht am Tisch, als der Jäger eintrat.

„Was wollen Sie?" fragte sie hastig.

„Die Armee geht nach Amerika!"

„Ich weiß es bereits."

„Ich will nicht mit hinüber und brauche deshalb Geld.

„Wollen Sie fortwährend wie ein Blutegel an meinem Leben zehren? Ich habe kein Geld."

„Ich will nicht nach Amerika," sagte er nachdrücklich.

„Was glauben Sie denn fürchten zu müssen? Man wird Sie nach zwanzig Jahren drüben so wenig erkennen, wie man Sie hier erkannt hat, als Sie die Tollheit hatten, wieder zu erscheinen, am allerwenigsten in der Uniform erkennen, und wer kann Ihnen, den schlimmsten Fall angenommen, im Schutze des Heeres etwas anhaben?"

„Ich will nicht hinüber," wiederholte er.

„Ei, Sie fürchten sich?"

„Ja, und Sie haben ebenso viel zu fürchten wie ich, Madame."

„Nicht ganz so viel, guter Freund, aber auch mir ist diese Expedition unangenehm."

„Mir kann schließlich niemand etwas beweisen, aber Ihnen beweist man desto mehr," brachte er fast lallend hervor.

Frau d'Arville erkannte jetzt, daß Konski betrunken war und trat ängstlich zurück.

„Ich will nicht nach den Kolonien," fuhr der Jäger fort. „Ich bin zum Kain gestempelt und treibe mich ruhelos und verkommen in der Welt umher. Nach Amerika will ich nicht, nein — ich bin ohne Mittel — also schaffen Sie Rat."

In der Angst, daß der berauschte Mann das Haus in Aufruhr bringen und Dinge aussagen könnte, die gefährlich waren, trat die Frau auf den Jäger zu, legte die Hand auf die Schulter und sagte mit schmeich-

lerischem Tone: „Glauben Sie denn nicht, Eduard, daß Sie drüben einer möglichen Gefahr der Entdeckung für mich vorbeugen könnten? Gefahr bedroht mich und Sie nur, wenn Friedrich Reizenstein noch lebt — ich hoffe, er wandelt nicht mehr auf Erden."

„Ich kann da drüben nichts nützen und will den Boden nicht wieder betreten, Rachegeister lauern dort auf mich."

„Sie sind kein Mann mehr, sonst würden Sie fühlen, daß einer Gefahr entgegengehen sie schon halb besiegen heißt. Sie waren stets mein Freund und ich weiß Ihre Treue zu schätzen, und — jetzt wo Hugo hinübergeht — und — wirklich Gefahr droht, liegt es nur an Ihnen, mir vollständige Sicherheit vor den Schatten der Vergangenheit zu verschaffen.

Sie sagte das mit einem Blicke und einer Betonung, die dem Jäger wohl verständlich sein mußte.

Er schauderte leicht zusammen und sagte mit finsterem, fast verstörtem Blick: „Willst du meine Hand noch einmal bewaffnen, Weib? Sie ist rot genug. Nichts davon," fuhr er lauter fort, „es ist genug und ich könnte mich doch erinnern, welchem Satan ich das Unglück meines Lebens verdanke."

„Schweig, oder ich rufe um Hülfe," zischte sie, erschreckt durch den lauten Ton des betrunkenen Mannes wie durch den Ausdruck seines Gesichts.

„Das würdest du wohl schwerlich wagen —," lachte er. „Was das Geld betrifft — haben muß ich es und —," er murmelte einige unartikulierte Laute — „gib mir Geld — oder —."

Frau d'Arville ging an einen Sekretär, nahm aus einem seiner Fächer einige Goldstücke und gab sie Konski: „Mehr habe ich nicht — und nun tue, was du willst."

Er wog die kleine Summe in der Hand, sah die Frau an und sagte: „Ich war weniger sparsam. Gute Nacht, Satan." Er schritt ziemlich festen Schrittes hinaus.

Sie stand am Tische, den stieren Blick in weite Ferne gerichtet: „Steigt dein blutiger Schatten aus dem Grabe herauf und streckt die Hand nach mir aus? — Zwanzig Jahre leide ich — niemand weiß, wie sehr — o — grauenvoll. — Fort — Schemen, ich biete euch Trotz — fort — fort — fort." Ein nervöses Zittern befiel sie, und sie sank, die Hände vors Gesicht schlagend, in einen Stuhl.

Fünftes Kapitel.

Der Türmer hatte eben von der St. Martinskirche herab zwei Uhr morgens gerufen, als mit langen, eiligen Schritten Hans Rübenkönig vom Ahnaberger Tor her seiner Kaserne zueilte.

Er trug nicht die Uniform, sondern die Kleider, die er ihretwegen abgelegt hatte. Flink und scheu drückte er sich an den Häusern des Pferdemarktes vorbei, unbemerkt so durch die menschenleeren Gassen schreitend.

Nicht gut wäre es für ihn gewesen, einem der Nachtwächter oder gar einer der nächtlich ausgeschickten Streifpatrouillen zu begegnen, die den einsamen, scheuen Wanderer am Ende eindringlich gefragt haben würden, was er zu so ungewöhnlicher Stunde auf den Straßen von Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht Residenzstadt zu suchen habe, denn Hans wandelte nicht auf dem Wege der Pflicht.

Doch weder eine Patrouille noch ein Nachtwächter begegneten ihm, die letzteren hielt ein eisiger Wind von den Straßen möglichst fern. Die unselige Jagdleidenschaft hatte ihn zum Tore hinaus in den Wald geführt. Einer seiner ehemaligen Kameraden, ein verlodderter Bube Namens Fischer, hatte ihm gestern zugeflüstert: „Sei morgen um 11 Uhr bei Wolfsanger, es tritt Rotwild dort aus."

Dem vermochte Hans nicht zu widerstehen. Die Jägerkaserne hatte eine kleine, unscheinbare Pforte, welche zum Felde hinaus führte. Am Tage streng verschlossen, wurde sie nächtlich desto fleißiger benutzt, da mehrere Oberjäger einen Schlüssel zu derselben führten, um sich nach dem Zapfenstreich noch aus der Kaserne unbemerkt entfernen zu können, und, wenn es ihnen beliebte, noch länger im Wirtshause zu weilen oder einem holden Abenteuer nachzugehen.

So war fast die ganze Nacht die verbotene Pforte geöffnet, denn keiner der spät Heimkehrenden verschloß sie, aus Furcht, einem nach ihm eintreffenden Kameraden den Rückweg zu versperren, dies geschah erst mit Tagesanbruch.

Hans war in das Geheimnis der Türe durch den Oberjäger Konski eingeweiht worden, der ihm eines Tages mit herablassender Vertraulichkeit sagte: „Wenn Er, Rekrut, einmal den Zapfenstreich überhören sollte, so kann Er sich durch diese Türe salviren, sie ist die ganze Nacht offen, halt er aber 's Maul darüber. Ich sage Ihm das, weil Er der Bruder eines braven Kameraden vom Leibregiment ist und es ihm gelegentlich Arrest ersparen kann."

Hans hatte sich zwar über diese Vertraulichkeit des so wenig umgänglichen Oberjägers verwundert, sie aber doch als Beweis von kameradschaftlicher Gesinnung seinem Bruder gegenüber, auf den er nicht wenig stolz war, dankbar hingenommen.

Hans, der sich, seitdem er im Dienste war, trefflich geführt und die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erworben hatte, war bisher nicht in die Versuchung gekommen, von dem verstohlenen Eingang Gebrauch zu machen, denn das Wirtshaus lockte den Jüngling nicht hinaus, als aber der Jagdteufel in Gestalt seines ehemaligen Genossen an ihn herantrat, vermochte er nicht zu widerstehen. Er hatte seine bürgerlichen Kleider in der Kaserne, Büchse und was dazu gehörte, ruhte in sicherem Versteck, und — um 11 Uhr war er in Wolfsanger eingetroffen. Mit klopfendem Herzen näherte er sich jetzt der Türe: wird sie geöffnet sein?

Sie bot die einzige Möglichkeit, in die Kaserne zu kommen, ohne die Wache zu passieren, und Hans wußte wohl, daß er, wenn sein nächtlicher Ausflug entdeckt wurde, strenge Strafe zu erwarten hatte.

Mit leisem Schritte näherte er sich der Türe, faßte die Klinke — „Gott sei Dank," er atmete erleichtert auf — die Tür war unverschlossen.

Er trat ein, tastete nach der Treppe und begann mit vorsichtigem Tritt die Stufen zu ersteigen.

Nicht wahrzunehmen vermochte er, daß dort oben ein Paar scharfe Wolfsaugen ihn beobachteten — es war Konski, der den Kommenden belauerte.

Als Hans um die Treppenwendung schlich — und schwach durch das Fenster beleuchtet wurde, erkannte ihn Konski und verbarg eilig hinter seinem Rücken den blanken Genickfänger, den er in der Hand trug.

Nicht drei Stufen war Hans weiter gestiegen, als Konski ihn anrief: „Wer da?"

Hans stand wie vom Blitz getroffen bei dem plötzlichen Anrufe, unfähig zu antworten.

„Laß doch einmal sehen, wen wir da haben," sagte der Oberjäger und kam die Treppe herab. „Alle Wetter, das ist Er ja, Rübenkönig! Na, das ist eine schöne Geschichte."

Jetzt hatte ihn auch Hans erkannt und sagte zitternd: „Machen Sie mich nicht unglücklich, Herr Oberjäger, zeigen Sie mich nicht an.

„Ja, armer Junge, das kommt zu spät. Gegen 12 Uhr muß der Teufel den Oberst Rall hierher führen, um die Stuben zu revidieren, ob alle Mannschaften da sind. Als er gewahrte, daß sogar ein Rekrut fehlte, faßte ihn eine unglaubliche Wut. Es wird Ihm schlimm ergehen, Rübenkönig!"

Hans war sprachlos vor Entsetzen.

„Er kann noch von Glück sagen, daß Er jetzt kommt, denn ich wollte eben, da Er nicht mehr erwartet wurde, die Tür verschließen, damit die Ronde sie nicht offen findet."

Hans wußte, wie streng die Strafen beim Militär waren, wußte, wie Rall gefürchtet wurde, sah Gefängnis, scharfe Latten, Kugelschleifen, Spießruten vor sich, und es faßte den Jüngling eine Angst, welche ihm alle Besinnung raubte.

„Nein, nein, lebendig sollen sie mich nicht haben," rief er im Tone der Verzweiflung, sprang die Treppe hinunter, riß die Tür auf und lief in die Nacht hinaus, rasch zwischen den Hecken der Gärten verschwindend.

Konski ließ ein heiseres Lachen vernehmen, steckte sorgfältig seinen Genickfänger in die Scheide, stieg hinab, verschloß die unheilvolle Türe und schritt dann leise hinauf nach den Kasernenstuben.

Am andern Morgen fehlte beim Appell Hans Rübenkönig. Sofort ging die Meldung ab: Deserteur. Gleich darauf begaben sich auch Mannschaften in verschiedenen Richtungen auf die Suche, zunächst bei seiner Mutter, welche sich darüber sehr entsetzte.

Aber noch schlimmer; gegen sieben Uhr wurde bekannt, daß auf dem Dienstzimmer des Hauptmanns Ewald, welches augenscheinlich mit einem Nachschlüssel geöffnet worden war, der Schrank erbrochen und zwölf Friedrichsdor daraus entwendet waren.

Der Verdacht, der Dieb zu sein, fiel auf den Deserteur, da Konski von seinem Zusammentreffen mit Hans durchaus kein Wort verlauten ließ.

Heinrich Rübenkönig war bald von seines Bruders Flucht wie von dem schmählichen Verdacht, welcher gegen ihn laut wurde, unterrichtet, und der strenge, pflichttreue Mann war tief erschüttert.

Nachdem mittags die Parole ausgegeben war, nahm Hauptmann Ewald den Sergeanten Rübenkönig bei Seite und fragte: „Hältst du deinen Bruder eines Diebstahls für fähig, Heinrich?"

„Nein, bei Gott nicht, Herr Hauptmann."

„Nun; ich auch nicht, tröste dich deshalb. Aber welcher Teufel mag denn den Jungen geritten haben?"

„Ich weiß nur eines, was ihn aus der Kaserne gelockt haben könnte, seine Leidenschaft für die Jagd."

„Hm, 's ist eine unangenehme Sache, indessen, er ist ja noch ein halbes Kind. Gewiß wird er sich mit der Alten oder dir in Verbindung setzen, mache ihm begreiflich, daß, wenn er sich von dem leider bei dieser Sachlage ziemlich nahe liegenden Verdacht des Diebstahls reinigen kann, er sich schleunigst freiwillig wieder stellen soll, er wird dann gelinde davon kommen. Laß ihn das wissen, Heinrich."

Der Sergeant atmete auf: „Sobald ich irgend kann, Herr Hauptmann. Wie die Sache zusammenhängt, weiß ich nicht, aber ich bin überzeugt, daß, wenn der Junge erfährt, daß man ihn des Diebstahls beschuldigt, schon das ein Grund für ihn sein wird, zurückzukommen, um sich von dem Verdachte zu reinigen."

„Na, tue dein Möglichstes. Guten Morgen, Sergeant."

Der Sergeant begab sich im Eilschritt zu seiner Mutter, welche er in Verzweiflung antraf.

Aber auch sie sagte, als sie von dem Verdachte des Diebstahls hörte, mit inniger Überzeugung: „O nein, gestohlen hat der Hans nicht. Er ist

wild — aber ehrlich. Mein Gott, mein Gott, wo mag das Kind sein?"

Nach einigen Kreuz- und Querfragen des Sergeanten, wer der Hauptkumpan des Hans bei seinen Jagdfreveln sei, bezeichnete die Mutter jenen schon erwähnten Fischer. Der Bursche, welcher in der Nachbarschaft wohnte, wurde herbeigeholt.

„Bursche," fuhr ihn der Sergeant an, „wo warst du in der Nacht mit meinem Bruder? Die Wahrheit, oder ich arretiere dich sofort und liefere dich gebunden ins Kastell."

Der junge Mensch wollte bei dieser Anrede schleunigst Kehrt machen, allein des Sergeanten eiserne Faust hatte ihn schon am Kragen.

„Wir kennen eure Streiche, also heraus damit — wo waret ihr in der Nacht?"

Der verblüffte Fischer, dem in der Faust des Sergeanten garnicht wohl zu Mute war, stotterte: „Im Wolfsanger Wald, Herr Sergeant."

„Wann trafst du den Hans?"

„Um 11 Uhr."

„Wann seid ihr zurückgekehrt?"

„So gegen 2 Uhr morgens."

„Wo ging Hans dann hin?"

„Nach der Kaserne."

„Ah, er wollte zurück in die Kaserne? Die Sache wird immer rätselhafter. Wie dachte denn der Hans in die Kaserne hineinzukommen, ohne daß ihn die Wache abfing?" examinierte der Sergeant weiter.

Der Bursche kratzte sich am Kopfe und brachte dann zögernd heraus: „Sie haben da eine Türe —"

„So? Weißt du, wo der Hans jetzt ist?"

Mit unverhohlenem Erstaunen entgegnete Fischer: „Wenn er nicht in der Kaserne ist, nein."

Diese Aussage trug das Gepräge der Wahrheit. Der Sergeant ließ den Burschen los, und dieser fragte schüchtern: „Ist denn etwas vorgefallen, Herr Sergeant?"

„Du hast meinen Bruder ins Unglück gebracht, er ist desertiert."

Der Fischer erschrak. „Desertiert? Wir hatten nichts getan als ein bißchen den Waldsaum abgestreift, wir haben nichts geschossen; Herr Sergeant, bringen Sie mich nicht auch ins Unglück!"

„Du weißt also nicht, wo der Hans ist?"

„Nein, Herr Sergeant. Wenn er aber desertiert ist, so ist er bei Spickershausen über die Fulda gegangen und ins Hannöversche hinein!"

Das war, da dies die nächste Grenze war, etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, wahrscheinlich genug.

Heinrich überlegte einen Augenblick. Daß Hans an dem Diebstahle unschuldig sei, glaubte er jetzt fester als je. Die geheime Tür war ihm nicht unbekannt, hatte doch die Gardekaserne eine gleiche Ausschlupfpforte.

Dann sagte er: „Ich will dich nicht ins Unglück bringen, Junge, aber du mußt mir den Hans wiederschaffen. Ihr Taugenichtse habt doch sicher Mittel, euch heimlich zu verständigen, und Verstecke für Eure Jagdgerätschaften und dergleichen?"

„Ich weiß, wo der Hans seine Büchse versteckt hält, aber wenn er ins Hannöversche ist, hat er sie sicher mitgenommen, und herüber wird er sich schwerlich trauen."

„Warte!" Der Sergeant zog seine Brieftasche und schrieb mit dem Stift auf ein herausgerissenes Blatt: „Hans, komme zurück und stelle dich, du kommst mit leichter Strafe davon. Man hat dich in Verdacht gebracht, dem Hauptmann Ewald Geld gestohlen zu haben, lasse das nicht auf dir sitzen und komme zurück so rasch als möglich. Dein treuer Bruder Heinrich."

„Wenn du noch ein bißchen Gefühl im Leibe hast, so siehe zu, daß der Hans diesen Zettel bekommt. Wie du das machst, ist mir gleich. Willst du ins Hannöversche hinüber, so will ich dir Geld geben."

Der Fischer hatte den ihm offen gereichten Zettel gelesen. „Gestohlen?" sagte er, „nein, das tut der Hans nicht. Wir schießen wohl dann und wann dem Landgrafen einen Bock weg — aber stehlen? Nee. Das hat ein anderer getan."

Zu dem Burschen, der einen Wilddiebstahl durchaus nicht als Verbrechen ansah, sagte die Mutter jetzt: „Lieber Wilhelm, such' mir den Hans auf, tu's einer alten Frau zu Liebe."

„Ja, Frau Rübenkönig, ich will's versuchen, ich will auch ins Hannöversche gehen," sagte der Junge, den der Schmerz der alten Frau nicht ungerührt ließ.

Der Sergeant zog die Börse und gab ihm einen Taler. Bringst du mir den Hans, Fischer, sollst du noch einen haben."

Des Burschen Augen leuchteten, als er das Geldstück erblickte: „Was ich tun kann, soll geschehen, ich will ihn schon finden."

Damit entfernte er sich.

Der Sergeant tröstete die Mutter, so gut er vermochte, und begab sich dann zu Hauptmann Ewald, um dem zu berichten, was er hier erfahren hatte.

Sechstes Kapitel.

Es war gegen Ende des Märzmonats, und ein schöner Frühlingstag war es, dessen warme Sonne die Weser, da, wo sie dem Meere zueilt, und die Marschen ringsum mit ihren sinkenden Strahlen beleuchtete.

Mit munterem Schritt kam Hans Rübenkönig dort einher gegangen, den Strom entlang und seinem Laufe folgend.

Hier und da sah man in dem flachen Lande ein niedriges Gehöft einsam ragen, meist von einigen Bäumen umstanden, denn die Leute im Norden bauen sich nicht in geschlossenen Dörfern an, wie es weiter im Süden geschieht, sondern jeder wohnt auf seiner Hufe allein, das ist so Friesen- und Sachsenart.

Die Sonne neigte sich schon zum Untergange, Hans sah sich nach einem Nachtlager um und maß die Entfernung der einzelnen Gehöfte mit dem Blick.

„Gerne suche ich einen solchen Marschenbauer nicht wieder auf," murmelte er, „sie halten mich für einen Vagabunden. Grobes Volk, und man versteht ihre Sprache nicht einmal."

Dabei fiel sein Blick auf eine große Heufieme, welche, mit Brettern gedeckt, sich unweit erhob. „Das wird's für die Nacht tun, so brauche ich keinem der Bauern ein gutes Wort zu geben," und flink manchen Graben und Knick überspringend eilte er der Fieme zu.

Behaglich ließ er sich dort nieder, zog aus dem Rucksack, den er trug, ein frugales Abendbrot hervor, welches er mit großem Appetit verspeiste, und bereitete sich dann in dem Heu nach oben zu ein Lager, wickelte sich in eine wollene Pferdedecke, welche er ebenfalls dem Rucksack entnahm, sah noch eine Weile schweigend nach dem Sternenhimmel auf, denn die Nacht war herabgesunken, und schlief bald den traumlosen Schlaf der Jugend.

Der erste Frühschein dämmerte kaum am Himmel auf, als Hans die Augen öffnete.

Eine Weile lag er noch still, dann hob er plötzlich den Kopf, sein scharfes Ohr hatte ein verdächtiges Geräusch vernommen. Er lauschte: „Es ist Schnarchen," sagte er sich dann, „da ist noch ein Gast, den will ich mir doch ansehen."

Vorsichtig wickelte er sich aus der Decke, glitt geräuschlos aus seinem Lager, lauschte von neuem dem immer gleichmäßig forttönenden Geräusch, und schlich dann vorsichtig um die Fieme herum, dem Laute nach.

Forschend den Kopf vorstreckend erblickt er erst die Füße, dann den ganzen Körper eines im Heu hingestreckten Mannes, von welchem das Geräusch ausging. Kriechend nahte er sich und schrak jäh zurück, als er beim schwachen Zwielicht die Uniform eines hessischen Jägers erkannte.

Das schwere Schnarchen dauerte fort, und wieder nahte sich Hans, um das Gesicht des Mannes zu sehen.

Er beugte sich über den Schlafenden, und fast wäre ihm ein Schrei der Überraschung entfahren — vor ihm lag — Konski, der Oberjäger.

„Desertiert?", murmelte Hans. „Wart', Bursche, du hast's mit Hans Rübenkönig zu tun. Dir will ich's eintränken, einen ehrlichen jungen Burschen in den Verdacht des Diebstahls zu bringen."

Er blickte forschend um sich, dort lagen Büchse und Patrontasche, die der Jäger von sich geworfen, als er sich niederlegte, flink entfernte sie Hans gänzlich aus dem Bereiche des Schlafenden und trug sie einige Schritte fort. Dabei stieß er mit den Füßen an etwas — er bückte sich und hob eine geleerte Rumflasche auf, welche noch stark nach ihrem Inhalt duftete.

„Ah, der desertierte Herr Oberjäger haben sich einen Rausch angetrunken? — Desto besser — wollen gleich sehen." Er entfernte auch das Seitengewehr des Schlafenden und nahm dessen Genickfänger in die eigene Hand.

Mit der Linken schüttelte er nun Konski derb an der Schulter, doch dieser, ohne zu erwachen, gab nur einige unartikulierte Laute von sich.

„Betrunken — und wie! Warte, Konski, du hast mich unerfahrenen Jungen veranlaßt, die Schmach des Desertierens auf mich zu laden, du sollst es büßen."

Er kletterte wieder an der Fieme empor und holte einen Strick herab, der da oben dazu diente, einen der deckenden Balken zu befestigen. Mit diesem band er dem Jäger die Arme oberhalb der Ellenbogen fest auf den Rücken zusammen. Dann setzte er sich geduldig neben ihn und verzehrte die Reste seines Abendbrotes.

Kaum stand die Sonne hell am Himmel, so ging Hans zu einem nahen Graben und füllte seinen Hut mit Wasser, welches er dann dem Schlafenden plötzlich ins Gesicht goß.

Dieser erwachte aus dem schweren Schlummer, sah um sich, wollte sich aufrichten, wurde aber durch die gebundenen Arme daran verhindert. Gleichzeitig fühlte er auch den Schmerz, welchen ihm die Bande verursachten.

Er richtete den trüben Blick in die Runde und ließ ihn endlich auf Hans haften.

„Guten Morgen, Herr Oberjäger," sagte dieser spöttisch.

Konski antwortete nicht, aber in dem trüben, stier blickenden Auge erwachte nach und nach geistiges Leben. Er versuchte noch einmal sich zu erheben, was wieder mißlang und schrak dann sichtlich zusammen.

„Was ist das? — Bist du es, Hans Rübenkönig?"

„Zu Befehl, Herr Oberjäger."

In dem Gesichte des Gefesselten dämmerte jetzt eine Ahnung der Gefahr auf, in welcher er sich befand, und mit großer Energie schüttelte er fast gewaltsam die Betäubung, welche ihm das Hirn umlagerte, ab. Einen Augenblick sah er überlegend vor sich hin, er fühlte, daß er gebunden sei, und mit einer kräftigen Bewegung brachte er sich auf die Kniee. Ein grimmiger Blick traf Hans.

„Hast du mich gebunden, Bursche."

„Zu Befehl, Herr Oberjäger."

„Augenblicklich befreie mich, oder es ergeht dir schlimm."

„O nein, Herr Oberjäger, arretierte Deserteure führt man gebunden zurück, das ist Vorschrift."

Dem Oberjäger wurde mit den schwindenden Dünsten des Rums seine Lage immer klarer — er fühlte die unzerreißbaren Stricke an seinen Armen und wußte sich wehrlos in der Hand des Jünglings.

„Was habe ich Ihm getan, Rübenkönig?"

„Mich zum Deserteur und Dieb gemacht, Herr Oberjäger, aber das soll Euch gereuen! Kommt, es wird Zeit, ich will Euch zur Kompagnie zurückbegleiten."

„Da werden sie sich ja recht freuen, dich wieder zu sehen."

„Ich hoffe, ja," sagte Hans trocken.

„Sei kein Narr, Mensch, und binde mich los, ich habe dir nichts zugefügt."

„Nein, ich bin kein Narr, ich würde mich auch garnicht um Euch bekümmern, ob Ihr Deserteur seid oder nicht, aber den Diebstahl lasse ich nicht auf mir sitzen, der muß aufgeklärt werden, und darum müßt Ihr mit."

„Ich habe dich des Diebstahls nicht beschuldigt."

„Werden sehen, das Verhör wird's ausweisen, und nun kommt, wir müssen fort."

„Lebendig, du Hund," schrie der Jäger in ausbrechender Wut, „lebendig bringst du mich nicht fort," und er machte verzweifelte Anstrengungen, sich zu befreien.

Hans sprang zurück und ergriff die Büchse, die, wie er sich überzeugte, geladen war.

„Gebt Euch keine Mühe, Konski, die Stricke halten, und mit müßt Ihr, und zwar lebendig. Ich brauche nur zu rufen oder zu schießen, so kommen Leute, welche mir beistehen, Euch nach Bremerlehe zu bringen. Angesichts der Truppen wird's keiner wagen, einem Deserteur durchzuhelfen, also fort!"

„Rübenkönig," sprach der Jäger jetzt ruhiger, „du bist ein Kind, ein Tor. Was willst du denn deine Knochen in Amerika lassen, komm' mit mir, ich habe Geld und teile es mit dir, wir suchen uns eine neue Heimat."

„Mir ist die alte gut genug. So, Ihr habt Geld? Am Ende das des Hauptmanns? Hilft Euch nichts, Herr Oberjäger — kommt nur."

„So nimm Geld, ich gebe dir sechs Friedrichsdor, aber laß mich los."

„Vorwärts!"

„Ich gebe dir zehn, aber stürze mich nicht ins Unglück, Junge."

„'s wird Euch nicht schlimmer gehen als mir, wenn sie mich erwischt hätten."

„Rübenkönig, erbarme dich —"

„Da seht, dort kommt ein Pikett Jäger, die streifen nach Euch. Vorwärts!"

„Nein!" und mit finsterm Trotze warf sich Konski zurück aufs Heu.

In der Ferne zeigten sich in der Tat hessische Jäger, welche die Knicks und Gräben absuchten.

Hans feuerte Konski's Büchse in die Luft, worauf alle auf die Heufieme zuschritten.

Hans lief ihnen entgegen, und als er den Oberjäger, welcher das Pikett führte, erkannte, eilte er auf ihn zu und sagte hastig: „Jäger Hans Rübenkönig meldet sich zur Kompagnie zurück."

„Donnerwetter, Junge, bist du 's?" platzte der Oberjäger Bickel, dieser war es, erstaunt heraus — „na, das ist der gescheiteste Streich, den du je gemacht hast. Sei mir herzlich willkommen, Wildfang," und er reichte ihm die Hand. „Was fiel dir denn ein, zu desertieren? Ein Rübenkönig und desertieren? Pfui Teufel."

„Die zerstreuten Jäger waren herbeigeeilt und drückten ihre Freude aus, Hans wiederzusehen.

„Hast du nicht einen Gewissen hier herumschleichen sehen, Hans?" fragte der Oberjäger.

„Meint Ihr den Konski, der liegt dort sicher genug," und Hans deutete auf den Heuhaufen.

Die Jäger sprangen fort und führten den gebundenen Konski herbei, dessen Auge mit tödlichem Hasse auf Hans ruhte.

„Es tut mir leid, Konski, aber Er weiß, Pflicht ist Pflicht," redete ihn Bickel an. „Vorwärts Marsch!" und den Delinquenten in der Mitte schritten sie Bremerlehe zu.

Hans erzählte nun, wie er in jener Nacht von der Jagd zurück gekehrt sei, auf Konski im Treppenhause gestoßen, wie ihn dieser eingeschüchtert, und er dann in heller Verzweiflung davon gelaufen sei.

„Ei, ei!" sagte Bickel, eine grundehrliche Natur, „das sind ja sonderbare Geschichten. Rall, die Stuben der Jäger durchsucht? Unsinn!"

Hans erzählte weiter, wie er sich wochenlang im Hannöverschen und im Reinhardtswalde, bald jagend, bald bei Waldbauern arbeitend herumgetrieben habe, bis endlich die Kunde zu ihm drang, daß die Hessen und auch seine Jäger in den Krieg zögen, da habe er gleich den Entschluß gefaßt, sich auf jede Gefahr hin zu stellen. Hierin bestärkt habe ihn der Zettel seines Bruders, der ihm endlich zu Händen gekommen war, besonders weil er die Mitteilung enthielt, er stehe im Verdacht, den Hauptmann Ewald bestohlen zu haben. Bald zu Fuß, bald auf einem flinken Segelboote, wenn sich Gelegenheit dazu gab, sei er die Weser hinabgeeilt, der Kompagnie nach, und freue sich, sie eingeholt zu haben.

„'s ist brav, Junge, daß du dich stellst, 's wird sich alles finden."

„Um den Konski, Herr Oberjäger, würde ich mich nicht bekümmert haben, denn es ist nicht meine Sache, Deserteure ohne Befehl einzufangen, wenn ich ihn nicht als Zeuge brauchte, daß ich kein Dieb bin."

„Daß du den Hauptmann bestohlen hast, Hans, hat keiner von uns geglaubt, so merkwürdig deine Flucht auch mit dem Einbruch zusammen traf."

In raschem Jägerschritt waren sie Bremerlehe genaht, wo eine statt-

liche englische Flotte auf dem breiten Strom vor ihren Ankern sich schaukelte, in welche eben auf zahllosen Böten hessische Truppen eingeschifft wurden.

Mit begierigem Auge verschlang Hans das bunte, aufregende, nie gesehene Bild.

Dort stand auch seine Kompagnie zur Embarquierung bereit und vor ihr Hauptmann Ewald.

„Geh', Hans, und melde dich!" sagte Bickel.

Rasch trat Hans an den Hauptmann heran, stand vorschriftsmäßig und meldete: „Jäger Hans Rübenkönig, freiwillig zur Kompagnie zurück und bittet um gnädige Strafe."

Des Hauptmanns ernstes energisches Gesicht überflog ein freundlicher Zug, als er den errötenden Jüngling musterte und seine Meldung vernahm.

„Freut mich, Rübenkönig, das hatte ich auch von Ihm erwartet," sagte er gütig.

„Ich hätte mich zu Tode geschämt, Herr Hauptmann, wenn die Kompagnie im Feuer gewesen wäre ohne mich."

„Das ist wie der Sohn eines alten Soldaten gesprochen, der auf dem Schlachtfelde starb. Komm' Er einmal hierher, Rübenkönig," und er trat mit ihm zur Seite. „Sage mir jetzt die Wahrheit, Hans, es soll dir gar nichts geschehen, mein Wort als Offizier darauf, aber, beim Leben deiner alten Mutter, sage die Wahrheit: „hast du mir das Geld genommen?"

Hans sah ihn mit seinen ehrlichen Augen treuherzig an und antwortete: „Nein, Herr Hauptmann, so wahr Gott lebt."

„Ich hab's auch nicht geglaubt, aber ich freue mich der Bestätigung."

Hans erzählte nun flüchtig die näheren Umstände seiner Desertion, welche der Hauptmann nicht ohne Erstaunen vernahm. Er warf einen Blick nach der Gruppe, in welcher Konski sich befand, und Bickel trat dann vor ihn und meldete: „Zurück von der Streife auf den Deserteur Konski, Deserteur eingebracht."

Ein ernster Blick des Hauptmanns traf Konski.

„Bringe Er ihn aufs Schiff und lege Er ihn in Eisen. Vorher wird er streng durchsucht und ihm alles an Papieren, Geld und so weiter abgenommen."

Konski ließ sich schweigend abführen.

„Und ich?" fragte Hans jetzt schüchtern.

„Du? Ja, Bursche, dich müßte ich dreimal die Gassen laufen lassen," sagte Hauptmann Ewald, Hans wurde bleich, „wenn der Landgraf nicht einen Generalpardon erlassen hätte für alle Deserteure, welche sich freiwillig wieder stellen."

Hans atmete auf, und ein glückliches Lächeln flog über sein Gesicht.

„Und nun gehe Er zum Zeugfeldwebel und lasse Er sich wieder einkleiden."

Hans wollte davon eilen.

„Halt! Weiß denn Seine Mutter, daß er wieder bei mir ist?"

„Ich habe ihr sagen lassen, Herr Hauptmann, ich ginge zur Kompagnie zurück."

„Na, ich will nur der alten Frau noch schreiben, daß ihr Taugenichts wieder da ist, damit sie ihrer Sorge ledig wird. Kehrt! Marsch!"

Rasch war Hans wieder zum Jäger verwandelt, und die Kompagnie freute sich, daß der muntere Junge wieder da war. Für Konski hingegen hatte niemand Teilnahme.

Noch am Abend erfuhr der Sergeant, der bereits eingeschifft war, seines Bruders Rückkehr, er sagte nur: „Gott sei Dank, daß ein Rübenkönig kein Deserteur ist."

Am andern Tage entfaltete die mächtige Flotte ihre Segel und steuerte, die hessische Division an Bord, der englischen Küste zu.

Siebentes Kapitel.

Weithin erstreckte sich das Lager der britisch-deutschen Armee auf der der Stadt Newyork gegenüber liegenden Insel Longisland.

Die zahlreichen Zelte, die Geschütze, der Wagenpark, die bunten Uniformen der Soldaten, scharlachrot die englische Infanterie, blau die Hessen, dazwischen Bergschotten in ihrer kleidsamen Tracht, Dragoner, gelb und hellblau, die langen Gewehrpyramiden in den Lagergassen boten dem Beschauer ein malerisches Bild, welches durch den Blick auf den nahegelegenen Meeresarm und die vor Anker liegenden gewaltigen Schlachtschiffe der Engländer ins Großartigste gesteigert wurde; nach Norden zu war dasselbe durch waldige Anhöhen eingerahmt.

Ein gar lebendiges Treiben zeigte das Lager, Ordonnanzen und Adjutanten sprengten nach dem Zelte des Oberbefehlshabers Sir William Howe oder von diesem hinweg nach anderen Teilen des Lagers oder in dessen Umgebung.

Fernher winkten die waldigen Höhen von Brooklyn, auf welchen die Kolonialtruppen in Verschanzungen standen, um von dort aus die Stadt Newyork zu decken, welche die größte und reichste in den englischen Besitzungen war.

Ueberall vor den Zelten brannten Feuer, und in den Kesseln über ihnen wurde gesotten und gebraten, denn nach dem beschwerlichen Uebergang von Staatenisland nach Longisland hatte der General der Armee einen Ruhetag gegeben, obgleich der Feind drohend in der Nähe stand und am Morgen schon auf dem linken Flügel der englisch-deutschen Aufstellung Oberst von Heeringen mit ihm Schüsse gewechselt hatte.

Die Hessen nahmen bis auf einige kleine Abteilungen, welche nach links geschoben waren, das Zentrum des sich lang hinstreckenden Lagers bei dem Dorfe Flatbush ein, aus welchem sie am vorigen Tage die Amerikaner verdrängt hatten.

Hier lagerte auch Oberst Rall mit seinem Regiment und den ihm zugeteilten Jägern unter Ewald.

Am lustigsten im Lager gings bei den Hessen zu, denn der Engländer und Schotte ist schweigsamer von Natur als unsere munteren Jungen, die nach einem erzwungenen Aufenthalt in England und nach langer, langer, beschwerlicher Seefahrt am 17. August auf Staatenisland wohlbehalten gelandet waren, begrüßt von dem tausendstimmigen Jubel der englischen Kameraden, sich glücklich preisend, den schwimmenden Gefängnissen, in denen sie wie die Häringe eingepökelt gewesen waren, entronnen zu sein und wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Daß der Feind in der Nähe stand, erhöhte ihre Stimmung.

Da saßen oder lagen sie in Gruppen vor ihren Zelten, einige waren mit Kochen beschäftigt, andere putzten eifrig an Montur, Waffen oder Lederzeug, denn es war strenger Befehl gegeben worden, daß die Regimenter am andern Tage sauber und adrett antreten sollten, wie sich's für Truppen des Landgrafen gezieme, während der größere Teil, die Pfeife im Munde, beschaulicher Ruhe pflegte. Dazwischen erklangen hier und da frische Soldatenlieder, unterbrochen von brausendem Jubel.

Dort vor dem kleinen Zelte auf einem darniedergelegten Baumstamm saßen der Sergeant Heisterhagen und Heinrich Rübenkönig, vor ihnen Hans. Ueber einem nahe befindlichen Feuer hauchte ein Kessel gar angenehme Düfte schmorenden Fleisches in die milde Luft. In der Oeffnung des Zeltes saß die Frau des Sergeanten Heisterhagen, eifrig an der Uniform ihres Mannes flickend, nur dann und wann einen Blick in den Kessel werfend.

Die Sonne schien, ob sie sich gleich schon zum Untergang neigte, warm hernieder, doch ein frischer Seewind mäßigte die Kraft ihrer Strahlen.

Hans, dessen Wangen von der Seeluft auf langer Fahrt gebräunt waren, sodaß er männlicher aussah als zuvor, fuhr in dem Wechselgespräche, welches die drei führten, fort: „Sie schießen gut, die Leute, das kann niemand leugnen, aber durchaus nicht besser als wir, und mit Bickel nimmts keiner auf. Ihre Büchsen sind länger als die unseren und haben kleineres Kaliber, sie tragen deshalb weiter, sind wir aber auf zweihundert Schritt heran, so sitzt auch Schuß für Schuß."

„Diese Riflemänner sollen nur aus dem Hinterhalte fechten," meinte Heisterhagen.

„Das ist richtig, und wir Jäger machen es jetzt ebenso. Vorgestern haben wir ihnen einen höllischen Schrecken eingejagt. Wir pirschten uns an eine Schar heran und pfefferten die Ueberraschten so weidlich, daß sie

wie Hirsche flüchtig wurden. Die wissen nun, daß hessische Jäger ihren Mann zu nehmen wissen."

„Ist alles ganz gut, Hans," sagte Heisterhagen, „dieser kleine Krieg muß ja auch sein, und hier vielleicht mehr als bei uns, aber zur Entscheidung bringen kann jede Affaire nur das Bajonett, es ist die Königin der Waffen."

„Nun," lachte Hans, „Eure Bajonetts werden ja auch noch Arbeit bekommen. Mir gefällt so recht der Waldkrieg. Der Hauptmann hat mich neulich auch gelobt, er sagte, ich wäre einer der besten und ruhigsten Schützen der Kompagnie."

Der Bruder nickte ihm lächelnd zu: „s' war Zeit, Hans, daß dein wildes Blut in die rechte Bahn geleitet wurde."

„In der vorigen Woche," fuhr Hans fort, „hatten wir ein paar Gefangene da drüben gemacht, einer davon war ein Deutscher."

„Ein Deutscher?" fragte Heisterhagen.

„Ja. Er erzählte, er und seine Eltern seien schon vor Jahren aus der Pfalz hier eingewandert und wohnten mit vielen anderen Landsleuten da so oben — na ich kann die fremden Namen nicht behalten —."

„Und der hat auf uns geschossen?"

„Er sagte, er würde nicht geschossen haben, wenn er gewußt hätte, daß er Hessen vor sich gehabt hätte. Es war ein ganz reputierlicher Mann, dessen Eltern ein Gut haben."

„Und der ficht auf Seiten der Rebellen?"

„Das sagte ich ihm auch. Er meinte aber, die Amerikaner hätten ganz recht, sich zu wehren, sie wären von den Engländern zu schlimm behandelt worden."

„Rebellenpack ist's, das sich gegen seinen König auflehnt, nicht den Schuß Pulver wert, den man auf sie abfeuern muß," murrte Heisterhagen. „Der König hat zu befehlen, und das Volk muß gehorchen. So war's immer. Das steht auch schon in der Bibel."

„Na, mir ist's gleich," meinte Hans gleichmütig, „ich tue meine Pflicht; warum die sich mit ihrem König zanken, ist mir gleichgiltig."

„So ist's recht, Hans. Wir sind Soldaten und gehorchen. Punktum! Das Uebrige geht uns nichts an."

„Das ist rechter Soldatenbrauch," sagte Heinrich Rübenkönig.

„Wie ist denn das, Mutter," wandte sich Heisterhagen jetzt an seine, die Nadel fleißig handhabende Frau, „kriegen wir denn heute noch was zu essen?"

„Nur Geduld, Alter, nur Geduld, alles zu seiner Zeit," sagte die Frau mit dem derben, aber gutmütigen Gesicht, die schon manche Kampagne an der Seite ihres Mannes mitgemacht hatte, „hier muß ich für dich und Rübenkönig flicken, dort kochen, wo soll ich denn die Hände dazu hernehmen? Verhungern werdet ihr doch nicht."

„Wenn's geschieht," brummte Heisterhagen, „hast du uns auf dem Gewissen, Mutter," und heimlich flüsterte er dem Sergeanten zu: „Ein Prachtweib, Heinrich, — das ist schon ihr dritter Feldzug, und immer munter — die Alte ging mit ins Feuer, wenn's sein müßte."

„Ja, Heisterhagen," nickte ihm der Sergeant lächelnd zu, „darfst stolz auf die Frau sein."

„Aber, Mutter Heisterhagen," sagte Hans, „hat denn das Flicken und Nähen nicht noch etwas Zeit? Mich däucht, der Hunger geht doch vor."

„Nein, Herr Gelbschnabel," erwiderte die Frau, „Er spricht, wie Er's versteht, die Uniform geht vor, die Propperté, das ist die Hauptsache, ohne Propperté kein Soldat, wenigstens kein Grenadier."

„Nun ja, Mutterchen, sei Sie nur gut," lachte Hans, der ein großer Liebling der Frau war, „es mag ja sein, wir Jäger nehmens nicht ganz so genau — wir —"

„Jäger sind keine Grenadiere," sagte die Sergeantin, „also abwarten, Herr Jäger. Verstanden?"

„Da hast du's, Hans," schmunzelte Heisterhagen, „laß dich mit der Alten nicht ein, bei der selbst Rall jüngst den kürzeren gezogen."

„Vor Damen streckt man immer die Waffen," sagte Hans, indem er sich erhob und einen Kratzfuß machte.

Nun mußte die Sergeantin lachen: „Setz' dich hin, Leichtfuß, ich will einmal nach dem Essen sehen." Damit erhob sich die rüstige Frau und beschäftigte sich mit dem Kessel.

Aus der Gasse, welche zum Zelte des Obersten führte, schritt Leutnant von Reizenstein heran, dem drei bewaffnete Indianer folgten, die in der ihnen eigenen Tracht einhergingen und von den Soldaten neugierig angestarrt wurden. Er warf einen forschenden Blick auf die Gruppen rings herum und trat dann auf das lodernde Feuer zu, um welches Heisterhagen und die Rübenkönige saßen. Die Soldaten erhoben sich, als der Offizier ihnen nahte, und hefteten wie die anderen verwunderte Blicke auf die fremdartigen Gestalten der Wilden.

„Ich sehe, ihr richtet euch zum Abendbrot, Leute," sagte Reizenstein, „und, wie bekannt, führt ja Frau Sergeant Heisterhagen eine gute Küche."

Die Frau lächelte geschmeichelt. Wenn Herr von Reizenstein versuchen wollen."

„Muß dankend ablehnen, Frau Sergeant — aber wenn Sie diesen roten Kriegern Gastfreundschaft gewähren kann, wird Ihr der Oberst dankbar sein. Diese drei Männer vom Volke der Mohawks sind uns vom Oberkommando als Führer und Späher zugewiesen worden, Sergeant Heisterhagen, und man muß sie bewirten. Der Oberst schickt sogleich einen geschlachteten Hammel und einige Flaschen Rum. Würden Sie, Frau Heisterhagen, die Bewirtung übernehmen?"

„Lassen Sie die wilden Menschen nur bei uns, Herr Leutnant, es ist

Fleisch genügend für uns alle da, und den Hammel können wir ja immer noch brauchen," sagte Frau Heisterhagen.

„Trefflich. Gewährt ihnen also einen Platz an eurem Feuer und seid freundlich gegen sie."

Er wandte sich dann zu den in ruhiger Haltung hinter ihm stehenden Indianern und richtete einige Worte in englischer Sprache an den jüngeren und, wie es schien, vornehmeren derselben, welche von dem Mohawk genügend verstanden wurde.

Es waren drei charakteristische Erscheinungen, diese Söhne der amerikanischen Wälder, die in ihrer ärmlichen, doch nicht unmalerischen Tracht hier inmitten des hessischen Lagers standen.

Sie trugen Strümpfe und Jagdhemden von gegerbter Hirschhaut, deren Ränder mit Fransen besetzt und mit kleinen Muscheln geschmückt waren. Ueber die Schultern hingen ihnen farbige wollene Decken, und das lang herabwallende dunkle Haupthaar bedeckten kleine Fellmützen; in den Händen trugen sie gute englische Gewehre. Mit ernstem Gesichtsausdruck und in würdevoller Haltung lauschten sie Reizensteins Worten. „Möge es dem Mohawkhäuptling gefallen, mit seinen Kriegern an diesem Feuer sich niederzulassen, meine Leute werden ihm Gastfreundschaft erweisen."

Der jüngere der Indianer, dessen Mütze eine Adlerfeder schmückte, neigte zustimmend das Haupt.

„Wie nennt man den Mohawkhäuptling?"

„Die Mohawk nennen ihn Papaganawe, das ist in der Sprache der Inglis „der Blitz", entgegnete der junge Wilde. „Häuptling Johnstone*) hat ihm den Namen eines berühmten Ingliskriegers beigelegt und nennt ihn Hotspur, seitdem er ihn im Kampfe gesehen."

„Gut, Indianer, so bleiben wir bei Hotspur, das wird für unsere Zunge leichter zu bewältigen sein. Also, Sergeant," wandte er sich zu Heisterhagen, „dieser junge Häuptling der Mohawks heißt Hotspur, auf deutsch Heißsporn, nehmt Euch für's erste seiner und der beiden anderen an. Ich suche Hauptmann Ewald auf und komme zurück, um nach Euren wilden Gästen zu sehen." Er grüßte den jungen Mohawk und schritt davon.

Unsere Freunde befanden sich den Wilden gegenüber in einiger Verlegenheit, da ihnen außer der Geberde jedes Mittel fehlte, sich ihnen verständlich zu machen.

Mit einem Lächeln, welches jedem Hofmann Ehre gemacht hätte, verbeugte sich der junge Indianer leicht vor dem Sergeanten und sagte, den Zeigefinger auf die Brust legend: „Hotspur — Mohawk."

Geberde und Haltung des Wilden waren so durchaus vornehm und

*) Sir John Johnstone war einer der begütertsten Leute der Kolonien und übte einen großen Einfluß auf die Eingeborenen aus.

erstere so verständlich, daß die Sergeanten augenblicklich seine Höflichkeit erwiderten und auch ihre Namen nannten, worin Hans nachfolgte.

Durch eine Handbewegung lud Heisterhagen die fremden Gäste zum Sitzen ein, worauf sich die Indianer ungezwungen niederließen.

„Sie sehen ein bißchen wild aus, diese roten Menschen," sagte Frau Heisterhagen, welche die Indianer mit schlecht verhehlter Neugierde betrachtet hatte, „aber sie benehmen sich doch ganz manierlich."

Der junge Häuptling, dessen ausdrucksvolles, dunkles Gesicht nicht ohne anmutige Linien war, welche dessen Strenge und düsteren Ernst milderten, fragte nach einiger Zeit: „Nicht Inglis? Hessian? He?"

Das verstanden unsere Leute, und: „Ganz recht," sagte Heisterhagen, „Hessen."

Der Indianer nickte befriedigt. Die Frau Sergeantin hatte unterdessen aus dem Kessel Stücke geschmorten Rindfleisches genommen, sie auf saubere Brettchen gelegt und überreichte diese improvisierten Teller jetzt den Indianern, welche alsbald ihre Messer zogen und kräftig zulangten.

Aehnlich verfuhr sie mit den anderen. Während desselben erschien eine Ordonnanz des Obersten und brachte den bereits angekündigten Hammel und einige Flaschen Rum als Zubuße zur Speisekammer der Sergeantin.

Das Feuerwasser mundete den roten Gästen sehr, und der Becher ging mehrmals in die Runde, am längsten stets bei den beiden Mohawkkriegern weilend, während Heißsporn nur mäßig trank.

Als Frau Heisterhagen bemerkte, mit welcher Begierde die rotfarbigen Krieger dem Rum zusetzten, brachte sie dessen Rest mit großer Ruhe im Zelte in Sicherheit.

Nach beendigtem Mahle nahmen die Sergeanten ihre Pfeifen hervor und füllten sie aus den vollen Tabaksbeuteln, welche sie bei sich führten. Hans, im Begriff ein gleiches zu tun, fing einen verlangenden Blick des Häuptlings auf, und da er in dessen Gürtel ebenfalls eine Pfeife bemerkte, bot er ihm seinen Tabak an.

Mit lächelnder Höflichkeit nahm der Indianer den Tabak und teilte auf Hans' auffordernde Geberde auch seinen Gefährten mit, so daß bald bei allen der blaue Dampf des duftigen Virginiakrautes zum Himmel stieg.

Die Indianer, welche eine gewisse Zurückhaltung beobachtet hatten, musterten ihre weißen Gastfreunde jetzt etwas genauer. Die herkulischen Gestalten der beiden Sergeanten imponierten ihnen bemerkbar, obgleich auch sie hochgewachsene, kräftige Männer waren.

Mit sichtlichem Wohlgefallen ruhte Heißsporns Auge auf dem jugendlich frischen, offenen Gesicht von Hans.

Dieser überflog nicht weniger teilnahmsvoll die Gestalten und Gesichter der roten Männer, derengleichen er hier zum erstenmale erblickte. Das gut geformte Antlitz des jungen Mohawk, dessen Profil an römische Bildwerke erinnerte, die dunklen, blitzenden Augen, die schlanke Gestalt von

anmutiger und doch würdevoller Haltung mißfielen ihm nicht. „Also du heißest, Indianer? Bitte sage deinen Namen noch einmal," redete er vertrauensvoll den neben ihm sitzenden Mohawk an, der zu grenzenlosem Erstaunen der anwesenden Europäer in ganz verständlichen deutschen Lauten erwiderte:

„Ihm heißen Hotspur, Mohawk ihm nennen Papaganawe."

Es dauerte lange Zeit, bis die leicht begreifliche Verwunderung darüber, daß dieser rote Mann deutsch sprach, sich einigermaßen legte: „Was? Indianer, du sprichst deutsch?"

„Ihm paar Worte lernen, Mohawktal viel Deutsche, seit vielen Sommern, ganze Mohawktal viel Deutsche — sonst sprechen Sprache von Inglis. Er nicht wissen, daß Hessian Deutsche, glauben ander Volk."

Das kam, obgleich untermischt mit einigen englischen Ausdrücken, ganz verständlich heraus.

„Nein, das ist wunderbar," sagte Hans. „Frau Heisterhagen, haben Sie es denn gehört? Der rote Mann hier spricht deutsch."

Die Sergeantin äußerte ihr Erstaunen wie die andern.

„Ihm nicht wunderbar," sagte der Indianer, „er hören viel deutsch in Mohawktal, als kleiner Kind."

„Na, weißt du, Indianer, dann passest du doch besser zu uns, als ich anfangs dachte — sei willkommen," und er reichte ihm die Hand, welche der Indianer drückte.

„Häuptling Johnston und großer Mohawkhäuptling Joseph ihm senden her, weil gut verstehen Inglis und klein wenig deutsch."

„Also, so viele Deutsche leben dort bei Euch?"

„Er viel, hundert, zweitausend, tausend."

„Na, das hätte ich nie gedacht."

„Häuptling Joseph meinen, Hotspur in Schule gehen, als noch Papuse zu Bruder von Herrenhut, aber das nicht möglich für Indianer, er laufen in Wald mit Bogen und Pfeil, das nicht möglich sein. Weißer Mann in großes Wigwam, lesen Buch, Indianer in Wald, so recht."

Trotz der wiederholt eingemischten englischen Worte und der nicht sehr korrekten Aussprache des Deutschen, verstanden seine Hörer doch, was er meinte.

„Nun gut, fragen, wie er heißen — ihm sagen: Hotspur" —, er deutete mit seinem Finger auf seine Brust und legte ihn dann auf die von Hans — „wie Ihn nennen? Sprechen langsam, dann Ihm besser verstehen."

„Hans Rübenkönig."

„Gut, nennen Ihm Hans, ander zu schwer — Hans, Ihm nicht vergessen. Er junger Krieger."

„Ja, Indianer, wir sind beide noch jung."

„Fechten Ihm zusammen für König Georg. Hans schon fechten? he?" fragte er mit sichtlichem Interesse.

„Ach, du meinst, ob ich schon im Feuer war? Ja, schon dreimal."

„Gut, Yankees töten? he?"

„Es mag wohl sein, mehrere meiner Kugeln trafen."

„Gut, es gut."

Die Bekanntschaft war nun hergestellt, und trotz seines wenigen und wunderlichen Deutsch und der den Soldaten mangelnden Kenntnis des Englischen dauerte die merkwürdige Unterhaltung fort, wie es schien zu beiderseitiger Zufriedenheit.

Die beiden Stammesgenossen Hotspurs saßen stumm und bewegungslos gleich ehernen Bildsäulen da und rauchten, anscheinend teilnahmslos für alles um sie her. Nur als der Hirschfänger des Jägers die Aufmerksamkeit des Häuptlings erregte, erwachte auch ihre Neugierde, und die Waffe wanderte, eifrig untersucht, von Hand zu Hand. Bereitwillig zeigten sie auch ihre Waffen, ihre Büchsen und die kleinen scharfen Beile, welche sie im Gürtel trugen. Das Benehmen der Indianer war so ruhig und gemessen, die Haltung Hotspurs in ihrer höflichen Anmut so vornehmer Art, daß unsere Soldaten auch hierüber nicht wenig erstaunten.

Reizenstein nahte mit Hauptmann Ewald, der eben von den Vorposten zurückgekehrt war.

„Dort sind die Indianer, Herr Hauptmann."

„Also das sind die Verbündeten, welche uns Sir John zugewiesen hat?" und auch er musterte nicht ohne Interesse die roten Krieger.

Die Soldaten, wie auch die Indianer erhoben sich, als der Hauptmann herantrat. Hotspur trat ihm einige Schritte entgegen und grüßte ihn mit einer Handbewegung.

Ewald, des Englischen vollkommen mächtig, erwiderte den Gruß und sagte: „Der Mohawk ist mir gesendet, um mich in den Wäldern zu führen."

Der Indianerhäuptling, welcher beim Erblicken des von Reizenstein hergeleiteten Hauptmanns eine ernste Würde angenommen hatte, erwiderte: „Hotspur ist von Johnston gesendet, um den Häuptling der Grünröcke im Wald zu führen, du sagst es."

Ewald überflog die schlanke Gestalt des in ruhiger Haltung vor ihm stehenden indianischen Jünglings und betrachtete ihn nicht ohne Wohlgefallen.

„Der Häuptling ist jung," sagte er, „doch ist er gewiß ein Krieger?"

„Mit unverkennbarem Stolze entgegnete der Mohawk: „Papaganawe ist ein Krieger, die Oneidas kennen seinen Schlachtruf, er trifft den Feind rasch wie der Blitz."

Ewald lächelte bei diesem stolzen Selbstbewußtsein: „Ich höre, Sir John gab meinem jungen Freunde den Namen: Hotspur?"

„Er nannte ihn Hotspur."

„Gut," sagte er, „der Mohawk führt einen stolzen Namen, er ist gewiß ein Krieger. Wird Hotspur mich zu meinem Zelt geleiten, um Rat mit mir zu pflegen?"

Zustimmend neigte der Indianer das Haupt und schritt dann an der Offiziere Seite Ewalds Zelte zu, während die andern zurückblieben.

Dort angekommen, ließ der Hauptmann drei Feldstühle vor das Zelt tragen und lud den Indianer zum Sitzen ein. Da ihm aus Schilderungen die Weise der roten Männer nicht ganz unbekannt war, ließ er Pfeifen bringen und überreichte, nachdem er selbst einige Züge genommen hatte, Hotspur eine derselben, während er sich die andere anzündete. Reizenstein lehnte die Pfeife ab, da er nicht rauchte.

„Also der Mohawk wird mit uns fechten?"

„Er wird dem Häuptling die Waldpfade zeigen, aber er nicht fechten."

„Und warum nicht?"

Ernst entgegnete der junge Indianer: „Mohawk großen Vater über dem Wasser lieben, aber nicht für ihn fechten, zu viel Yankeese rings um Mohawk Dörfer, er nicht kämpfen hier, nicht kämpfen da."

„Ich verstehe und finde es von den Ureingeborenen ganz verständig, wenn sie sich nicht in den Kampf mischen. So bist du uns also nur als Führer zugeteilt?"

„Gerade so."

„Nur Oneida schlagen tot wie Hund, er ausgestoßen von fünf Nationen."

„Das ist eine Familienangelegenheit zwischen Euch. Kennt Hotspur die Wälder dort oben?" und Ewald deutete auf die Höhe von Guiana, wo die Amerikaner standen.

„Er war darin."

„Und sah er den Feind?"

„Er sah ihn."

„Und hat ihn gezählt?"

„Er sah Krieger zahlreich wie Bäume im Walde."

„Sind viel Kanonen — d. h. viele der großen Büchsen dort oben? — Uns ist durch ordre de bataille der Angriff im Zentrum zugewiesen, Reizenstein," sagte er deutsch zu diesem.

„Große Büchse — viel — so viel dort," und er erhob die zehn Finger zweimal.

„Hat der Yankee Gräben gezogen, Bäume gefällt?"

„Tiefer Graben, zwei — drei. Viel Bäume — Yankee liegen hinter Baum und Graben."

„Dort oben," und der Hauptmann deutete auf den nördlichen Teil des Höhenzuges, „soll eine Schlucht nach Westen zu durch die Hügel führen, wenn unsere Karten nicht trügen. Kennt der Häuptling diese Schlucht?"

„Hotspur war darin —"

„Hat der Feind diese Schlucht besetzt oder versperrt?"

„Der Häuptling der Grünröcke kann hindurch gehen — kein Graben, dort kein Feind."

„Ah, das ist eine wertvolle Nachricht, für welche ich dir danke, Indianer."

Ewald, auf den die gelassene, würdevolle Höflichkeit des jungen Indianers wie seine einsichtsvollen Antworten, wenn sie auch nicht im besten Englisch gegeben worden, Eindruck gemacht hatte, erhob sich, um den Mohawk zu verabschieden.

„Hotspur ist mir willkommen als Pfadfinder. Morgen mit der Sonne bitte ich ihn, an meiner Seite zu sein. Für die Nacht wird er mit seinen Kriegern in den Zelten der Jäger schlafen."

„Hotspur wird mit seinen Kriegern unter dem Zelte des großen Geistes schlafen."

„Gut, Mohawk, wie Ihr wollt." Er rief Hans heran, welcher mit den zwei Mohawkkriegern nachgeschlendert war: „Sorge dafür, Hans, daß diese Leute irgendwo in der Nähe untergebracht und nicht belästigt werden."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Was hast du da in der Hand?"

„Solche Blätter gehen im ganzen Lager herum," und er überreichte Ewald ein gedrucktes Blatt.

Dieser überflog es und gab dann Reizenstein: „Lesen Sie, eine rechte Yankeeteufelei."

Es war nichts weniger als eine in deutscher Sprache abgefaßte Aufforderung an die hessischen Soldaten, zum Feinde überzugehen. Als Belohnung für den Eidbruch und Verrat war jedem Mann 100 Acker Land darin versprochen.

„Auf wirkliche Hessen wird es keinen Eindruck machen — aber es läuft auch fremdes Gesindel zwischen uns herum, und das dürfte solcher freundschaftlichen Aufforderung eher entsprechen. Laß uns das Blatt hier, Rübenkönig."

„Zu Befehl."

„Nun nimm unsere roten Gäste mit dir und sorge für eine ihnen zusagende Lagerstätte." Er forderte die Mohawks auf, Hans zu folgen, und dieser führte sie zurück an das Feuer der Grenadiere.

„Lassen Sie uns beim Obersten vorsprechen, Reizenstein," forderte er diesen auf, und eben schickten sich die Offiziere an, zu gehen, als zwischen den Zelten heraus Konski trat, der ein Blatt in der Hand trug ähnlich dem, welches Hans vorgezeigt hatte. Er ging auf den Hauptmann, als er ihn bemerkte, zu und meldete: „Dieses Blatt gefunden, wollte es gehorsamst abliefern."

Ewald nahm es, warf einen Blick darauf, es war der ihm bereits bekannte Aufruf an die Hessen, und schaute den finstern Burschen, der in der Uniform des gemeinen Jägers vor ihm stand, ernst an.

Infolge seiner Desertion war er degradiert worden, doch würde er bei guter Führung oder bravem Benehmen vor dem Feinde seine Charge

bald wieder erlangt haben, wenn nicht der Verdacht des Diebstahls auf ihm gelastet hätte. Hans und er waren während des Aufenthaltes der Division in England vor ein Kriegsgericht gestellt worden. Die Aussagen des Jünglings, unterstützt durch das in Kassel noch aufgenommene Zeugnis des Fischer, waren so klar und glaubwürdig, daß der Verdacht des Diebstahls einzig auf Konski haften blieb und zwar um so mehr, als er weder sein nächtliches Umherschleichen auf den Gängen der Kaserne genügend zu erklären vermochte — er leugnete das Zusammentreffen mit Hans überhaupt ab —, noch sich vor allem über den Besitz einer nicht unbeträchtlichen Summe in Gold, welche sich in seiner Uniform eingenäht fand, ausweisen konnte.

Indessen war ihm nichts zu beweisen, und man mußte ihn freigeben, doch hielt ihn jeder für den Dieb, und die Jäger zogen sich von ihm zurück, so daß der Mann noch einsamer war als vorher.

„Hat Er das Blatt gelesen, Konski?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ja."

„So? Glaubt Er, daß es Wirkung auf unsere Truppen hat?"

„Ich denke besser von der Treue der hessischen Soldaten."

„Nun, das ist ja sehr schmeichelhaft für sie," bemerkte Ewald trocken, „ich hoffe, auch Er wird dieser Einladung zu widerstehen vermögen, ein Versuch, ihr Folge zu geben, könnte diesmal schlimm ablaufen." Er winkte ihm ab, und Konski verschwand rasch hinter dem Zelte.

„Ich kann den unheimlichen Burschen gar nicht an den Feind bringen, der geht am hellen Tage über."

„Wenn ich den Menschen sehe," sagte Reizenstein, „und er mich mit seinem halb tückischen, halb scheuen Blick anblinzt, befällt mich stets ein unsäglicher Widerwillen."

„Der Bursche wird im Auge behalten und bei der ersten verdächtigen Bewegung niedergeschossen. Weshalb der Kerl damals desertiert ist, vor einem Kriege, der ihm Sold und Beute verheißt, ist mir ein Rätsel geblieben, die Aussagen, die er machte, waren freche Lügen, und feige ist der Kerl nicht."

„Die Leute sagen, er sei schon einmal hier drüben gewesen und bewahre unheimliche Erinnerungen an die Kolonien."

„Wahrscheinlich wird Gevatter Dreibein hier auf ihn warten. Schade, wenn der um ihn betrogen würde."

Sie nahten dem Zelt Oberst Ralls und traten in dasselbe ein.

Die Nacht sank hernieder, und die Soldaten suchten ihre Ruhestätten, nach und nach erlosch aller Lärm im Lager, die Feuer brannten niedriger, und nur von Zeit zu Zeit hörte man aus der Entfernung den Ruf der Außenposten: Alls well! Die Indianer hatten sich unter einer spanischen Eiche, in ihre Decken gehüllt, niedergestreckt, Hans sich zu seiner Kompagnie begeben. Im kleinen Zelte schliefen die beiden Sergeanten, aber vor dem-

selben an dem noch hell brennenden Feuer saß Frau Heisterhagen, immer noch mit den derben Fingern an großer und kleiner Montur sorgsam ausbessernd, damit morgen, als am Schlachttage, ihr Mann, in ihren Augen, der schönste Soldat im Heere, in aller „Propperté" im Gliede stände, wie sich's ziemte für einen Sergeanten im hochlöblichen Grenadierbataillon Rall.

Achtes Kapitel.

Als sich die Sonne am 26. August des Jahres 1776 über den Horizont erhob, erblickte sie das englisch-deutsche Heer in Schlachtordnung ausgebreitet, sich zum Angriff auf die feste Stellung der Kolonialtruppen anschickend.

Das Zentrum der sich lang hindehnenden Aufstellung nahmen nur Hessen ein.

In schönster Ordnung standen da die Musketier-Regimenter und als Kern der Angriffskolonne, die Grenadiere. Auf Bodenerhöhungen waren einige Batterien bemerkbar.

Die Flügel der königlichen Armee bildeten die englischen Truppen.

Hinter dem Zentrum hielt auf einem Hügel Sir William Howe, umgeben von seinem Stabe, neben ihm Generalleutnant von Heister.

Vom linken Flügel her dröhnte von Zeit zu Zeit ein Kanonenschuß herüber, ein Zeichen, daß Lord Cornwallis das Gefecht dort schon eröffnet hatte.

Der ganze aus dem Kern der englischen Truppen gebildete rechte Flügel war in lebhafter Bewegung, eine durch eine waldige Höhe gedeckte Schwenkung auszuführen, um den linken Flügel des Feindes umfassen zu können.

Vom Feinde war, seiner gedeckten Stellungen wegen, wenig zu bemerken.

Sir William Howe, welcher durch sein Glas das Schlachtfeld überflogen hatte, sagte zu Heister: „Die Aufstellung, mein General, ist musterhaft, ich mache Ihnen mein Kompliment. Clinton," fuhr er fort, „wird etwa gegen acht Uhr seinen Flankenmarsch ausgeführt haben. Beschäftigen Sie bis dahin den Feind, aber behalten Sie Ihre Truppen in der Hand, so daß kein nachdrücklicher Vorstoß ihn vorzeitig erschüttert; hören Sie Clintons Kanonen, so greifen Sie mit aller Macht an. Ah, da läßt sich Herr Washington hören" — unterbrach er sich, als vor der feindlichen Aufstellung sich der Rauch einiger abgefeuerter Geschütze wahrnehmen ließ,

deren Donner auch gleich darauf vernommen wurde. „Nous verrons! Ich selbst nehme hinter dem rechten Flügel Aufstellung. Guten Morgen, Exzellenz." Sir William lüftete grüßend den Hut und sprengte, gefolgt von seinem Stabe, davon, während General Heister mit seinen Adjutanten zu seinen Truppen zurückritt.

Eine der hessischen Batterien antwortete bereits den amerikanischen Geschützen, und auch von links her ließ sich der scharfe Krach der Haubitzen vernehmen.

Die Schlacht hatte begonnen. Eine gute Weile währte der Geschützkampf, bis endlich die Jäger in aufgelösten Linien langsam gegen die Höhen von Guiana vorgingen.

Es war der tapfere Donop, der sich den ersten Angriff erbeten hatte und die Jäger vorsandte, während er, allgemein in der Armee als „Bruder Grenadier" bekannt, noch bei den Grenadieren zurückblieb.

Hinter den ausgedehnten Reihen schritt Ewald, neben sich den Hornisten und die drei Mohawks, während die Leutnants Wrede, Reizenstein und Lenoir die einzelnen Züge führten.

Pferde waren so sparsam in der Armee vorhanden, daß nicht einmal alle Adjutanten beritten waren, und es der Artillerie an Bespannung fehlte. Erst auf dem Kontinent konnte dieser Mangel ausgeglichen werden. Selbst die Reiterregimenter hatten einen schwachen Bestand an Pferden.

Hinter den Jägern bewegten sich in langsamem Vorrücken einige Kompagnien Füsiliere vom Regiment Mirbach.

Das gemächliche Vordringen der Truppen entsprach der Aufgabe, den Feind fürs erste nur zu beschäftigen.

Der Geschützkampf währte fort, ohne hier und, wie es schien, auch beim Feinde viel Schaden anzurichten.

Mit sich steigernder Verwunderung, welche wiederholt durch plötzlich leise Ausrufe sich Luft machten, hatten die Mohawks der Aufstellung und den Bewegungen des Heeres zugesehen.

Ob sie gleich weder mit europäischen Truppen noch mit deren Art Kriegführung ganz unbekannt waren, so erblickten sie doch zum erstenmal ein Heer von mehr als zwanzigtausend Streitern, welches sich zum Kampfe anschickte.

Die lange Schlachtlinie, die Aufstellung und gegliederte Ordnung der Truppen, das Hin- und Herziehen einzelner Teile derselben, die unverständlichen Signale, der sich immer mehr steigernde Kanonendonner hatten den Söhnen der Wildnis eine mit ehrfurchtsvoller Bewunderung gemischte Scheu eingeflößt. Besonders waren Ewald und seine Grünröcke, welche zum Kampfe vorgingen, indes noch so viele Krieger tatlos im Hintertreffen lagen, in ihrer Achtung ungemessen gestiegen.

Während so Jäger und Füsiliere langsam im Zentrum avancierten, war der Kampf auf dem linken Flügel, wie es schien, heftiger entbrannt,

denn rollende Salven des Kleingewehrs zeigten an, daß die Infanterie schon stark engagiert war.

Jetzt tauchte oben eine lange Kette Scharfschützen auf und drang rasch den hessischen Jägern entgegen. Zwei langgezogene Töne des Horns brachten diese zum Halten. Sie warfen sich, Deckung suchend, nieder, nur die Offiziere blieben stehen.

Da krachten schon drüben die langen Büchsen der Amerikaner.

Langsam begannen die Jäger das Feuer zu erwidern.

Bickels nie fehlende Büchse entlud sich, und drüben stürzte einer der Gegner.

Das Feuer wurde lebendiger.

Die Indianer hatten sich wie die Jäger zu Boden geworfen, als aber der junge Mohawk bemerkte, daß die Offiziere standen, erhob auch er sich vom Boden. „Warum steht der Häuptling vor den Büchsen der Yankees?"

Lächelnd entgegnete Ewald: „Meine Krieger müssen ihren Häuptling sehen."

Hotspur erwiderte nichts, blieb aber nun auch hochaufgerichtet stehen.

Immer heftiger wurde das Feuer, hüben und drüben gab es Verwundete und Tote; langsam drangen die Jäger vor, von Strauch zu Strauch, von Stein zu Stein.

Ihr ruhiges Feuer und ihre Treffsicherheit verwirrten die Amerikaner. Ewald bemerkte es mit seinem sicheren Blick. Er setzte sein Jägerpfeifchen an den Mund und entlockte ihm einen leisen, aber in der Kette der Jäger vernehmbaren Ton, den die Pfeifen der Oberjäger dort wiederholten.

Das Feuer der Jäger verstummte plötzlich, und der Indianer bemerkte, daß alle, welche abgeschossen hatten, in großer Eile luden. Der Hornist, das Instrument an den Lippen, blickte auf Ewald. „Blas!" Ein kurzer, schneidender Hornstoß, und die Jäger sprangen auf und stürzten, die Büchsen schwingend, auf den Feind zu. Einzelne Schüsse fielen dort, die aber in der Überraschung schlecht gezielt waren.

Dann erhob sich die ganze Linie der Amerikaner und sprang eilfertig zurück. Die Jäger rannten nach an einem kleinen Wäldchen vorbei, welches rechts lag. Hotspur berührte leicht Ewalds Arm, deutete auf das Gehölz und sagte: „Yankees."

„Du kannst Recht haben, Indianer, wollen uns gleich davon überzeugen."

Ewald wollte eben sein Glas ans Auge führen, als in den Büschen die Büchsen krachten und die Kugeln über sie hinwegflogen.

Das Horn gebot den Jägern von neuem Halt.

Der Hauptmann durchforschte jetzt mit seinem Glase das Gehölz mit einer Ruhe, als ob er sich auf dem Exerzierplatz befände. Neben ihm stand der Indianer, ohne daß eine Muskel in dessen Gesicht sich bewegte, die funkelnden Augen dem Feinde zugekehrt.

Ewald betrachtete ihn, als er seine Untersuchung geendet hatte, einen Augenblick lächelnd und sagte: „Hotspur ist ein Häuptling."

Geschmeichelt neigte der Indianer dankend das Haupt.

Die amerikanischen Büchsenschützen hatten sich dem Bereich der hessischen Gewehre entzogen, und die Jäger lagen bereits im Kampfe mit den im Gehölz verborgenen Feinden, der immer heftiger wurde.

Ewald sah sich um. Die beiden Füsilierkompagnien waren nahe. Ewald winkte, und im Schnellschritt rückten sie heran. Kaum war Hauptmann Wiederhold, deren Führer, in Ewalds Nähe, als beide sich rasch verständigten. Die Füsiliere zogen sich hierauf etwas mehr nach rechts.

„Jetzt, Indianer, wollen wir Ernst machen," sagte Ewald.

Wiederum gebot die Pfeife den Jägern Ruhe. Sie und die Füsiliere lagen zum Angriff bereit. „Drauf!" rief Ewald. Das Horn erklang, die Füsiliere wiederholten den Ton, die Jäger und die beiden Kompagnien stürmten auf das Gehölz ein. Hundert Büchsen krachten dort auf, in der Eile zu hoch gerichtet. Mit ein paar Sprüngen war Ewald in der vordersten Reihe der Jäger, den Säbel schwingend: „Drauf! Drauf!" neben ihm Hotspur, der zur Streitaxt gegriffen hatte.

Aus dem Gehölz tönte ein gellender Schrei.

„Oneida!" rief der Indianer und ließ zum erstenmal den Schlachtschrei seines Volkes hören, gleich einem Panther vorwärts springend.

In weniger als einer Minute waren die Jäger am Saume des Gehölzes und drangen ungestüm in dasselbe hinein. Ewald, Reizenstein, zu ihrer Seite der Indianer, hinter ihnen Bickel und Hans, die Büchsen in der Hand, waren die ersten. Mit funkelnden Augen suchte der Mohawk seinen Feind. Plötzlich sprang hinter einem Baum ein riesenhafter, gräßlich bemalter Indianer hervor, faßte im Sprung den überraschten Hotspur an der Kehle und schwang das kleine Schlachtbeil. Doch schnell, gleich dem Jäger, der im Wald auf den flüchtigen Hirsch anlegt, riß Hans die Büchse an die Wange, schoß, und der Indianer stürzte, durchs Herz getroffen, mit gellendem Schrei aufs Gesicht. Ewald drang weiter, hinter ihm Hans, der den Hirschfänger zog. Heißsporn aber warf sich auf den niedergeschossenen Indianer und entriß ihm mit großer Schnelligkeit den Skalp, den er mit wildem Triumphruf um den Kopf schwang.

Die durch den plötzlichen stürmischen und ungewohnten Angriff überraschten Amerikaner verließen in Eile und Unordnung das Gehölz, gerieten aber, als sie die schützenden Büsche aufgaben, ins Feuer der Füsiliere, worauf sie in jäher Flucht zurückliefen.

Die Jäger im erregten Kampfeszorn ihnen nach.

Der kaltblütige Ewald, der das Feld ruhig überschaute, bemerkte recht gut, wie sich oben am Waldessaum dichte Linien des Feindes entwickelten, und ließ das Horn „Halt!" gebieten. Ein Ausruf des Erstaunens entfuhr dem Indianerhäuptling, als er sah, daß ein Hornstoß selbst die wild er-

regten, in siegreichem Vordringen begriffenen Kämpfer zum Stehen zu bringen vermochte. Reizenstein, der mit den Jägern vorgedrungen war, kam zu Ewald, der den Rand des Gehölzes nicht verlassen hatte, zurück, und gleichfalls nahte sich der die Füsiliere führende Hauptmann Wiederhold, welcher angesichts der hervorbrechenden feindlichen Massen seinen Leuten, wie Ewald den Jägern, Halt geboten.

Der Hauptmann blickte nach Flatbush hinunter, weit hinten standen die Füsilierbataillone und noch weiter entfernt die staffelförmig aufgestellten Grenadiere. Ewalds Jäger und die Füsiliere waren in der Hitze der Verfolgung weiter vorgegangen, als ratsam erschien, da der General den getroffenen Dispositionen nach, nicht eher zu nachdrücklichem Angriff schreiten konnte, bis General Clinton den linken Flügel des Feindes umgangen hatte. Die Offiziere waren kaum zusammengetreten, um zu beraten, was in dieser Sachlage zu tun sei, als ein Adjutant des Generals heransprengte und den Befehl überbrachte, zurückzugehen.

Ernst sahen sich die Führer der Kompagnien an.

„Zurückgehen?“ sagte Ewald, „das wird eine üble Wirkung auf die Truppen haben.“

„Der Oberst!“ rief Reizenstein, der das Feld nach rückwärts überblickt hatte, aus, und auf schaumbedecktem Rosse jagte Donop heran.

„Was meinen Sie, meine Herren,“ rief er schon von weitem den ihn entgegengehenden Offizieren zu: „Können Sie das Holz eine Stunde halten?“

Ewald und Wiederhold warfen prüfende Blicke auf die andringenden Feinde, deren Schützenlinien langsam näher kamen, dann auf die Aufstellung des Gros der hessischen Truppen, in deren Bataillonen Bewegungen bemerkt wurden, und Ewald sagte: „Ja, Herr Oberst, wenn wir uns rasch verschanzen.“

Wiederhold stimmte bei.

Donop musterte, wie die Hauptleute, die Stellungen der Truppen.

„Wir sind etwas exponiert —, aber — ich denke, es wird gehen, es muß gehen. Zurück dürfen wir nicht.“

Nach kurzer Beratung ließen die Offiziere zum Sammeln blasen. Jäger und Füsiliere gingen ins Gehölz zurück. Die Axt, die jeder zehnte Mann führte, die Faschinenmesser der Leute, ja selbst die Hirschfänger waren alsbald in Tätigkeit, um Bäume zu fällen und Äste zu kappen. Der Spaten, den andere trugen, hob eilfertig einen Graben aus, und bei dem zögernden Angriff der Amerikaner, deren Linien wiederholt durch einschlagende Granaten in Unordnung gebracht wurden, wie durch das drohende Zusammenballen stärkerer Infanteriemassen beim Gros der Hessen, wie bei der fieberhaften Tätigkeit der Mannschaften, war in kurzer Zeit ein zweckdienlicher Verhau vermittelst Holz und Erde hergestellt worden. Mit großer Sorgfalt postierte Ewald seine Jäger so, daß sie gedeckt lagen und doch

das Schießfeld weit vor sich offen hatten. Hans kommandierte er neben Bickel. „Wie hat sich denn der Junge gehalten, Oberjäger?"

„Wacker, Herr Hauptmann, als ob er schon zehn Jahre mitlief."

„Brav, Bursche," sagte Ewald zu Hans und klopfte den Jüngling, dessen Gesicht von Kampfeswonne strahlte, auf die Schulter, was ihn nicht wenig stolz machte. Donop hatte die Füsiliere verteilt, und es waren alle Maßnahmen getroffen, die Verteidigung dieses Vorwerkes zu einer wirksamen zu machen.

Neben Ewald stand der junge Mohawk, aufmerksam die Anstalten betrachtend, welche zur Abwehr dienen sollten.

„Graben gut," sagte er zu Ewald, „er sehr gut."

„Ich hoffe auch," entgegnete der Hauptmann, der nicht ohne Widerwillen die blutige Kopfhaut betrachtete, welche der Indianer kaltblütig an seinem Gürtel befestigt hatte. „Wie mir scheint, hat der Mohawk bereits gefochten?"

„Oneida — Schurke. Er ihm schießen," und er deutete auf den unweit liegenden Hans. „Mohawk nicht auf Kriegspfad, er nicht Skalplocke, nicht gemalt. Er nur wehren, wenn angegriffen."

„Nun gut — der Häuptling muß wissen, was er tut. Die da drüben werden keinen Unterschied zwischen ihm und uns machen."

Der Indianer trat zu Hans, berührte leicht seine Schulter, um seine Aufmerksamkeit zu erwecken, sah ihn mit einem Blick von seltener Freundlichkeit ins Auge und sagte langsam: „Hans — guter Freund — retten Leben — Papaganawe nie vergessen."

„Ist ja der Rede nicht wert, Indianer, wenn ich in Gefahr bin, haust du mich heraus."

Der Indianer verstand den Sinn der Rede und sagte mit tiefem Ernste: „Er so tun."

Hierauf rief er seine Krieger heran und legte sich mit ihnen an geeigneter Stelle hinter den Verhau.

Der Geschützkampf hatte sich gesteigert, eine hessische Batterie war unter unendlicher Mühe, da die Bespannung fehlte, von Artilleristen und Infanteristen weiter vorgeschoben worden und sandte ihre eisernen Grüße zur Linken des Gehölzes den Amerikanern entgegen. Dies verhinderte die Feinde, das Gehölz mit Kartätschen zu überschütten, obgleich sie nicht unterließen, wiederholt darauf zu feuern, was aber, da die hessischen Krieger am Rande und tief lagen, wenig Schaden anrichtete und nur Aeste und Splitter niedersandte, welche niemanden trafen.

Die aufgelösten Linien der Amerikaner, welche sich regellos nach vorn bewegten, jede Deckung benutzend, eine Gefechtsart, welche bisher nur von den hessischen Jägern geübt wurde und der englischen und deutschen Infanterie nicht eigen war, hatten sich vorsichtig genaht. Ihre langen Büchsen blitzten auf, jedoch ohne Erfolg. Bis auf zweihundert Schritt waren sie

herangekommen, als sich Ewalds klingende Stimme vernehmen ließ: „Jetzt, Leute, zeigt, was ihr könnt. Verschwendet kein Pulver — jeder Schuß muß treffen. Achtung!“ Der Hornist blies das Signal.

Die Amerikaner tauchten aus einer Bodensenkung auf, nur die Köpfe waren hinter Gras und niedrigen Büschen sichtbar. Krach! entlud sich Bickels Büchse, und die Hälfte der Jäger gab Feuer. Mit gutem Erfolge, jeder Schuß hatte getroffen, und da nur der Kopf das Zielobjekt bildete, war fast jeder tötlich. Die Amerikaner, welche wohl der Meinung sein mußten, daß sämtliche Schußwaffen im Gehölz entladen seien — das Laden, besonders von Büchsen, ging damals langsam von statten — erhoben sich und drangen rasch vor. Aber es war nicht hessische Jägerart, volle Salven abzugeben, sie feuerten stets in zwei Abteilungen, und so sandte jetzt, während die erste eilig lud, die zweite einen mörderischen Kugelhagel ab. So heiß empfangen, gingen die Angreifer in Bestürzung zurück.

Aber eine zweite dichtere Schützenlinie wurde herangeführt und riß die erste wiederum ins Gefecht. Zwei Jäger fielen, einige wurden verwundet, und einer der beiden Mohawkkrieger, der im staunenden Anblick der ihm neuen kriegerischen Aktion von solch imposantem Charakter den Kopf über die Brustwehr erhoben hatte, war in die Stirne getroffen worden, so daß er lautlos tot niedersank.

Mit glühendem Blick zischte Hotspur bei diesem Anblick: „Jetzt er fechten,“ und rief seinem Stammesgenossen etwas in der Sprache der Mohawks zu.

Sprungweise und in immer mehr sich verdichtenden Linien rückten die Amerikaner, von tapferen Offizieren geführt, näher.

Ewald hatte die Büchse eines verwundeten Jägers genommen, Reizenstein eine solche schon während des ganzen Gefechts geführt, sie, die Mohawks — alle lagen im Anschlag. „Feuer!“ Die Büchsen krachten. „Feuer überall!“ Die wohlgezielten Schüsse brachten die amerikanische Linie ins Wanken, aber sie drang vor, und neue Schwärme breiteten sich aus.

„Das wird bedenklich,“ sagte Ewald. Oberst Donop, der bis jetzt bei den Füsilieren geweilt hatte, kam eilig heran: „Wir müssen mit Bajonett und Hirschfänger hinaus, Ewald, hier erdrücken sie uns sonst.“

Eine überaus starke Kanonade von den Batterien der Amerikaner, die oben am Walde aufgestellt waren und bis jetzt nur einzelne Schüsse abgegeben hatten, erschütterte die Luft, aber die Geschütze waren auf die Straße, welche nach Flatbush führte, gerichtet.

Gleichzeitig drangen starke Infanteriemassen, von denen ein Teil uniformiert war, aus ihren gedeckten Stellungen hervor und ordneten sich zum Gefecht.

„Ewald!“ rief Donop, als er dies bemerkte, freudig: „Heister rückt heran, und da —, hören Sie, Kanonendonner von Norden, Clinton hat die Amerikaner umgangen.“

Er ritt nach der anderen Seite des Wäldchens und blickte nach Flatbush hinab — die ganze hessische Division rüstete sich zum energischen Vorstoß.

Die das Gehölz bedrohenden Scharen gingen angesichts des drohenden Massenangriffs der Hessen in Ordnung zurück.

Ein donnernder Jubelruf der Jäger begleitete sie.

„Langsam vor!" bliesen die Hörner, und in langer Linie folgten ihnen Jäger und Füsiliere.

Ein zweiter Jubelruf erschütterte die Luft, als sie von höherer Stellung aus im schönsten Sonnenschein die hessischen Linien nahen sahen.

Dort zog der Kern des Heeres einher, die Musketierregimenter und hinter ihnen die stolzen Grenadierbataillone, die Blüte chattischer Mannskraft, und die alten Hessenfahnen, die seit mehr als hundert Jahren auf allen Schlachtfeldern Europas siegreich geweht hatten, flatterten im frischen Seewind.

Alle fühlten, jetzt kommt die Entscheidung.

In ehrfurchtsvollem Staunen standen die Indianer bei dem großartig feierlichen Anblick.

Kein Schuß fiel auf hessischer Seite, schweigend zogen die Kolonnen herauf.

Ewald wandte sich zu Oberst Donop, der vom Rosse herab das Schlachtfeld überschaute: „Dort, Herr Oberst," und er deutete nach rechts auf die Höhen von Guiana, „dort befindet sich eine Schlucht, die Indianer kennen sie, sie ist nicht besetzt, wie sie versichern. Mit Ihrer Erlaubnis will ich mit meinen Jägern dort eindringen und in Flanke oder Rücken des Feindes operieren."

„Tun Sie so, Hauptmann. Dort hinten kommt Rall, der kann ja hier den Stier bei den Hörnern fassen."

Die Jäger, die Indianer, welche die Leiche ihres Gefährten in sitzender Stellung an einen Baum gelehnt, zurückgelassen hatten, an der Spitze, schwenkten nach rechts und verschwanden hinter einem mit Büschen besetzten Erdwalle.

Unter furchtbaren Anstrengungen zogen Kanoniere und Infanteristen von neuem Geschütze das mit Büschen, Baumwurzeln und Gräben durchsetzte Angriffsfeld empor. Endlich waren sie in geeigneter Schußweite angekommen, und donnernd sauste bald der Eisenhagel in die amerikanischen Reihen.

Drüben hatte sich der Waldsaum weit und breit in Dampf gehüllt, dicht schlugen die Kugeln in die Bataillone. Ohne Wanken erwiderten diese das Feuer.

„Vorwärts!"

Sie dringen weiter, unaufhaltsam, — unerwartet stehen sie vor einem dichtbesetzten Verhau — die Musketiere springen vor und reißen die Äste und Baumstämme auseinander.

Ein kurzes Ringen — und vorwärts geht's über Tote und Sterbende hinweg, im Kugelhagel, im Pulverdampf, der sich weit über das Schlachtfeld lagert, weiter.

Die Amerikaner wehren sich tapfer, aber sie müssen weichen.

Ein zweiter Verhau, er wird genommen und überstiegen wie der erste.

Der amerikanische General Sullivan, die Gefahr erkennend, welche durch Werfung des Zentrums dem Ganzen droht, führt sechs frische Bataillone heran, welche sich mit Mut ins Gefecht werfen. Durch den plötzlichen starken Angriff kommt das Gefecht zum Stehen, ja, Sullivan gewinnt Terrain. Das Zünglein an der Wage schwankt.

„Die Grenadiere vor!"

Und festen, unstörbaren Schrittes ziehen die Grenadiere heran — der Kugelregen dezimiert sie — nicht um eine Linie verkürzen sie den Schritt.

„Aufschließen!" rufen die Offiziere und schwingen die Spontons, und an der Gefallenen Stelle treten andere.

Furchtbar sehen die Gestalten mit den Grenadiermützen aus.

Jetzt — endlich — sind sie auf der Höhe.

„Das Bataillon deployiert!" klingen die hellen Kommandorufe über das Feld. Die Bataillone ziehen sich in Linie auseinander.

Alle Tambours schlagen — die Hornisten blasen.

Wie mit dem Lineal gezogen stehen die eisernen Reihen.

Die Kommandeure heben die Degen — Trommeln und Hörner schweigen.

„Ganzes Bataillon, macht euch fertig!"

„Schlagt an!"

„Feuer!"

Fünf Bataillone feuern unter Trommelwirbel.

Furchtbar ist die Wirkung, hunderte der Feinde wälzen sich im Blute.

Der tapfere Sullivan führt trotzdem seine Virginiamänner vor.

Aber die Grenadiere schießen nicht mehr, es war die einzige Salve, welche sie an dem blutigen Tage von Flatbush abgaben.

„Fällt das Gewehr!"

Sie nahmen die schwere Muskete mit dem zwei Fuß langen Bajonett in die rechte Hand.

„Marsch!"

Dumpfer eintöniger Trommelschlag — sie dringen vor.

Jetzt stürmen die Virginier heran.

„Vorwärts fällt das Gewehr! Drauf!"

Jetzt liegt das Gewehr wagrecht in den starken Händen. — Trommelwirbel, ein gellendes „Schurri!" welches den Amerikanern noch lange schreckenerregend in den Ohren klang, und vorwärts stürmten die Grenadiere, unwiderstehlich alles vor sich niederwerfend.

Die Amerikaner weichen dem furchtbaren Angriff, sie geraten in Un-

ordnung, aber keiner ergibt sich. Es ist das Gerücht unter ihnen verbreitet, die Hessen gäben keinen Pardon, deshalb verkaufen sie ihr Leben teuer und fechten bis zum letzten Atemzug.

Bei diesem fanatischen Widerstande faßte die Grenadiere eine furchtbare Wut, und nun machen sie auch keine Gefangenen mehr, sondern stoßen alles vor sich nieder. Mancher brave Hinterwäldler ward da von dem hessischen Bajonett an den Baum genagelt.

Heisterhagen und Rübenkönig fechten wie Löwen in den Reihen, unaufhörlich feuert Ralls Stimme seine Grenadiere an. — Heisterhagen stürzt getroffen nieder.

Das Bataillon, welches bereits weit in den Wald eingedrungen, steht unerwartet vor einem redoutenartigen Verhau, aus welchem es starkes Feuer erhält. Da er nicht zu ersteigen ist, ertönt das Kommando: „Zimmerleute vor!"

„Schurri!" erklingts von rechts, und der dumpfe Laut der hessischen Büchsen hallt unter den Bäumen wieder, es sind die durch die Schlucht herbeigeschlichenen Jäger, welche von der Flanke her wirksam in das Gefecht eingreifen. Ihnen folgen die Füsiliere unter Donop.

Wilde Flucht des Feindes. Grenadiere, Musketiere, Füsiliere und Jäger hinterher, immer durch den Wald, jeden Widerstand brechend, sobald der Feind sich setzen will.

Draußen, jenseits des Waldes, sind die amerikanischen Führer bemüht, ihre Bataillone zu ordnen, um den Rückzug nach den befestigten Brooklyner Höhen zu decken. — Da brausen von rechts her die Dragoner Clintons heran, der im Rücken des noch stark engagierten linken Flügels steht. Nun ist kein Halten mehr, und der befohlene Rückzug artet in wilde Flucht aus, kaum daß noch einige Regimenter Stand halten.

Die Schlacht ist rettungslos verloren, die Hessen haben mit ihrem todesmutigen Angriff auf die Höhen von Guiana den Sieg entschieden.

Doch statt den vernichtenden Stoß ausführen zu lassen, gebietet Sir William Howe der siegreich vordringenden Armee plötzlich Halt und läßt den Feind unverfolgt seine letzte Zuflucht erreichen.

Unsagbarer Grimm faßt die Hessen, aber — sie gehorchen.

Die Truppen lagerten nach der blutigen Tagesarbeit; mancher Kamerad wurde vermißt, der Sieg war teuer erkauft worden.

Ängstlich suchte Rübenkönigs Auge nach den Jägern — dort ziehen sie heran — in ihrer Mitte schreitet Hans munteren Schrittes einher — er ist unverletzt dem Getümmel entronnen — und: „Gott sei Dank!" flüstert der Grenadier.

Hans stürzte auf den Bruder zu und umarmte ihn.

„Das war Feuertaufe für Hans," rief Ewald dem Sergeanten zu, „hat sich brav gehalten der Junge, bin mit ihm zufrieden."

Das freute den Sergeanten und er drückte dem Bruder warm die Hand.

Hotspur, der wie ein Tiger in den Reihen der Jäger gefochten hatte, trat heran, begrüßte Heinrich Rübenkönig, warf einen bewundernden Blick auf die Grenadiere und sagte: „Das — große Krieger."

Der Sergeant forderte jetzt Leute auf, mit ihm nach Heisterhagen zu suchen, als sein Kamerad auch schon von einigen Grenadieren herbeigetragen wurde.

„Wie steht's, Heisterhagen?" fragte der Sergeant besorgt den Freund.

„Bah — es ist nichts, Heinrich, — Schuß durchs Oberbein — Fleischwunde — die Alte bekommt wieder etwas zu flicken!"

Sorgsam ward er niedergelegt und verbunden, während die Truppen ihre Feuer anzündeten.

Das war die Schlacht bei Flatbush.

Von dem Tage an ging ein Schrecken vor den hessischen Truppen her, der selbst die tapfersten Amerikaner erbeben machte: sie hatten die Pranken des hessischen Löwen gefühlt.

Neuntes Kapitel.

Unweit des Delaware, einige Meilen von Trenton, der Hauptstadt der Grafschaft gleichen Namens, entfernt, lag inmitten des von ihm aus beherrschten Gebietes das stattliche Herrenhaus von Redwood.

Redwood war die alte Besitzung eines Zweiges der in den Kolonien hochangesehenen Familie Melville, welche sich schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts an dem Ufer des schönen Stromes niedergelassen und das Land der Wildnis entrissen hatte.

Es war ein Eigentum, welches an Umfang mehr als zwei geographische Geviertmeilen umfaßte und, obwohl zum größeren Teile aus Wald bestehend, doch auch ausgedehnte wohlangebaute Ländereien aufwies, deren reicher Ertrag den Delaware hinab bis nach Philadelphia hin mit Leichtigkeit verschifft werden konnte und so die Besitzung sehr wertvoll machte.

Das Herrenhaus, dessen Erdgeschoß aus roten Ziegeln errichtet war und von einem Stockwerk, aus derben Balkenwänden gefügt, überragt wurde, zeigte beträchtlichen Umfang und einzelne nicht ganz regelmäßige Teile von massigen Formen.

In der hohen Mauer, welche es umgab, waren, gleichwie in dem spärlich mit Fenstern versehenen Hauptgebäude, Schießscharten angebracht. Es mochte dies wohl einst zum Schutz gegen räuberische Überfälle der Indianer geschehen sein.

Ein Gemüsegarten an der einen, ein hübscher Blumengarten, mit kleinen Boskets durchsetzt, an der anderen Seite rahmten das Herrenhaus ein. In einiger Entfernung erhoben sich Ställe und Wirtschaftsgebäude. Weit umher erblickte das Auge wohlgebaute Felder, dazwischen kleine Gehölze und Wohnungen von Pächtern und Feldarbeitern.

Ein Bach wand sich sanft durch das Gelände und führte sein Wasser dem Delaware zu.

Dichter Wald umgrenzte das Ganze, und sein dunkler Saum umschlang Redwood gleich einem schützenden Mantel.

Die Sonne schien warm herab, beleuchtete Haus und Feld und die endlosen Wälder, spiegelte sich in dem klaren Wasser des Baches und hüllte auch die Kreuze und Denksteine des kleinen Kirchhofs, der sich nach Norden zu, von einer Taxushecke eingefaßt, am Waldsaume zeigte, in goldigen Schimmer. Einige uralte Sykomoren beschatteten die stillen Wohnungen derer, welche hier den letzten Schlaf schliefen.

Drei Personen befanden sich in dem umfriedigten Raum, ein älterer Herr von stattlichem, vornehmen Äußeren und zwei jungen Damen. Sie standen vor einem wohlgepflegten Grabe, an dessen Kopfseite ein schlanker Obelisk von schwarzem Marmor sich erhob; die Hand des Mannes hatte eben einen Kranz auf seine Spitze niedergelegt.

Schweigend standen die drei eine Weile da in ernstem Sinnen, wie es das Bild der Vergänglichkeit alles Irdischen so natürlich hervorruft.

Dann wandte sich der Herr von dem Grabe hinweg und sagte zu den beiden Damen: „Laßt uns gehen!“ und sie verließen die Stätte der Toten.

„Es sind heute einundzwanzig Jahr, Vater? Nicht so?“ nahm die eine seiner jungen Begleiterinnen das Wort.

„Einundzwanzig Jahr, ja, mein Kind, einundzwanzig Jahre sind es, daß ihn Bill am Delaware fand — kalt und starr. Nächst deiner Mutter war er mir das Liebste auf der Welt.“

„Und niemals hat sein so schreckliches Ende Aufklärung gefunden?“

„Niemals. Bill behauptet zwar mit aller Bestimmtheit, der Mann, der ihn damals begleitete, habe ihn meuchlerisch getötet und beraubt, aber auch der Scharfsinn eines Indianers ist nicht untrüglich. Ich glaube auch heute noch nicht anders, und die Waldleute, die ich herbeirief, waren meiner Meinung, als daß er von herumstreifenden Wilden erschlagen worden ist, denn man fand deren Spuren in der Nähe des Tatortes — er und mit ihm auch sein Gefährte, Herr von Heldberg. Freilich wurde dessen Leichnam nicht gefunden — doch führte seine Spur nach dem Wasser hin, und der Tod hat ihn wahrscheinlich im Flusse ereilt. Für Bills Verdacht, daß er der Mörder und Räuber sei, war gar kein Anhalt gegeben, auch fanden wir die Spuren, als wir meinen Bruder entdeckten, schon so verwischt, daß nur die Falkenaugen dieser Leute und ihr

merkwürdiger Scharfsinn noch einiges Licht in die geheimnisvollen Vorgänge bringen konnten, deren Zeuge nur der schweigende Wald gewesen war."

Während der alte Herr so sprach und die Mädchen aufmerksam seinen Worten lauschten, waren sie langsam durch die Felder dem Herrenhause zugeschritten.

Als sie das kleine Gehölz betreten wollten, durch welches sie der Pfad führte, kam ihnen raschen Schrittes der alte Bill entgegen. Der Mann, eine breitschultrige, kräftige Gestalt, trug die Tracht des Landvolkes der Umgegend, obwohl sein braunes Gesicht die unverfälschte indianische Abstammung nicht verkennen ließ.

Unter dem kleinen Hut fiel ein eisengraues Haar straff auf die Schultern hernieder.

„Nun, Bill," rief ihm der alte Herr entgegen, „suchst du uns?"

„Ihn suchen, ja," sagte der Alte in gebrochenem Englisch, — „bringe gute Nachricht."

„Nun, so laß hören, Bill."

„Master John da — hier."

Die beiden jungen Damen stießen einen leisen Schrei freudiger Überraschung aus.

„Was?" sagte der alte Herr, sichtlich erstaunt, — „John hier? Was bedeutet das?"

„Er, Vater suchen, dort" — und seine Hand deutete nach rechts — „ich wissen, er heute gehen zu Grab und bringen Kranz. Da er selbst kommen."

Des Indianers scharfes Ohr hatte den durch den weichen Boden gedämpften Schritt des Herannahenden vernommen.

„John!" riefen die beiden Mädchen. „Hier!" antwortete eine jugendliche Stimme, und um die Büsche herum eilte ein hochgewachsener junger Mann von frischem, hübschen Äußeren auf die Gruppe zu und schloß den alten Herrn liebevoll in die Arme.

Dann wandte er sich zu den Damen, küßte die eine und reichte der anderen die Hand.

„Da bin ich, teurer Vater, heil und gesund."

„Ich freue mich herzlich, dich zu sehen, mein Junge," sagte liebevoll der Besitzer von Redwood, „aber ich bin einigermaßen erstaunt, dich jetzt hier zu erblicken, wo ich glaubte, daß gewichtige Bewegungen im Felde stattfänden."

Mit tiefem Ernste entgegnete der junge Mann: „Mein teurer Vater, am 26. August hat eine Bewegung im Felde stattgefunden, von der die Staaten noch lange widerhallen werden."

„Nun?" fragte begierig der alte Herr, und die Augen der Mädchen hingen an Johns Lippen.

„Wir sind bei Flatbush geschlagen worden."

„Ah!"

„Nur einem Wunder und der Ruhe und Geschicklichkeit Washingtons haben wir es zu danken, daß wir über den Fluß nach New-York entkommen sind."

„So ist die Sache der Staaten verloren?"

„Gott weiß es allein — die Niederlage war furchtbar, das Heer ist entmutigt."

„Großer Gott —."

„Ein Wort sagt dir alles: die Hessen."

„Die Hessen?"

„Sie haben den Sieg entschieden, sie fochten wie die Teufel — ich habe solche Disziplin im mörderischen Feuer für unmöglich gehalten."

„Ja, meine Hessen!" sagte der Vater, trotz augenscheinlicher Betrübnis mit leuchtendem Stolz im Auge. Rasch fragte er dann: „Hast du gegen sie gefochten, John?"

„Nein, Vater, auch werde ich nie die Waffen gegen sie führen."

„Recht, Junge, recht — hast zu viel Chattenblut in deinen Adern."

„Ich setzte General Sullivan meine Lage und mein Verhältnis zu den hessischen Truppen auseinander, und er nahm mich sofort aus der Front und ernannte mich zu seinem Adjutanten. Auf mich haben die Bursche freilich keine Rücksicht genommen, denn die Kugeln der anstürmenden Bataillone flogen mir wie Hagelkörner um den Kopf," setzte er mit Laune hinzu.

Die beiden Mädchen erbleichten, und selbst der alte stattliche Herr vermochte eine leichte Erregung nicht zu unterdrücken.

„Master John fliegen Kugel um Kopf?" mischte sich der Indianer ins Gespräch — „er so tun auf Kriegspfad, es gut — wenn nicht treffen."

„Ja, alter Bill, ich darf von Glück sagen, daß ich dem Feuer mit heiler Haut entronnen bin, glaube mir, das war noch schlimmer als bei Fort Edward." Der junge Mann spielte damit auf ein Gefecht an, in dem vor mehr als zwanzig Jahren der alte Delaware, diesem Volksstamm gehörte Bill an, sich ausgezeichnet hatte und für seine Tapferkeit von der Regierung durch eine Medaille belohnt worden war, die er von Zeit zu Zeit mit hohem Stolze trug.

„Fort Edward, schlimm genug. Lange vorbei. Alter Bill nicht mehr fechten, er Kriegsbeil begraben."

„Komm mit zum Hause, John," sagte sein Vater, dessen Züge ein trüber Ernst überschattet hatte, „wir wollen dort ruhiger hören und erwägen. Die Mädchen kommen uns nach." Damit nahm er den Arm des jungen Mannes und schritt mit ihm rasch voran. Die Damen folgten mit dem Indianer, der seit langen Jahren auf Redwood lebte und als zur Familie gehörig betrachtet wurde, langsam nach.

Auf John deutend sagte er zu dessen Schwester: „Er stolzer Krieger, Master John? he?"

„Ja, Bill, er sieht stattlich aus."

„Für wen er fechten, Miß Mary, für König Georg oder Koloniemänner?"

„Für die Kolonie, Bill," sagte das Fräulein nachdrücklich, „du weißt es ja."

„Und Koloniemänner laufen fort in Schlacht — wie?"

„Leider sind wir geschlagen, wie John erzählt."

„Nicht gut fechten mit Rotrock — ich ihm kennen."

„Nun, Bill," sagte Mary mit Stolz, „bei Lexington und Boston ist der Rotrock gelaufen vor unsern Baimännern. Den Sieg haben bei Flatbush die Hessen entschieden, welche König Georg zu Hilfe gerufen hat."

„Er ist Stamm von Master Redwood? Wie?"

„Ja, es ist das alte deutsche Volk, dem der Vater entstammt."

„Hessian fechten für König — John für Staatenmänner — das nicht gut."

„Es ist ein Jammer, Bill, daß die Hessen auf jener Seite stehen."

„Alle Leute hier am Fluß für König — nicht Redwood — das nicht gut."

„Leider sind die Leute hier der Sache des Volkes feindlich gesinnt, und auch du bist ein alter Royalist, Bill."

„Er für König Georg, Bill sein Bild auf Medaille, er ihm geben für nehmen Skalp von Franzos."

„Ich glaube, du wärest im stande, noch für den König zu fechten, Alter?"

„Zu alt, nur noch fechten für Master und Miß Mary."

„Ja, das würdest du tun, alter Delawarenkrieger, das wissen wir," sagte Mary freundlich. „Warum so ernst und schweigsam, Hetty?" fuhr sie zu der Freundin gewendet fort."

„Ich trauere, daß die Söhne eines Volkes sich bekriegen; mein Bruder kämpft in den Canadas auf Seiten der Krone, John im Dienste des Kongresses hier. Wie muß dein Vater fühlen, der nun seine hochgepriesenen hessischen Krieger als Gegner seiner Sache sieht?"

„Gewiß hängt der Vater am Hessenlande immer noch, so lange auch schon alle Verbindungen mit seiner Heimat abgebrochen sind, aber sein ehrlicher, gerader Sinn stellt ihn auf die Seite der Kolonien, deren Interessen er mit voller Hingebung angehört. Betrüben kann es ihn, seine Landsleute als seine Gegner zu sehen — seine Ansicht beeinflussen nicht."

Unter diesen Gesprächen waren sie am Herrenhause angelangt, und die beiden Mädchen schritten nach dem Gesellschaftszimmer, während die Herren die Bibliothek aufgesucht hatten.

Der Besitzer von Redwood, der ehemalige hessische Offizier Friedrich von Reizenstein, von seinen Nachbarn gewöhnlich nur mit dem Namen

des Gutes bezeichnet und angeredet, ließ sich nach seinem Eintritt in das Bücherzimmer in einem Lehnsessel nieder und forderte seinen Sohn John, der nach der Verfügung des Großvaters den Namen Melville führen mußte, um diesen in der Kolonie zu erhalten, durch eine Geberde auf, dasselbe zu tun.

Als die Unruhen in den Kolonien begannen, und immer törichtere und gewaltsamere Maßregeln von Seiten des englischen Ministeriums ergriffen wurden, um die Provinzen zur Botmäßigkeit zurückzuführen, stellten sich Vater und Sohn einmütig auf die Seite der Aufständischen, denn trotz seiner militärischen Erziehung und seiner aristokratischen Abkunft war Reizenstein ganz Amerikaner geworden, hing mit vieler Liebe an seinem Adoptivvaterlande und empfand in dem großen Streit mit dem Mutterlande wie die weit überwiegende Mehrheit der eingeborenen Bevölkerung.

Mit seiner vollen Überzeugung stand er fest auf der Seite des Kongresses.

Nachdenkend vor sich hinsehend saß er jetzt in seinem Lehnstuhle und der Sohn wartete ehrfurchtsvoll, bis es dem Vater belieben würde, zu sprechen.

„Wie mir die Bilder aus der fernen Vergangenheit in der Seele aufsteigen, John, seitdem du mir von den hessischen Truppen gesprochen hast. Ich sehe sie vor mir meine strammen Grenadiere, ich sehe die Freunde meiner Jugend, meine Kameraden, das alte Kassel — die liebe Heimat. — Wie ist es traurig, daß die braven Jungen auf der Seite der Gewalt fechten. — Habt Ihr keine Gefangenen gemacht?"

„Doch, Vater, indes nur wenige. Einen der eingebrachten Grenadiere ließ Washington vor sich führen und bot ihm hundert Acres Land, wenn er zu uns übertreten wollte. Der Grenadier lehnte das Anerbieten mit nachdrücklichem Ernst ab. „Er habe zur Fahne geschworen," entgegnete er dem General kurz. Diesem gefiel das sehr, er ließ dem Grenadier ein Goldstück überreichen und befahl, ihn freizulassen.

„Hattest du keine Gelegenheit, den Mann zu sprechen?"

„Ich suchte sie und fragte ihn nach den Namen der Kommandeure seines Korps. Er nannte viele Namen hessischer Geschlechter, die ich oft aus deinem Munde vernahm."

„Wie viel Bekannte und Jugendfreunde ich wohl noch unter den hessischen Offizieren finden würde? Wie fremd bin ich der Heimat geworden? Alle Fäden, welche mich derselben verbanden, sind längst zerrissen, ich selbst bin der Letzte meines Namens. Kein Blutsverwandter lebt mir. Niemand ist mehr drüben, der meiner in rechter Liebe gedächte — ich bin schon längst tot fürs Hessenland."

„Um so lebendiger, Vater, bist du für die Kolonie und lebst hier ein neues, reiches und segensvolles Leben."

Der alte Herr fuhr mit der Hand langsam über die Stirn und sagte

dann: „Jetzt sprich mir, John, von unserer Sache, offen sage, welche Hoffnungen, welche Befürchtungen hast du?"

„Wenn die Engländer ihren Sieg rasch und energisch ausnutzen, ist die Sache der Kolonien, wie ich fürchte, rettungslos verloren."

„Das ist traurige Kunde. Wie nimmt es Washington auf?"

„Wie ein Held. Mit unerschüttertem Vertrauen, mit immer gleicher Ruhe und Umsicht rollt er, ein zweiter Sisyphus, den Fels wieder bergauf, der eben jäh darniederstürzte."

„Er ist ein Mann — Gott segne ihn. Will er New-York halten?"

„Es ist unmöglich, diesen Truppen gegenüber darf er es nicht wagen. Außerdem wird eine zweite Division Hessen erwartet."

„Deine betrübenden Nachrichten, das stürmische Auftauchen längst begrabener Erinnerungen nahm mich so ganz gefangen, daß ich vergaß, dich zu fragen, ob dein Besuch außer dem Wunsche, uns wiederzusehen, noch eine besondere Veranlassung hat?"

„Sorge um Euch trieb mich her. Es ist für's erste keine Aussicht auf kriegerische Aktionen. Zurück müssen wir, und zwar möglichst weit, das unterliegt keinem Zweifel. In kurzer Zeit steht die englische Armee auf dem Festland und es ist dann nicht nur wahrscheinlich, sondern gewiß, daß der Kriegsschauplatz sich bis hierher ausdehnen wird. Ihr könnt also nicht hier verweilen, ohne Euch allen Schrecken und Gefahren des Krieges auszusetzen."

„Den Delaware müssen sie haben, wenn sie den Krieg nachdrucksvoll führen wollen, und sie wären Toren, wenn sie sich nicht Trentons bemächtigten."

„Dazu kommt noch, daß die Wilden von den Engländern zum Kampfe gegen die Rebellen aufgestachelt werden."

„O, schaudervoll, wenn diese Mordbanden entfesselt würden. Ich kenne den Indianerkrieg."

„Gegen Rebellen ist jedes Mittel recht, Vater, selbst die Bewaffnung dieser wilden Horden," entgegnete John mit Bitterkeit.

„Was, mein Sohn, würdest du an meiner Stelle tun?"

„An meines Vaters Stelle würde ich Mister Sounderson Generalvollmacht geben und mich, so lange es noch Zeit ist, nach der Küste zurückziehen, nach New-York oder Philadelphia."

„Und wenn die Königlichen diese Städte okkupieren?"

„So seid Ihr selbst in diesem Falle in der Mitte eines disziplinierten Heeres und steht als friedliche Einwohner unter dem Schutze seiner Befehlshaber."

„Du gibst mir zu denken, John — du magst ganz Recht haben, — aber — es fällt mir schwer, Redwood zu verlassen."

„Dazu kommt noch, teuerster Vater, daß der größere Teil der Leute hier durchaus royalistisch gesinnt ist, und du — ein Hesse bist."

„Was hat letzteres mit der vorliegenden Frage zu tun?"

„Leider sehr viel, mein Vater, man haßt dich hier, seitdem ich im Rebellenheere diene, und ich fürchte, ich darf mich als sein Offizier öffentlich hier nicht sehen lassen, ohne Beleidigungen ausgesetzt zu sein. Deine Parteinahme für die Sache des Kongresses ist dem Volke hier um so widerwärtiger, als du kein Eingeborner des Landes bist, und die Hessen, deine Landsleute, auf jener Seite fechten. Alles dieses, däucht mich, sind Gründe, die dafür sprechen, einen Zufluchtsort aufzusuchen, der weniger Gefahren bietet als Redwood. Dies dir vorzutragen, teuerster Vater, bin ich hierhergeeilt."

„Ich habe den Leuten hier viel Gutes getan, John, ich bin ein gefälliger Nachbar und leutseliger Herr gewesen — sollte mich das nicht vor niedrigem Haß schützen?"

„Es ist Bürgerkrieg, ich habe auf Longisland gesehen, welch' wilde Leidenschaften der zu entfesseln vermag. Dort," und John wies zum Fenster hinaus auf den vorübergehenden Indianer, „dort geht der klügste Mann auf Redwood, der mehr sieht, hört und denkt als alle andern und ganz sicher auch die Bewegung unter den Indianern kennt, bitte, frage ihn um seine Meinung. Darf ich ihn hereinrufen?"

„Wenn es dir Vergnügen macht, gern."

Der junge Melville öffnete das Fenster, rief Bill an und ersuchte ihn, hereinzukommen."

Gleich darauf trat der Indianer in die Bibliothek. Reizenstein hieß ihn sich setzen.

Nach einem dem Geschmacke des Delawaren angepaßten kurzen Schweigen begann John: „Das Beil ist ausgegraben zwischen König Georg und den Kolonien, Bill."

„Ihm wissen," entgegnete der Indianer kurz.

„Es ist wahrscheinlich, daß nach unserer jüngsten Niederlage der Krieg sich bis hierher zieht. Würdest du dem Vater raten, hier auf Redwood zu bleiben?"

Des Indianers dunkles Auge richtete sich auf Reizenstein, und nach einer Weile sagte er: „Bill würde gehen mit junge Missus, er nicht bleiben."

„Aber deine Gründe, Bill, deine Gründe?"

„Was nennen Redwood einen Grund? Wenn große Büchse machen großes Loch in Haus? Nennen das einen Grund? Wenn Rotrock kommt mit Bajonett — zertreten Garten, stehlen Pferde — stechen Kuh und Schwein tot, legen sich in Bett von Master, nehmen Silber, nehmen Gold — und beleidigen Missus — nennen das einen Grund? Er das tun, weil Master Redwood Rebeller gegen König Georg."

„Die Leute in Trenton und die Farmer hier in der Umgegend sind alle für den Kongreß, nicht wahr, Bill?", fragte John wieder.

„Master John machen Spaß; er alle hier für König, nicht für Rebeller."

„Hörst du es, Vater? Master Bill ist natürlich auch für König Georg."

„Er auch für König Georg, Oneidas für Rebeller fechten — Mahanatha Delawarenkrieger, er immer für König Georg."

„Nun, da haben wir's," lächelte der junge Offizier, „der Feind ist im Hause, außer Hetty auch noch der alte Delawarenhäuptling royalistisch gesinnt."

Schweigend hatte Reizenstein den Indianer, dessen Klugheit er zu schätzen wußte, dessen Anhänglichkeit an ihn und seine Familie seit vielen Jahren erprobt war, angehört.

„Ich hätte nicht geglaubt," sagte er endlich, „einer so bedrohlichen Zukunft entgegengehen zu müssen. — Wann denkst du zurückzukehren, John?"

„Morgen, Vater. Mein Herzensbedürfnis, Euch zu sehen und zugleich zu warnen, ist befriedigt, und ich möchte in dieser schwierigen Sachlage doch sobald als möglich wieder bei der Armee sein."

Reizenstein ging wiederholt auf und ab und sagte dann: „Ich würde hier aushalten, wenn ich glauben dürfte, unserer Sache Vorteil zu bringen — aber es wäre nur unnützes Martyrium, welches ich auf mich nähme. Die Kinder kann ich unter keinen Umständen den Gefahren des Krieges aussetzen, und so will ich mit ihnen nach Philadelphia übersiedeln."

„Herzlich freue ich mich dieses Entschlusses, Vater, und ich bitte dich, führe ihn bald aus."

Weniger durch die Gefahr, die eine Annäherung der englischen Armee mit sich führen konnte, war Reizenstein zu dem Entschlusse gebracht worden, Redwood zu verlassen, denn diese war durchaus nicht nahe, als durch die Überzeugung, daß sein Sohn darin Recht hatte, daß die durchaus königlich gesinnte Bevölkerung der Umgebung, die ihm, seit er sich als Anhänger des Kongresses bekannt und seinen Sohn im „Rebellenheer" dienen ließ, durchaus nicht hold gesinnt war, sobald die Nachricht von dem Siege der Königlichen bei Flatbush hierher gelangte, alsbald feindlich entgegentreten würde.

Dem durfte er seine Angehörigen nicht aussetzen. Einmal entschlossen, ließ er alsbald die nötigen Anordnungen zur Reise nach Trenton treffen, ohne selbst den davon sehr überraschten jungen Damen die Gründe dafür anzugeben und noch am Abend verließ er mit den Seinen Redwood, sein Eigentum der Fürsorge seines zuverlässigen Verwalters Mr. Sounderson und des alten Delawaren überlassend.

Zehntes Kapitel.

Die englisch-deutsche Armee war von Longisland nach Yorkisland übergesetzt. Washington hatte New-York geräumt, sich nach Norden zurückgezogen und stand, nachdem er seine Verluste mit unermüdlichem Eifer ergänzt hatte, nach mannigfachen heftigen Zusammenstößen mit den Königlichen auf den waldigen Anhöhen der Whiteplains in starken Verschanzungen.

Zu der ersten Division der hessischen Truppen war unterdes die am 18. Oktober gelandete, von Knyphausen geführte zweite große gestoßen, wodurch die Stärke der verbündeten Armeen ansehnlich erhöht ward.

Mit ihr war auch Albrecht von Schallern auf dem Kriegsschauplatze eingetroffen. Sobald der Dienst und die Umstände es erlaubten, hatte er den Freund aufgesucht.

Das Wiedersehen war das herzlichste. Reizenstein und Schallern saßen im Zelte des ersteren in eifriger Unterhaltung, die Erlebnisse der letzten Monate austauschend.

Schallern erzählte von der fernen Heimat und den Freunden dort, der Jägeroffizier berichtete von den Affairen, denen er mit Auszeichnung beigewohnt hatte, und von der Lage auf dem Kriegsschauplatz überhaupt, soweit er davon Kunde zu geben vermochte.

„Du wirst über die Kriegsführung hier erstaunen, Albrecht," sagte Hugo im Laufe des Gespräches, „unsere Generale sind außer sich über das Ungeschick und die Lässigkeit der Aktionen. Heister hat kürzlich eine Unterredung mit dem Oberkommandierenden gehabt, in welcher er mit dem ihm eigenen Freimut die Heeresleitung in einer Weise kritisierte, welche Sir William in hohem Grade erbittert haben soll."

„Das sind ja treffliche Nachrichten," sagte Schallern, „ich glaubte, es wäre hier üblich, zu kommen, zu sehen und zu siegen."

„Wir haben es mit einem unendlich zähen Feinde zu tun. Wie Loßberg es vorhergesagt hat, spielt Washington den Cunctator, er verteidigt jeden Fuß Boden und vermeidet dabei entscheidende Schlachten mit großer Geschicklichkeit, was ihm übrigens durch unsere unsichere, tastende und zögernde Kriegführung leicht genug gemacht wird. Wir erschöpfen uns in blutigen Einzelkämpfen — der Krieg wird lange dauern."

„Nun meinetwegen," lachte Schallern, „so kommen wir als Regimentskommandeure wieder heim."

„Wir haben hier in diesen Whiteplains bereits viel Blut vergossen, und dort auf den Höhen steht der Feind stark verschanzt, unerschüttert, und aller Wahrscheinlichkeit nach zögern wir, ihn anzugreifen, bis es ihm beliebt, davonzuziehen, um im Frühjahr stärker als vorher wieder auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Das ist unsere Kriegführung."

„Wie findet sich denn der Draufgänger Rall dahinein?"

„Wie ein brüllender Löwe. Er hat in voriger Woche mit unglaublicher Bravour die Höhen von Chatterton gestürmt, aber die ganze blutige Attacke war vergeblich, sie erschütterte die Stellung Washingtons nicht, da ein nachdrücklicher Gesamtangriff nicht beliebt ward."

„Na, Hugo, wie's auch kommen mag, wir wollen dem deutschen Namen Ehre machen, und hoffentlich habt ihr noch etwas Heldenarbeit für mich übrig gelassen."

„Du wirst noch genug zu tun bekommen, sei ohne Sorge.

„Nun, da wir die großen Fragen der Zeit erledigt haben, wollen wir uns ein wenig zu unseren persönlichen Angelegenheiten wenden. Begierig bin ich, zu hören, ob sich dir Gelegenheit bot, etwas über deinen Onkel zu erkunden?"

„Wenig. Es dienen freilich unter den Engländern einige in den Kolonien geborene Offiziere, einer derselben hat meinen Oheim auch gekannt, vor Jahren freilich, doch wußte er mir nichts wesentliches mitzuteilen, vor allem nicht, ob er noch am Leben sei.

Seine Nachkommen oder Verwandten, meinte er, müßten indes noch auf einer der Besitzungen der Melvilles, das ist der Name von meines Onkels Gattin, leben."

„Nun, wenn wir tiefer ins Land kommen, wird sich reichlichere Gelegenheit finden, Nachrichten einzuziehen. Wer weiß, ob da nicht ein paar Millionen als Erbschaft für dich liegen?"

„Was ist mir am Geld gelegen?"

„Nun, Hugo, unterschätze mir das Geld nicht, es ist gar schön, ein paar tausend Dukaten zu besitzen, besonders für arme Offiziere. Also sei so gut, und tritt eine der hier üblichen Millionenerbschaften an, damit ich in deinen Beutel greifen kann, um meinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen."

Reizenstein lachte: „Hoffentlich, laß mich nur den Beutel erst haben."

Schallern schickte sich nach einiger Zeit an, sich zu verabschieden. „Wenn wir," sagte er, „wie ich hoffe, Rall zugeteilt und mit Euch zu einer Brigade vereinigt werden, so wäre das herrlich, Hugo, wir würden dann zusammen fechten."

„Mag ein günstiges Geschick es so fügen, Albrecht."

Eine Ordonnanz vom Oberst trat ein und überbrachte Hugo den Befehl, vor ihm zu erscheinen.

Dieser schnallte den Degen um und schritt, begleitet von seinem Freunde, dem Zelte Ralls zu, vor dem sie sich mit herzlichem Händedruck trennten.

Unweit dieses Zeltes lagerten die Grenadiere und Jäger, welch' letztere auf zwei Kompagnien angewachsen waren.

Mutter Heisterhagen, welche alle Strapazen und Entbehrungen des Feldzugs wie eine echte Soldatenfrau ertrug, war, wie immer, in ungemeiner Tätigkeit. Die Wunde des Sergeanten war längst unter ihrer

sorgsamen Pflege geheilt, und er schritt stattlich wie je in alter „Propperté“ einher. Rübenkönig, der Grenadier, war bis jetzt in all' den kleinen, aber blutigen Scharmützeln, welche in den letzten Wochen stattgefunden hatten, so wenig er sich auch schonte, unverwundet geblieben.

Die zwei Mohawks hatten sich den Jägern auf eine Weise angeschlossen, die ein treffliches kameradschaftliches Verhältnis zwischen den roten Söhnen des amerikanischen Waldes und denen des Hessenlandes gestattete. Ihre Tapferkeit und die Dienste, welche sie als Kundschafter leisteten, erwarben ihnen bald die Achtung der Leute, und sie zählten sich mit nicht geringem Stolze zu den Jägern und fühlten sich in deren Gesellschaft wohl. Während der Mohawkkrieger, ein stiller, ernster Geselle, der auch nur der Sprache seines Volkes mächtig war, einsam zwischen ihnen lebte, hatte sich zwischen dem jungen Häuptling und Hans ein durch gemeinsam bestandene Gefahren befestigter Freundschaftsbund gebildet, dem nur das Mittel der ausgiebigen Mitteilung durch die Sprache fehlte, um vollkommen zu sein.

Aber auch ohne ausreichende Sprachkenntnisse verstanden sich die beiden trefflich, und gewöhnlich sah man sie auch zusammen einher wandern, den geschmeidigen, stolzen Indianer neben dem schlanken, kecken Jäger; im Kampfe fand man sie stets Schulter an Schulter.

Hans hatte sich wiederholt ausgezeichnet und war nach wie vor der Liebling der Kompagnie, der durch seine Verwegenheit und Todesverachtung selbst den kühnsten Jägern imponierte und durch seine muntere Laune, oft selbst mitten im Gefecht, das heitere Gelächter der Leute hervorrief.

Heute saß er vor dem Zelte und schrieb auf einem abgebrochenen Baumstumpf mit mühsam herbeigeschafften Schreibutensilien einen Brief an seine Mutter. Hinter ihm stand Hotspur und sah mit so viel Neugierde, als seine Kriegerwürde ihm gestattete, zu, wie Hans, welcher gerade kein großer Meister in der edlen Schreibkunst war, die geheimnisvollen Zeichen auf das Papier malte.

Endlich hatte der junge Jäger seine schwierige Arbeit vollendet.

„So, das wäre vollbracht; die Alte wird sich freuen,“ sagte er vergnügt und, sich zu dem Indianer wendend, fügte er hinzu, indem er auf das beschriebene Papier deutete: „Mutter!“ Der Indianer wiederholte den ihm bekannten deutschen Laut.

„Es spricht zu ihr? Wie?“

Wie der Mohawk einiges Deutsch radebrechte, so hatte Hans etwas Kenntnis des Englischen und sogar einige Worte des Mohawkdialektes erworben, und mit diesen bescheidenen Hilfsmitteln verständigten sie sich, wo sie nicht ausreichten, die Geberdensprache zu Hülfe nehmend.

„Ja, Hotspur, das spricht — da hast du recht. Das erzählt drüben im alten Hessenlande der Mutter, wie es uns hier ergeht; von dir steht auch etwas drin. Die alte Frau wird sich einmal wundern, daß ich einen wilden Mann zum Freunde habe.“

„Nicht wilder Mann, Hans, das nicht Mutter sagen. Oneida wilder Mann. Mohawk lernen viel von Missionar, Inglis und Deutsch."

„Nun, ja, Hotspur, es ist ja auch wahr, ich meine das auch nicht so, ich will nur sagen, daß ich einen roten Krieger zum Freunde habe."

„Das gut — Hotspur Freund!"

„Sage mir einmal, Häuptling, ich habe dich schon immer fragen wollen," sagte Hans, ihn nachdenklich ansehend, „bist du eigentlich ein Christ?"

„Was meinen?"

„Nun, glaubst du denn an Gott und den Herrn Jesus?"

Ernst entgegnete der junge Mohawk: „Ihm glauben an großen Geist, ganz wie weißer Mann, er ihm Gutes tun und strafen, ganz wie verdienen. Guter Indianer gehen, wenn er sterben, in selige Jagdgründe."

„Ja, das ist wohl ganz gut, aber unser Herr Jesus?"

„Bruder von Herrenhut Mohawk viel erzählen von ihm, er sehr guter Mann, ihm sehr lieben, aber er sagen, nicht töten Feind — ihm auch lieben, das nicht begreifen."

„Das ist richtig, so sagt der Herr Jesus."

„Ihr auch nicht töten Feind? he? Ihr ihm lieben? he?" fragte der Indianer mit schlauem Lächeln.

„Nun, ja," sagte der in Verlegenheit gebrachte Hans, „siehst du, Hotspur, wenn's Krieg ist, dann muß man kämpfen und sich seiner Haut wehren — und da geht's denn nicht ohne Tote und Blessierte ab."

„Das bei Mohawk gerade so," antwortete lakonisch der Indianer.

Hans brach das Gespräch, welches verfänglich zu werden drohte, ab, deutete auf den vor ihm liegenden Brief, und sagte, eine Stelle mit dem Finger bezeichnend: „Siehst du, Hotspur, hier stehst du — dies ist dein Name."

Der Indianer betrachtete die Schriftzüge, die seinen Namen wiedergeben sollten, mit kindlichem Erstaunen, einen Augenblick der ernsten Würde des Häuptlings ganz vergessend. Er fuhr auch leicht mit dem Finger über die Stelle, welche seinen Namen enthielt, und wiederholt: „Hotspur — gut — mein Bruder sagt der Mutter von seinem Freunde."

„Das ist ganz richtig, Indianer, in Kassel werden sie jetzt von dir erfahren." Er faltete den Brief zusammen und schrieb die Adresse.

„Es ganz wundervoll, daß weißer Mann so miteinander sprechen. Indianer malen auch Tiere und Bäume und wissen, was er sagen, aber armer roter Mann, kann nicht schreiben."

„Wenn du hübsch zu deinem Herrenhuter Missionar in die Schule gegangen wärest, könntest du's jetzt auch, Hotspur."

„Nein, er nicht atmen in Haus, er gehen in Wald."

„Gerade so wie ich, ich habe die Schule auch oft genug umgangen und bin in den Wald gelaufen. Wenn mir die alte Frau etwas vorweinte, ging ich natürlich wieder hinein, und etwas ist doch Dank dem Knüppel des Kantors sitzen geblieben," und er deutete stolz auf sein Kunstwerk.

„Es ganz wundervoll, Hans, sehr weise."

„Na, ja, Hotspur, wie man's nimmt!" und Hans lachte herzlich über des Indianers unverkennbare Bewunderung seines Wissens.

Plötzlich klang das Hornsignal für die Jäger: Antreten!

Eilfertig liefen die Burschen von allen Seiten zusammen, und traten gleich darauf vollständig gerüstet vor dem Zelte Ewalds in Reih und Glied.

Der Hauptmann erschien in Begleitung Hugos vor der Front.

„Leute, wer von euch reiten kann, trete vor."

Einige dreißig Jäger folgten der Aufforderung, unter ihnen Oberjäger Bickel.

„Ah, das sind ja mehr als wir brauchen," sagte Ewald vergnügt, als er sie überzählte. „Rübenkönig, kann Er denn auch reiten?" fragte er Hans, als er diesen unter den Vorgetretenen bemerkte.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ja."

Hans konnte alles, was körperliche Geschicklichkeit und Gewandtheit erforderte, und hatte oft schon als Knabe ein nacktes Pferd zum tollsten Laufe angetrieben, ohne seinen Sitz zu verlieren.

„Na, dann nehmen Sie ihn mit, Reizenstein. Ja, so, der Junge muß ja seinen roten Pylades bei sich haben, wenn er sich wohl fühlen soll."

Die beiden Indianer waren auf das ihnen wohlbekannte Signal ebenfalls angetreten und standen neben der Kompagnie.

„Hotspur," fragte Ewald diesen, „kann der Häuptling auf einem Pferde sitzen und es lenken?"

„Hotspur sitzt auf dem Pferde, und es geht, wohin er will."

„Nun, das ist ja trefflich. Sonst ist die Reitkunst doch eure Sache nicht, ihr Mohawks."

„Hotspur lernte es in den Ansiedelungen der Weißen."

„Das trifft sich sehr glücklich, der Indianer wird Ihnen von großem Nutzen sein, Leutnant."

Reizenstein stimmte zu. Es wurden von den dreißig Leuten zwölf ausgewählt, zu denen Bickel und Hans gehörten, und bedeutet, den Befehlen des Leutnants zu folgen.

„Wird Hotspur mitreiten?"

„Er wird die Pfade weisen."

„Hotspur kennt das Land?"

„Er hat oft in den Wäldern gejagt."

„Gut. Die Pferde, Reizenstein, finden Sie dort drüben," und der Hauptmann deutete auf ein entferntes Gehöft mit großen Stallungen, „suchen Sie sich die besten aus und machen Sie Ihre Leute beritten. Auseinander — Marsch!"

Der Leutnant ließ seine zwölf Mann Proviant fassen, begab sich mit ihnen und dem Indianer nach dem bezeichneten Gebäude, und als die Dämmerung hereinbrach, trabte er, gefolgt von der trefflich beritten gemachten kleinen Schar auf der Straße nach Norden zu.

Dem Feldherrn galt es, um seine weiteren Operationen danach zu bemessen, aufklären zu lassen, ob rückwärts von der Stellung der Amerikaner, da, wo die Hochlande beginnen, feindliche Truppen sich sammelten, und ob die Pässe dort befestigt würden, um der amerikanischen Armee zu gestatten, sobald sie ihre gegenwärtige Position verließ, weiter rückwärts von neuem ein verschanztes Lager zu beziehen.

Man hatte zu dieser ebenso gefährlichen als verantwortungsvollen Aufgabe Jäger statt Dragoner gewählt, weil sehr leicht ein Rückzug durch die dichten Wälder notwendig werden konnte, und sie — der schnelleren Fortbewegung halber — beritten gemacht und auch um gegebenen Falles schneller Nachrichten empfangen zu können.

Es war ein gewagter Ritt, dieser Ritt in Feindesland.

Die auserlesene Schar auf den kräftigen und schnellen Pferden, wie sie Jersey züchtete, trabte unter dem nächtlichen Sternenhimmel rasch dahin. An der Spitze ritten Reizenstein und der Indianer.

Die Gegend war ziemlich dicht bevölkert, doch begegneten ihnen wenig Menschen auf der Straße, und diese hielten die kleine Schar in der Dunkelheit wohl kaum für Feinde, wenn sie sich zum Kongreß bekannten, und solche, welche noch im Herzen königlich gesinnt waren, hätten ihnen, im Falle sie als Hessen erkannt wurden, keine Gefahr gebracht.

So mochte der kleine Reitertrupp etwa vier Stunden im Sattel gewesen sein, während dessen er in scharfer Gangart eine stattliche Anzahl von Meilen zurücklegte, als der Leutnant zu dem schweigend neben ihm reitenden und den Weg durchforschenden Indianer sagte: „Die Pferde werden müde, Hotspur, ist es noch weit bis zu dem Orte, wo wir lagern sollen? Die Tiere müssen morgen frisch sein."

Der Indianer entgegnete ihm, daß das nächste Ziel bald erreicht sei.

Langsam ritten sie weiter.

Nach kurzer Zeit bog Hotspur in einen schmalen Weg nach rechts ein, welcher durch einen Waldsaum zu einer Lichtung führte, auf welcher mehrere Heuschober sichtbar wurden, als sie näher kamen.

„Da Heu," sagte der Indianer, auf die Schuppen deutend, „dort Wasser," und er wies auf ein vorüberrinnendes Bächlein.

Der Leutnant durchforschte, so gut er in der Dunkelheit vermochte, den Platz, der ihnen Nachtherberge bieten sollte. Er befand sich, durch einen schmalen Waldsaum von der Straße getrennt, auf einer, wie es schien, ziemlich ausgedehnten Lichtung, welche als Wiesengrund diente, und rings von Wäldern umgeben war.

„Was würde der Häuptling tun, wenn wir hier angegriffen würden?"

„Nicht angreifen. Niemand wissen, daß wir hier. Niemand wissen, ob Inglis, ob Koloniemänner, Leutnant ruhig schlafen."

„Also, bis Tagesanbruch sind wir deiner Meinung nach hier in

Sicherheit? Gut." Er befahl den Jägern abzusitzen, die Pferde zu pflegen und sich dann im Heu eine Ruhestätte zu suchen.

„Legt euch nieder, Leute, und schlaft, ich werde zunächst selbst wachen und später die von euch wecken, welche mich ablösen sollen."

Die Jäger betteten sich, nachdem sie die Pferde gefüttert und getränkt, behaglich im Heu, und auch Hotspur streckte sich, in seine wollene Decke gehüllt, dort zum Schlafen nieder. Bald herrschte tiefe Ruhe über der Lichtung, selbst die ermüdeten Pferde bewegten sich kaum.

Schweigende Nacht umhüllte den einsamen Wächter, der sich auf einem vom Sturm entwurzelten Baume niedergelassen hatte, und still wie die Wälder ringsum und bewegungslos dort saß.

Seine Gedanken waren nicht freundlicher Art. Er gedachte seines bescheidenen, ja harten Jugendlebens, das ihm so einsam verflossen war, seitdem sein Vater einen geheimnisvollen Tod in diesen Wäldern gefunden und seine Mutter zu den Toten gegangen war. Er war allein im Leben, ein Spielball des Geschickes. Der einzige, der seinem Herzen je nahe getreten war, war der rauhe, ehrliche Schallern.

„Mein Vater, mein armer Vater," flüsterte er vor sich hin, und trübe Bilder stiegen vor seiner Seele auf.

Die Nacht schritt vor.

Unhörbaren Schrittes nahte der Indianer, von der Straße kommend, wohin er sich unbemerkt entfernt hatte. Er blieb vor Hugo stehen und betrachtete teilnahmsvoll dessen ernstes, leidvolles Antlitz, welches der Sternenschimmer schwach bestrahlte.

In gedämpftem Tone sagte er: „Eine Wolke überschattet des Jägerhäuptlings Antlitz." — Hugo fuhr aus seinem Sinnen empor — „er muß sie verscheuchen. Nicht immer ist es Nacht — es strahlt auch die Sonne wieder."

„Ja, du hast recht, Indianer — fort mit der Wolke — der Sonnenschein wird wiederkehren." — Ganz der Wirklichkeit zurückgegeben, fragte er rasch:

„Was gibt's, Hotspur? Droht Gefahr?"

„Es ist alles ruhig, Hotspur war am Wege. Doch die Sterne werden bleich — ist's nicht Zeit, daß die Jäger erwachen?"

Hugo warf einen Blick gen Himmel, der Tag dämmerte langsam herauf.

„Ja, es ist Zeit, wecke sie, Indianer."

Munter erhoben sich die rüstigen Burschen, sahen nach ihren Waffen, tränkten die Rosse, und nahmen dann ihr frugales Frühstück ein.

Kaum war die Sonne über den Horizont erschienen, als die Jäger ihre Pferde bestiegen und der Straße zuritten. Als sie eben den Waldsaum verlassen wollten, um auf die Straße hinaus zu reiten, gab der Indianer ein Zeichen, zu halten.

Alles hielt lautlos.

Der Indianer neigte horchend das Haupt.

„Was vernimmt der Häuptling?" fragte der Leutnant leise.

„St! Wagen kommt. Hotspur hört die Räder."

Alle lauschten gespannt, vernahmen aber kein anderes Geräusch als das leise Rauschen der Blätter im leichten Morgenwinde.

Der Indianer glitt vom Pferde herab, Hugo folgte ihm hierin und winkte dem Oberjäger Bickel und Hans, ein gleiches zu tun. Den übrigen befahl er, auf der Stelle zu verharren und zu Pferd oder zu Fuß, wie es die Umstände erforderten, vorzudringen, wenn sie ihn schießen hörten.

Der Indianer schritt bis an den Rand des Gehölzes, Reizenstein und die beiden Jäger hinter ihm her. Dort lugten sie vorsichtig durch die Büsche und blickten die Landstraße hinauf und hinab.

Jetzt vernahmen auch sie das Nahen eines Wagen, der sich dem Geräusch nach zu urteilen, rasch vorwärts bewegte.

Nach links zu, von wo das Rollen das Räder hörbar war, machte der Weg eine Biegung.

Aller Augen waren dorthin gerichtet, wo jeden Augenblick der Wagen erscheinen mußte.

Endlich ward er sichtbar.

Es war ein von vier starken Pferden gezogener Reisewagen, auf dessen Bock zwei Neger saßen, der in raschem Trabe herannahte.

Kaum war er den Augen der Beobachter sichtbar geworden, als aus den Gebüschen, welche die entgegensetzte Seite des Waldes einsäumten, einige Schüsse fielen.

Zwei Pferde stürzten und einer der Neger fiel vom Bock hernieder zur Erde. Der Wagen hielt, trotzdem die unverletzten Pferde in wilder Angst ihn fortzuziehen sich bemühten.

Gleichzeitig sprangen wohl ein Dutzend Indianer aus den Büschen hervor und auf das Gefährt, aus dessen Innern Angstrufe weiblicher Stimmen ertönten, zu.

„Oneida!" flüsterte Hotspur mit scharfem Laut, riß die Büchse an die Wange, schoß, und einer der Indianer stürzte nieder.

Hugo, der wie die anderen mit einer Büchse bewaffnet war, Bickel und Hans feuerten hierauf ebenfalls, und mit solcher Wirkung, daß jeder Schuß einen der Wilden niederstreckte.

Die so rauh und unerwartet begrüßten Angreifer liefen in großer Eile zurück in die schützenden Büsche. Hotspur, dies wahrnehmend, setzte in weiten Sprüngen über die Landstraße und verschwand dort zwischen den Zweigen, Bickel und Hans folgten ihm, während der Leutnant die eilig nahenden Jäger erwartete.

Da er nicht wissen konnte, über welche Mittel die Angreifer verfügten, befahl er seinen Leuten, sich rasch längs der Straße im Gesträuch zu verteilen, was auch schnell ausgeführt wurde, sodaß einige der Jäger sich bald

dem Wagen gegenüber befanden. Der zweite Neger, welcher den Bock eingenommen hatte, war herabgesprungen und starrte, nachdem er mit Mühe die Pferde zum Stehen gebracht, angstvoll in den Wagen hinein, während der andere das Blut seiner Wunde zu stillen suchte.

Aus dem Walde jenseits krachte noch ein Schuß, und gleich darauf trat Hotspur aus dem Buschwerk und winkte mit der Hand.

Der Leutnant trat jetzt rasch hervor und näherte sich dem Wagen.

„Er fort," rief ihm der Indianer zu, „er laufen."

Aus dem Wagenschlage blickte ein schreckensvolles Mädchenangesicht. „Helfen Sie! Helfen Sie!"

Hugo riß rasch den Wagenschlag auf und erblickte einen älteren Herrn, der bewußtlos niedergesunken war, und dem das Blut von der Stirn rann. Ihm gegenüber lag eine junge Dame auf dem Sitz, ohnmächtig zwar, doch, wie es schien, unverletzt.

Hugo reichte derjenigen, welche ihm aus dem Wagenschlage zugerufen hatte, die Hand zum Aussteigen.

„Sind Sie unverletzt, Miß?"

„Ja, ja, doch — mein Vater, retten Sie meinen Vater!"

„Beruhigen Sie sich, wir wollen gleich nach ihm sehen," und er stieg in den Wagen hinein.

Als der Leutnant hervortrat, waren seine Leute ihm gefolgt und standen jetzt auf der Landstraße, neugierig die seltsame Gruppe betrachtend.

Zwei der getroffenen Indianer waren tot, und Hotspur riß ihnen mit großer Ruhe die Skalpe ab, die beiden anderen, welche schwer verwundet niedergesunken waren, lagen am Boden und erwarteten mit der den Kindern des amerikanischen Urwaldes eigenen finsteren Ruhe den Todesstreich, den Hotspur, den Tomahawk vom Gürtel lösend, eben zu führen sich anschickte.

Mit Schaudern hatte Hans der entsetzlichen Prozedur des Skalpierens zugesehen; als Hotspur jetzt mit wilder Miene sich den Verwundeten näherte, faßte er seinen Arm.

Erstaunt sah der Indianer auf.

„Hotspur, Freund," stammelte Hans hochrot im Gesicht vor Aufregung — halb englisch, halb deutsch radebrechend, „die dort," und er deutete auf die Skalpierten, „tot, — die verwundet — nicht tot. Nicht tot — nicht Skalp."

Der Indianer schien gar nicht zu begreifen, daß man sein Handeln nicht ganz natürlich fand, und blickte verwundert in Hans' Gesicht.

„Ihm töten — dann Skalp."

„Nein, Hotspur, willst du noch länger mein Freund sein, dann sei kein Mörder, den Toten reiße meinetwegen die Kopfhaut herunter, wenn's sein muß, aber Verwundete muß man nicht umbringen," stieß Hans rasch und laut heraus.

Hugo, der dies vernahm, blickte aus dem Wagenfenster und rief dem

Indianer befehlend zu: „Die Verwundeten laß leben — sie dürfen nicht getötet werden!"

Verblüfft durch die leidenschaftlichen Worte von Hans, den Befehl des Leutnants, den zu respektieren er gelernt hatte, die mißbilligenden Blicke der umstehenden Jäger, trat der Indianer finster von seinen Opfern zurück.

„Helft mir den Herrn aus dem Wagen heben, Leute," rief Hugo und mit Hilfe des besorgten Schwarzen und eines Jägers ward der immer noch bewußtlose Herr aus dem Wagen gehoben und sanft auf den den Weg einsäumenden Rasen niedergelegt.

Händeringend kniete die junge Dame, deren edel schönes, von blonden Locken umrahmtes Antlitz, deren tränende Augen den tiefsten Schmerz verrieten, neben dem bewußtlosen Verwundeten nieder, während der Leutnant ihn sorgfältig untersuchte. Angstvoll hingen die Blicke der Mädchen an seinem Gesicht.

„Ich glaube, Sie dürfen sich beruhigen, Miß," sagte er dann, „ich finde keine Verletzung, als diesen Prallschuß am Vorderhaupt, der die Bewußtlosigkeit durchaus begreiflich erscheinen läßt — aber wohl ganz ungefährlich sein dürfte, denn die Hirnschale scheint nicht verletzt zu sein."

„O Gott, Gott sei Dank!" sagte die junge Dame aus tiefstem Herzen.

„Etwas Rum!"

Einer der Jäger reichte Hugo seine Feldflasche.

„Bickel, lassen Sie die Leute aufsitzen und schauen Sie sich scharf um," befahl der Leutnant, während er dem Ohnmächtigen etwas Rum einflößte.

Dieser holte mehrmals tief Atem und schlug langsam die Augen auf, deren Blick auf das über ihn gebeugte Antlitz Reizensteins fiel. Sie hafteten mit augenscheinlichem Staunen an dem fremden Gesicht. Leise, aber doch Hugo vernehmlich, kam es über seine Lippen, während er die Augen fest auf Hugo geheftet hielt: „Bist du es Kurt? Endlich — endlich — lieber Bruder —," und die Augen schlossen sich von neuem.

Hugo wandte den Kopf nach der neben ihm knieenden jungen Dame, die jetzt zum erstenmale, ungeblendet von überwältigendem Schreck, ihm voll ins Antlitz sah.

Starke Ueberraschung spiegelte ihre Züge wieder und ein Ausruf des Erstaunens entfuhr ihr.

„Der Feind!" rief Bickel, der alle Leute zu Pferde um sich versammelt hatte, mit lauter Stimme.

Hugo sprang empor und auf das Pferd, welches ihm Hans hielt.

„Wo?"

„Dort, Herr Leutnant."

„Von Norden her, der Richtung, welche die Jäger zu verfolgen dachten, nahte ein starker Trupp Reiter, Landleute, wie es schien, mit Büchsen bewaffnet.

Sie hielten still, als sie die Uniform der hessischen Jäger erkannten.

Hugo blickte die Landstraße zurück, den Weg, den er gekommen war, und der seine Rückzugslinie bildete, er war menschenleer — dann nach dem Reitertrupp hin, der wohl dreißig bis vierzig wohlbewaffnete und gutberittene Kämpfer zählen mochte.

Dann sagte er kurz: „Drauf, Leute!" und jagte auf die Amerikaner zu. Mit gellendem „Schurri!" folgten ihm seine Jäger.

Unruhig wurde es in dem feindlichen Reiterhaufen, und plötzlich wandten sich alle unter dem Schreckensruf: „The Hessians! The Hessians!" zur wilden Flucht.

Die Jäger verfolgten sie eine Weile und hielten dann, als sie einsahen, es sei unmöglich, die mit so rasender Eile Davonjagenden einzuholen, lachend inne.

„Die können aber laufen," sagte Bickel ruhig, und dröhnendes Gelächter der kecken Bursche antwortete der trockenen Bemerkung.

„Hörtet Ihr, Oberjäger, wie sie entsetzt schrien: Die Hessen! Die Hessen!?" fragte einer der Jäger. „Ja, Flatbush und die Whiteplains haben ihnen nicht gefallen."

Die schnelle, hastige Verfolgung hatte die Jäger einige Meilen weiter ins Land geführt.

Sie hielten, als der Feind verschwunden war, und ließen die Pferde verschnaufen.

Jetzt, wo die Gefahr beseitigt erschien, gedachte Hugo der verzweifelten Lage der Armen, welche er auf der Landstraße zurückgelassen hatte, und des Schicksals, welche sie erwartete, falls die mordlustigen Indianer zurückkehrten.

Lebhaft drängte es ihn, umzukehren, — aber seine Pflicht, — der ihm erteilte Auftrag war von großer Wichtigkeit für die Armee, — schon lag sichtbar die Hügelkette vor ihm, die er erforschen sollte, jede Minute war kostbar, — er mußte vorwärts und die Überfallenen ihrem Geschicke überlassen.

Die Anwesenheit feindlicher Truppen im Lande war nach diesem Zusammentreffen nicht mehr zu verbergen. Auch ihre geringe Zahl mußte bald bekannt sein, — es war keine Zeit zu verlieren.

„Kennt der Mohawk die Hügel dort?" wandte er sich an den finster blickenden Indianer.

„Hotspur kennt sie."

„Fürchtet der Häuptling dort Gefahr für uns?"

„Er, Rebeller, bringen ganze Land in Aufruhr, ihm bald hören."

„Ich muß die Hügel dort sehen."

„Dann hinreiten."

„Gut, und wenn wir in der Front angegriffen werden, und uns gleichzeitig der Rückweg abgeschnitten wird, was dann?"

„Gehen in Wälder, suchen Hudson, fahren in Kanoe zurück."

„Du hast recht. Also vorwärts!" und im Galopp sprengte die kleine Kolonne den Weg entlang den Hügeln zu.

Vereinzelte Ansiedelungen lagen spärlich gesäet hier und da am Wege, deren Gebäude durch die Bäume sichtbar waren, einigemale sah man auch einen Reiter in toller Eile den Bergen zujagen, doch vom Feinde war nichts zu schauen.

Der tolle Angriff der Jäger, wie der Schrecken, welcher vor dem hessischen Namen herging, hatte die feindliche Schar, wahrscheinlich Milizen, welche auf dem Wege zum amerikanischen Lager waren, vollständig zerstreut.

Während sie so schweigend die einsame Straße dahinritten, stieg in Hugos Seele das Bild auf, welches die weit hinter ihm liegende einsame Stelle der Landstraße vor kurzem seinem Auge geboten. Der verwundete alte Herr, die neben ihm knieende Tochter, deren schöne Züge so von Schmerz erfüllt waren, — der Blick voll jähen Erstaunens, mit welchem sie ihn angeschaut, — standen vor ihm, und vor seinem Ohr erklang der Laut, mit welchem sie den Blick begleitete.

Der alte, fast bewußtlose Herr hatte, das fiel ihm erst jetzt auf, deutsch gesprochen — also einen Landsmann hatte man vor dem Skalpiermesser der Indianer gerettet — desto besser.

Seltsam.

Es war alles so rasch, so plötzlich gekommen, — der Angriff der Wilden auf die Kutsche, — das Erscheinen des feindlichen Reitertrupps, — dazu seine Verantwortung als Befehlshaber, — all' dies ließ ihn erst jetzt die empfangenen Eindrücke ordnen.

Er ritt langsamer und rief den Indianer an seine Seite.

„Welchem Volke gehörten die Indianer an, welche den Wagen überfielen?"

„Oneida."

„Also Angehörige einer von den sechs Nationen, die uns befreundet sind?"

„Oneida nicht befreundet Inglis, er für Kongreß, er Schurke, Nationen nichts von ihm wissen, ihn totschlagen."

„Dann waren die Insassen des Wagens wohl Loyalisten?"

„Nicht wissen —, Oneida gleich, er skalpieren Leute von König Georg und Koloniemänner — er Spitzbube — er stehlen."

„So meinst du, es sei ein einfacher Raubanfall gewesen?"

„So meinen."

„Werden die Oneidas zur Landstraße zurückgekehrt sein, um ihr Werk zu vollenden, nachdem wir den Wagen verlassen hatten?"

„Er laufen, er Angst, er nicht zurückkommen," sagte der Indianer zuversichtlich.

Erleichtert atmete Hugo auf. Schweigend ritten sie weiter und unbelästigt erreichten sie den Hügel, mit welchem das Hochland begann.

Der Leutnant konnte sich überzeugen, daß die Straße frei war und auch bisher keine Anstalten getroffen waren, sie oder die angrenzenden Höhen zu verschanzen, obgleich die Bodengestaltung sich trefflich zu einer Defensivstellung und Verteidigung der wichtigen Straße nach Albany eignete.

Er ließ halten und befahl den Jägern zu rasten und die Pferde verschnaufen zu lassen. Dann bestieg er die Anhöhe vor ihnen, wo er einen freieren Gesichtspunkt gewann, schrieb einige Bemerkungen in sein Notizbuch, fügte einige leicht hingeworfene Zeichnungen hinzu und kehrte hierauf zu seinen Leuten zurück.

Während die Jäger lagerten und ihre Pferde das süße Waldgras abweiden ließen, trat Hans zu dem finster neben seinem Rosse stehenden Indianer und sagte mit seinem gewinnenden, offenen Lächeln: „Höre einmal, alter Hotspur, du scheinst zu brummen — aber dazu hast du gar keine Ursache — denn Gefangene oder Verwundete tot zu schlagen, ist nicht schön und ziemt sich für ehrliche Kriegsleute nicht."

Aufmerksam lauschte der Indianer den Worten, mochte aber herzlich wenig davon verstanden haben —, da trat Reizenstein, der den Schluß von des Jünglings Rede vernommen hatte, hinzu, und Hans, in der richtigen Vermutung, nicht so verständlich gewesen zu sein, als es ihm wünschenswert erschien, bat: „Ach, Herr Leutnant, setzen Sie dem Hotspur doch das mit dem Skalpieren ein wenig auseinander. Er ist ein ganz guter Kerl, aber verteufelt fix mit dem Messer bei der Hand."

„Hotspur," redete Hugo, dem die Gelegenheit, dem verstimmten Indianer, dessen Dienste sie sehr nötig hatten, ein freundliches Wort sagen zu können, erwünscht kam, in englischer Sprache ernst an, „ist ein Krieger? Wie?"

Des Mohawk Auge funkelte stolz, als er sagte: „Papaganawe ist ein Krieger und ein Häuptling der Mohawks."

„Gut Ein Mohawkhäuptling ist ein edler Krieger — ist kein Oneida oder Onondaga."

Ein verächtliches Lächeln umspielte des Indianers Lippen.

„Hält Hotspur die Hessen und Engländer für tapfere Krieger?"

Anerkennend neigte der Mohawk das Haupt.

„Hat der Häuptling je gesehen, daß der Engländer oder Hesse den Gefangenen oder Verwundeten tötet?"

„Oneida tun so, alle roten Männer tun so."

„Ja, gut, Oneidas mögen das tun, sie sind Spitzbuben und Mörder, aber Hotspur ist ein Mohawk und unser Waffengefährte, er darf nicht handeln wie ein schmutziger Hund von Oneida, sondern wie ein hessischer Jäger, an deren Seite er ficht. Sieht Hotspur, daß meine Krieger weniger tapfer sind, weil sie keine Skalpe nehmen? Nein, Häuptling, reiße dieses scheußliche Siegeszeichen meinetwegen den Toten ab —, aber töte nicht Verwundete, das ist unserer, ist eines Mohawkhäuptlings nicht würdig."

Mit tiefem Ernste horchte der Indianer diesen Worten, und nicht ohne Eindruck schienen sie geblieben zu sein. Er hatte jetzt lange genug mit den Jägern gefochten und gelebt, als daß dieser Umgang spurlos an ihm vorüber gegangen sein konnte, auch erfreute ihn des Leutnants herzliche und klug für ihn berechnete Ansprache.

Sein finsteres Gesicht hellte sich auf, und er sagte dann: „Gut. Die Hessiankrieger sind schrecklich in der Schlacht — und haben im Lager Weiberherzen. Der rote Mann tötet alles — das seine Art. Aber der Hessian ist mein Freund —, Hotspur liebt ihn —, er hat ein Hessianherz —, Hotspur will Gefangene nicht töten."

„Das freut mich, Häuptling, wir werden dich, wenn du nach unserer Art kämpfst, viel lieber haben."

Er übertrug Hans des Indianers Versprechen und dieser streckte ihm darauf vergnügt die Hand entgegen mit den Worten: „Das ist brav, Hotspur. Ich hätte wahrhaftig nicht mehr mit dir umgehen können, wenn du Verwundete abschlachtest — gib mir die Hand."

Der wilde Mohawk, der eine aufrichtige Zuneigung zu dem Jüngling hegte, legte seine Hand in die von Hans und sagte lächelnd: „Er, Freund von Hans."

„Na, dann ist es ja gut, 's war gar keine Ursache zu brummen, alte Rothaut."

Damit war der Zorn des beleidigten Indianers besiegt und der Friede wieder hergestellt.

Während nun Pferde und Menschen unter den Bäumen ausruhten, schritt der unermüdliche Mohawk den nahen Hügel hinan, um Ausguck zu halten. In eiligen Sprüngen kam er nach kurzer Zeit zurück und meldete Reizenstein: „Dragoner."

„Wie? Feinde?"

„Koloniemänner."

„Wieviel?"

„Regiment."

„Von wo?"

„Dort!"

Hotspur deutete nach der Seite hin, woher sie gekommen waren.

„Aufsitzen!" kommandierte Hugo.

Die Jäger schwangen sich hurtig in die Sättel.

„Will der Leutnant mit einem Regiment fechten?" fragte der Indianer.

„Wir wollen davonreiten, Hotspur — dorthin."

„Laufen in Feind — dort Riflemen."

„Ah —, sind die Herren Yankees aufgewacht? — Was würdest du tun?"

„Müssen gehen in Wald, — nach Hudson, — es Zeit."

„Wartet!"

Hugo ritt auf die Straße hinaus auf eine Stelle, von wo aus er den Weg sehr weit überschauen konnte, und sah durch sein Glas, daß der scharfsichtige Indianer ganz genau berichtet hatte, in leichtem Trabe nahten einige Schwadronen Virginiadragoner, kenntlich an den blauen Uniformen.

„Der Indianer hat recht," sagte er sich. „Vorwärts gehen liefert uns in Feindeshand, rückwärts gehen können wir nicht, und zu Pferde diese steinigen Wälder passieren, ist unmöglich."

Er ritt zurück.

„In wieviel Zeit können wir den Hudson erreichen?"

„Ehe die Sonne schlafen geht."

„Gut, führe uns durch die Wälder. Absitzen! — Aber was beginnen wir mit den Pferden?"

„Ihm lassen laufen, er dann denken, wir vor ihm reiten!"

Reizenstein ließ die Pferde auf die Straße führen und sie mit kräftigen Peitschenhieben nach Norden zu davonjagen.

In wilder Flucht galoppierten die Rosse dahin.

Flink schritten die Jäger dann in den Wald hinein, Hotspur voran und hinter ihm die übrigen, nach Indianerweise einer dem andern folgend.

Der Mohawk, dem diese Wälder vertraut waren, führte die kleine Schar, als sie fast die Höhe erreicht hatten, durch ein mit Steinen dicht bedecktes Tal von ziemlicher Längenausdehnung. In der Mitte dieser steinigen Senkung, die weder Buschwerk noch Graswuchs zeigte, bog er in rechtem Winkel ab, und sie betraten dann wieder den Waldboden.

„Warum das, Hotspur?" fragte ihn der Leutnant, dem diese plötzliche Schwenkung auffiel.

„Wenn uns nachkommen, er lange suchen, — Steine hinterlassen keine Spur."

„Glaubst du, sie werden uns verfolgen?"

„Dragoner nicht, — Riflemen kommen, aber nicht finden."

Nach einem dreistündigen starken Marsche hatten sie die Höhe überwunden und schritten nun abwärts, dem Hudson zu.

Schon begann sich der Abend hernieder zu senken, als Hugo nach dem Gewaltmarsche zu halten befahl.

„Wie denkst du dir den weiteren Weg nach dem Lager, Hotspur?"

„Leutnant schon sagen, dort der Hudson," er deutete auf eine im Zwielicht noch deutlich erkennbare, bald zu erreichende Talsenkung.

„Sind die Ufer besiedelt? Das heißt, wohnen viel Menschen dort?"

„Er wohnen hier, wohnen da. Gehen leise an Wasser, nehmen Kanoe, eins, zwei, drei, fahren Fluß hinab, kommen, ehe Sonne scheint, zu Freund in Lager."

„Sind die Leute hier Rebellen?"

„Er so, — andere so —."

„Und liegen Truppen am Flusse?"

„Leutnant meinen Soldaten? Nicht dort, Riflemen dort."

„Nun, so führe uns, — das Wasser ist gewiß in der Nacht der ungefährlichste und nach dieser Tagesanstrengung auch der angenehmste Weg. Voran, Hotspur, ich vertraue deiner Klugheit."

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und sie erreichten, vorsichtig die sichtbar werdenden und sich mehrenden Farmen umgehend, als dunkle Nacht hereingebrochen war, das Ufer des schönen Stromes.

Die Jäger versammelten sich um ihren Leutnant.

„Wie bekommen wir nun Kähne, Hotspur?"

Der Indianer deutete nach rechts auf eine dunkle Baumgruppe: „Dort Herrenhaus, am Wasser Kanoe, ihm nehmen "

„Das ist freilich sehr einfach," sagte lächelnd Reizenstein. „Also führe uns zunächst zu den Booten."

Der Indianer, der hier mit der Örtlichkeit vertraut schien, führte sie auf die Baumgruppe, welche das von ihm erwähnte Herrenhaus verbarg, zu, und durch eine, nur mit einem Fenzriegel verschlossene Pforte in einen Park, der sich am Flusse hinzog.

Das Ufer, zwischen wohlangelegten Bosketts, vorsichtig entlang gehend, trafen sie auf eine ins Wasser hineingebaute Anfahrt, an welcher, wie der Indianer vorausgesehen, einige Boote befestigt waren, — aber, — wie sie mit Verdruß bemerkten, ohne daß die Ruder darin lagen.

„Was nun beginnen?"

Hugo sah sich um. Unweit, vom Wasser etwas entfernt, zeigte sich ein stattliches Gebäude, in dessen Front einige Fenster erleuchtet waren.

„Wie bekommen wir Ruder, Hotspur?"

Der Indianer war wohl öfters im Kanoe hier vorbeigefahren, war auch, wie sich gezeigt hatte, mit den Wäldern ringsum nicht unbekannt, doch hatte er nie die Pflanzung selbst betreten, und die innere Einrichtung derselben war ihm fremd.

„Nun, was meinst du?"

„Ich denken, er in Haus dort," sagte er zögernd und deutete auf das Herrenhaus.

„Sucht hier Deckung in den Büschen, Leute," befahl Hugo, „ich will rekognoszieren gehen. Schieße oder pfeife ich, so dringt vor. Bickel, Sie übernehmen das Kommando! Rübenkönig und Schneider, ihr folgt mir! Geh' voran, Hotspur!"

Während die Jäger sich in den nahe gelegenen Bosketts versteckten, näherten sich der Indianer und der Leutnant, der seine Büchse zurückgelassen und sie durch die aus seinem Gürtel genommene Pistole ersetzt hatte, gefolgt von den beiden Jägern, mit großer Vorsicht dem Gebäude. Als sie näher kamen, bemerkten sie neben dem Herrenhause noch einige kleinere Baulichkeiten, die wohl Stallungen und Dienerwohnungen enthielten.

Durch die erleuchteten Fenster des Erdgeschosses sah man in ein be-

haglicheſ Zimmer, in welchem eine freundliche Familiengruppe ſich um den Teetiſch gebildet hatte. Drei Damen ſaßen dort, eine ältere und zwei jüngere, und neben ihnen ein ſtattlicher älterer Herr; eine Negerin ging ab und zu und bediente bei Tiſch.

Es war ein ſo friedliches Bild, daß Hugo einen Augenblick inne hielt, um es zu betrachten, dieſen Gegenſatz zu dem wilden Kriegstreiben um ihn her.

Dann ſchlichen ſie ums Haus, aber alles war dort ſtill. Ob und wie viel Bewohner die Nebengebäude enthielten, war nicht zu ermitteln, dort regte ſich nichts.

Sie kamen wieder zum Haupteingang zurück.

„Ich will hineingehen, Leute, bleibt hier vor dem Fenſter und bewacht die Tür.“

Er betrat über einige Stufen den ſchwach erleuchteten Hausflur, ein Hund ſchlug an, und aus einem Nebenzimmer trat ein Neger, der mit weitaufgeriſſenen Augen den heſſiſchen Offizier, der, mit der Piſtole in der Hand, vor ihm ſtand, anſtarrte.

„Still! oder ich ſchieße dich zuſammen.“

Der erſchrockene Neger ſtand ſtumm wie eine Bildſäule.

„Führe mich zu deinem Maſter. Voran!“

Mechaniſch öffnete der Schwarze eine Zimmertür, durch welche heller Lichtſchein auf den Flur fiel. Hugo ſchob ihn vor ſich her und trat raſch ein.

Er befand ſich vor der friedlichen Gruppe am Teetiſch, welche er von außen geſehen hatte.

Aller Augen hafteten mit jähem Erſtaunen auf der ſo plötzlich auftauchenden fremdartigen Erſcheinung.

Hugo, den Hut in der Hand, machte den Damen eine artige Verbeugung und wandte ſich an den Herrn mit der Frage: „Ich ſehe den Beſitzer dieſes Gutes vor mir?“

Dieſer und die Damen erhoben ſich, — aber die Überraſchung war ſo groß, daß ſelbſt der Herr kein Wort der Erwiderung fand.

Hugo wiederholte ſeine Frage.

„Allerdings, der bin ich.“

„Offizier des Landgrafen von Heſſen, ich bedarf ſofort einige Boote für den Dienſt des Königs und erſuche Sie, mir dieſe zur Verfügung zu ſtellen.“

„Mein Gott, wie kommen Sie hierher, Herr?“

„Wir ſind auf einem Streifzug begriffen, meine Leute lagern am Ufer, und in der Hoffnung, einen loyalen Untertan Sr. Majeſtät vor mir zu ſehen, gab ich mir die Ehre, Sie perſönlich zu bitten.“

„Ein Heſſe? Ein Heſſe?“ murmelten die ſo Überraſchten, und die Augen verſchlangen faſt die jugendlich kriegeriſche Erſcheinung Hugos.

„Ein Heſſe? Einer von Flatbuſh?“ fragte nicht ohne bewundernden Blick der Herr.

„Dort habe ich gefochten."

„Wissen Sie, daß Sie in des Löwen Höhle sind?"

Rasch blickte Hugo um sich, warf den Hut auf den Kopf, hob mit der einen Hand die Pistole und war eben im Begriff, seine kleine Jägerpfeife an den Mund zu setzen, als der Herr rasch einfiel:

„Halten Sie ein, — ich bin der Löwe nicht, aber ringsum liegen zwei Bataillone Milizen, und hier im Hause wohnt der Kommandeur."

„Also, rasch die Boote, mein Herr."

„Mein Gott, mein Gott, ich würde standrechtlich behandelt werden, wenn ich das täte."

„Zwingen Sie mich nicht, Gewalt anzuwenden, es würde viel Blut fließen."

„Gegen mich bedarf's keiner Gewalt, — aber die Boote müssen Sie nehmen, kühner, junger Mann, geben darf ich sie nicht."

„Wo sind die Ruder?"

„In einem kleinen Schuppen am Flusse, dicht bei der Anfahrt."

„Ist er verschlossen?"

„Nein."

Hugo öffnete das Fenster und rief den Jägern leise zu, wo sie die Ruder fänden."

„Verzeihen Sie, meine Damen," redete er die vor Staunen und Schreck immer noch Sprachlosen an, „diese Störung Ihres friedlichen Familienkreises. Die Boote, Herr, werden zurückgeliefert, sie werden nur für kurze Zeit für den Dienst des Königs in Anspruch genommen."

Kaum hatte er ausgesprochen, als am Fenster Hotspurs dunkles Haupt erschien, den Damen entfuhr ein Schrei, als sie es erblickten.

„Leutnant kommen, —" flüsterte der Indianer, — „Feind da?"

Ehe Hugo antworten konnte, trat rasch ein hochgewachsener Milizenoffizier ins Zimmer. Hugo wandte sich bei dem Geräusch des Eintretens um und führte sofort auf den durch die Anwesenheit eines Hessen maßlos überraschten Mann einen so wuchtigen Schlag mit dem Kolben seiner schweren Pistole, daß er, am Haupt getroffen, lautlos zu Boden stürzte.

Draußen krachte ein Schuß. Hugo sprang zum Fenster hinaus und lief nach dem Ufer, der Indianer an seiner Seite.

Rechts und links in den Gebüschen tauchten dunkle Gestalten auf, und man hörte Stimmen einander zurufen.

Mit Freuden sah der Leutnant, am Wasser angekommen, daß die Boote mit Rudern versehen waren, zwei derselben genügten, um sie alle aufzunehmen.

Die Jäger waren dort versammelt und erwarteten ihren Leutnant.

In den Büschen rechts und links wurde es lebendiger, und eine tiefe Stimme rief aus der Dunkelheit: „Ergebt euch, sonst schießen wir euch alle nieder!"

Der Marsch der Jäger durch die Farmen, so vorsichtig er auch vollzogen war, schien nicht unbemerkt geblieben zu sein.

„In die Boote!" flüsterte Hugo. „Du in jenem, Hotspur, — ich in diesem ans Steuer. Duckt euch, Leute, und legt euch in Anschlag."

Rasch verteilten sich die Jäger in den beiden Booten.

Eine dunkle Menge nahte vom Hause her und Geräusch zahlreicher Fußtritte ließ sich vernehmen.

Der Jäger einziger Schutz war die tiefe Dunkelheit.

„Ergebt euch!" ließ dieselbe drohende Stimme sich vernehmen.

„Hessen ergeben sich nicht," rief der Leutnant jetzt laut. „Feuer!" Donnernd krachten die Büchsen und weckten den Widerhall der Ufer, gellendes Schmerzensgeschrei zeugte davon, daß es nicht ohne Wirkung geschehen war. Einen Augenblick herrschte tiefe Stille.

Hugo feuerte seine Pistole nach der Richtung hin ab, von wo er die Stimme vernommen, und sprang ins Boot, mit kräftigem Fußstoß es weit in den Strom treibend.

Ein Gleiches tat Hotspur mit dem anderen.

Die Jäger hatten sich auf den Ruderbänken verteilt und die langen Riemen ergriffen, mit denen sie auf den Inseln vor New-York nicht übel umzugehen gelernt hatten. Am Ufer entluden sich jetzt eine große Anzahl Gewehre, ohne aber bei der Dunkelheit und der Bewegung der Boote Schaden anzurichten, die Kugeln sausten alle ins Wasser.

Hugo und Hotspur hatten die Steuer genommen. „Vorwärts!" und die Boote trieben unter den Ruderschlägen der Insassen der Mitte des Stromes zu.

„Sie werden die anderen Boote bemannen und uns nachsetzen," sagte Reizenstein, „wir hätten alle lösen und ins Wasser stoßen sollen."

„Wenn sie können, Herr Leutnant," lachte Hans, „die Boote haben sie zwar, nur einstweilen keine Ruder."

Der schlaue Bursche hatte in der Tat den Schuppen aller seiner Ruder entleert, einige zur Reserve in die Boote gelegt und die anderen ins Wasser geworfen.

Hugo hörte es mit Vergnügen.

„Bist ein trefflicher Bursche, Hans," sagte er.

„Hans klug wie Mohawk!" ließ sich des Indianers Stimme aus dem nahe fahrenden Boote anerkennend vernehmen.

Die Fahrzeuge hatten jetzt die Mitte des Flusses erreicht, wandten nun nach Hotspurs Kommando die Schnäbel stromabwärts und die Leute legten sich tüchtig in die Riemen.

Vom Ufer tönte fortwährend wildes Geschrei, und einzelne Schüsse wurden in die Nacht hinein abgegeben.

Nachdem sie bereits weit außer Schußweite waren, befahl Hugo, inne zu halten und die Büchsen zu laden, was in der eiligen Flucht nicht hatte geschehen können.

Nachdem dies ausgeführt, griffen die Jäger wieder zu den Riemen, und, die Mitte des Stromes haltend, flogen die leichten Boote den Hudson hinab.

An beiden Ufern, und diese waren verhältnismäßig dicht mit Landhäusern besetzt, ward es lebendig, und es schien, als ob man sich zur Verfolgung anschicke, denn deutlich vernahm man auf dem stillen Wasser den Hufschlag eilig das Ufer entlang galloppierender Pferde. Es schien, als ob das Land allarmiert werden sollte, eine Verfolgung zu Wasser war nicht zu bemerken, die Büchsen der Jäger schienen dazu zu viel Respekt eingeflößt zu haben.

Es mochte unter fleißiger Handhabung der Ruder, die man, so gut es anging, umwickelt hatte, um das auf dem Wasser so leicht vernehmbare Geräusch zu dämpfen, wohl mehr als eine Stunde vergangen sein, als sie bei einer Wendung, welche der Fluß machte, auf einem am rechten Ufer in das Wasser vorspringenden, ziemlich hohen Felsen ein großes Feuer erblickten, welches den Strom weithin beleuchtete.

Dies wahrnehmend, gebot Hugo einzuhalten. Es geschah und beide Boote legten sich dicht aneinander.

„Das ist gefährlich," sagte er, „der Feuerschein reicht bis über des Stromes Mitte hinaus. Was meinst du, daß zu tun sei, Hotspur?"

„Fahren aus dem Licht, gehen leise am andern Ufer stromab."

„Nein," sagte Hugo nach kurzem Besinnen, „dort ist die Gefahr mindestens ebenso groß als hier. Dicht zum rechten Ufer hin die Boote gehalten, Leute! Leise, — langsam!"

Sie bewegten sich mit vieler Vorsicht dem Ufer zu, von welchem der Fels sein Licht ausstrahlte, und ließen dann die Boote in dem tiefen Dunkel der den Flußrand säumenden Bäume, das sie um so besser verbarg, je heller der Schein des Feuers auf den andern Teil des Stromes fiel, langsam abwärts treiben.

So näherten sie sich allgemach dem Felsen und traten in den Schatten desselben ein. Der Lichtschein fiel nur nach der Mitte zu und stromab von seinem Gipfel herab.

Hier ließ Hugo landen. Er befahl zwei Jägern, in den Booten zu bleiben, und hieß die andern aussteigen.

„Was der Leutnant tun?" fragte der Indianer.

In leisem Tone sagte Hugo: „Unsere Rettung besteht darin, daß wir das Feuer verlöschen. Wir pirschen uns an die Burschе, welche hier auf uns lauern, an und fassen sie von hinterrücks. In der ersten Panik, die solch' ein Angriff verbreiten wird, hinauf auf den Fels, das Feuer zerstört, dann zurück in die Boote und in die Mitte des Stromes."

Dem Indianer entfuhr ein leiser Ruf der Bewunderung. „Ihm sehr gut, Hotspur wird gehen und nach Feinden sehen."

„Geh! aber kehre rasch zurück."

Der Indianer verschwand geräuschlos im Dunkel, und lautlos verhielten sich die Jäger.

Die Feinde mußten nicht weit entfernt sein, denn dann und wann trug der Wind menschliche Stimmen an ihr Ohr.

Hotspur tauchte so rasch und geräuschlos aus dem Dunkel wieder auf, als er verschwunden war, und berichtete rasch: „Er, dreißig Mann am Fluß liegen, zwei aber bei Feuer."

„Gut. Führe uns so, Häuptling, daß wir sie vor die Büchsen kriegen."

In möglichster Geräuschlosigkeit folgten sie dem Indianer bis zu einer Stelle, wo sie geschützt durch eine dichte Hecke, das Feld vor ihnen zu übersehen vermochten.

Wie der Indianer gemeldet hatte, waren hier wohl dreißig Männer versammelt, der Feuerschein vom Felsen herab ließ sie deutlich erkennen. Einige lagerten, andere durchspähten, durch Büsche und Bäume gedeckt, eifrig die Wasserfläche.

Nicht vierzig Schritt von den lauernden Jägern entfernt stand eine Gruppe bewaffneter Farmer in eifriger Unterhaltung begriffen, deren Wortlaut hinter der Taxushecke recht gut verstanden wurde.

„Und wenn sie landen, sobald sie den Schein des Feuers bemerken, und sich in die Wälder schlagen, was dann?" sagte einer von ihnen.

„So haben wir sie morgen früh sicher," lachte ein anderer, „entrinnen können sie nicht, und bei dieser Dunkelheit werden sie in den Wäldern nicht weit kommen."

„Morton, den sie in Harpers Farm überfielen," sagte ein dritter, „hat durch reitende Boten das ganze Ufer auf die Beine gebracht. Drüben wird's, seitdem unser Leuchtfeuerchen brennt, auch schon lebendig. Fassen werden wir die Herren Hessen schon, diese englischen Mietsknechte, die keinen Pardon geben."

Hugo hatte sich die Örtlichkeit und die Verteilung der Feinde, welche hier in großer Seelenruhe die Ankunft der Jäger erwarteten, angesehen.

Flüsternd fragte er den Indianer: „Kann Hotspur ungesehen den Felsen erklimmen?"

„Ja."

„So steige der Häuptling hinauf. Hans, begleite ihn."

„Zu Befehl!" sagte dieser freudig.

„Sobald ich die Falkenfeder des Häuptlings über dem Felsen erblicke, greife ich hier an, und Ihr wißt, was Ihr dort oben zu tun habt."

„Gut!" sagte der Indianer und entfernte sich mit Hans. Langsam kletterten sie jetzt an der Schattenseite des mit Buschwerk hier und da besetzten Felsens empor. Die Männer, welche oben das Feuer unterhielten, waren vom Standpunkt der Jäger aus gut zu sehen.

Atemlose Minuten vergingen, und alle Augen waren auf die Felsspitze gerichtet, während die starken Hände die schußfertigen Büchsen umklammerten.

Endlich. Da oben zeigte sich — sorgfältig den Augen der Feinde versteckt, das Haupt des Indianers. „Fertig!“ kommandierte der Leutnant leise, „jeder seinen Mann.“ Die Jäger lagen im Anschlag.

„Feuer!“

Die Büchsen entluden sich, — Schreckens- und Schmerzensrufe antworteten —, jeder Schuß hatte bei der kurzen Entfernung getroffen — und in wilder Todesangst stürzte alles bei dem so überraschenden Angriffe davon.

Beim Krachen der Büchsen sprang Hotspur wie ein Tiger empor und begrub seine Streitaxt tief im Haupte des ihm zunächst stehenden Mannes, während Hans fast gleichzeitig den ihm zugewiesenen Gegner mit dem Hirschfänger durchrannte.

Sie rissen die Brände jetzt auseinander, und warfen sie den Fels hinab in den Fluß, so daß bald Dunkelheit sie einhüllte.

Nach abgegebener Salve, welche so tödlichen Schrecken über die des Kampfes kaum gewohnten Farmer verbreitete, denen auch der Anführer gefallen war, befahl Reizenstein den Rückzug nach den Booten, welche auch trotz der Dunkelheit rasch erreicht wurden.

Sie stiegen ein und luden die Büchsen.

„Hans und Hotspur da?“

„Nein, Herr Leutnant.“

Oben hörte man Menschen zusammenlaufen: „Hier müssen die Hunde gelandet sein,“ ließ sich eine Stimme vernehmen, „seht nach, ob die Boote noch dort liegen.“

Einige Gestalten näherten sich dem Uferrande, und es rauschte in den Büschen, da krachten oben zwei Büchsen und Hotspur ließ sein gellendes „Heho!“ vernehmen, dem Hans ein kräftiges „Schurri!“ beigesellte. Die beiden Jäger, welche in den Booten geblieben waren und noch geladen hatten, feuerten auch. Dies schüchterte die andringenden Amerikaner augenscheinlich ein, denn sie hielten inne.

Hotspur und Hans erschienen bei den Booten, schoben sie ab, schwangen sich hinein, und wenige Sekunden später schwammen sie im Schatten des Felsens, geschützt durch diesen und die Dunkelheit, den Hudson hinab. In weiterer Entfernung und inmitten des Stromes griffen sie wieder zu den Riemen und erreichten unverfolgt und unbelästigt mit Tagesanbruch einen im Bereich der Armee liegenden Landungsplatz.

„Das war ein hessisches Jägerstückchen,“ sagte Bickel, als er ausstieg, „die werden noch lange an uns denken.“

Und in der Tat hatte die Verwegenheit der grünen Gesellen an beiden Ufern des Hudson eine solche Angst verbreitet, daß noch heute die Kinder dort mit dem Schreckwort eingeschüchtert werden: „Der Hesse kommt!“

Elftes Kapitel.

Wenige Tage später fand bei dem Oberbefehlshaber der vereinigten Armeen, Sir William Howe, ein großes Ballfest statt, zu dem auch Hugo von Reizenstein und Schallern Einladungen erhalten hatten.

Da Schallern wußte, wie wenig Freude sein Freund an solchen Festlichkeiten fand und befürchtete, er möchte den Dienst vorschützen, um zurückbleiben zu können, er aber wünschte, daß Hugo dort in größerem Kreise die Anerkennung zuteil werde, die sein kühner Zug in Feindesland verdiente, begab er sich zu ihm.

„Du wirst doch beim Oberkommandierenden nicht fehlen, Hugo?"

„Nein, ich werde dort sein."

„Brav. Du wirst alle Freunde dort treffen und auch eine alte Freundin?"

„Die wäre?"

„Madame d'Arville."

„Ah! Das ist überraschend."

„Sie ist mit Kriegsrat Dallner und ihrer Tochter eingetroffen."

„Hoffentlich hat Madame Monsieur d'Arville zu Hause gelassen. — Was führt diese Frau nach Amerika?"

„Mütterliche Zärtlichkeit."

„Ah, bah."

Die beiden jungen Leute betraten am Tage des Festes zu passender Zeit den großen Saal des Palastes, in welchem der General empfing, und begrüßten ihn ehrerbietig.

Heiter reichte Sir William Hugo die Hand: „Ah, sieh da, mein junger Feuerfresser vom Hudson. Willkommen, Herr von Reizenstein. Heute wollen wir erproben, ob Ihnen auf dem Parkettboden auch Lorbeeren erwachsen. Halten Sie sich eben so tapfer in dem Kreuzfeuer schöner Augen als in dem Kugelregen der Yankees."

Hugo dankte dem so liebenswürdigen Empfang und trat mit Schallern zwischen die Gruppen der zahlreichen Gäste, welche sich noch stets vermehrten.

Unweit standen die Generale Heister und Knyphausen, und die beiden Freunde beeilten sich, ihren obersten Chefs Ehrerbietung zu bezeigen.

Hugo, dessen Haupt junger Ruhm umstrahlte, wurde besonders freundlich empfangen.

„Nach allem, was ich vernehme, müssen Sie ja den Herren Yankees einen panischen Schrecken eingeflößt haben, Reizenstein," sagte der kleine magere Knyphausen, der nur aus Sehnen und Knochen zu bestehen schien, „Ihr toller Ritt wird viel besprochen."

„Jedenfalls," sagte Hugo, „haben wir die Herren sehr überrascht, Herr General."

„Das glaube ich. Alle Wetter, zu Pferde, zu Fuß, zu Schiff gefochten, das soll euch einer nachmachen, Kinder. Nehmen Sie sich ein Beispiel an ihm, Schallern, wenn Sie an den Feind kommen."

„Unser General," sagte dieser, „ist uns leuchtendes Beispiel genug."

„Sieh, — schmeicheln kann er auch," entgegnete gutgelaunt Knyphausen. „Nun genießt die Stunden, ihr jungen Herren. Sir William versteht, Feste zu geben, und soweit mein geringes Verständnis reicht, ist eine Summe weiblicher Schönheit hier vereinigt."

Hugo und Schallern traten zurück und zwischen die Gruppen hessischer Offiziere.

Das war ein herzliches Begrüßen der Kameraden, welche mit der zweiten Division eingetroffen waren.

Natürlich war es, daß Hugo vor allem seinen väterlichen Freund Loßberg aufsuchte, der ebenfalls erst mit Knyphausen gekommen war, und Hugo mit warmer Herzlichkeit empfing.

„Mit Freuden habe ich vernommen, Reizenstein, daß Sie sich bereits vor dem Feind ausgezeichnet haben, man ist ja Ihres Lobes voll."

„Ich tat meine Pflicht, Herr Oberst."

„Freut mich, freut mich herzlich. Wie ich Sie so vor mir sehe, das Abbild Ihres Vaters, hier auf amerikanischem Boden, wacht die Erinnerung an die Zeit, die ich vor mehr als zwanzig Jahren in diesem Lande mit meinen Jugendfreunden verlebt habe, mit aller Stärke wieder auf. Sie haben wohl noch nicht Gelegenheit gefunden, dem Schicksal Ihres Onkels nachzuforschen?"

„Nur in geringem Maß, Herr Oberst," und Hugo erzählte, was er bereits Schallern mitgeteilt hatte.

„Es ist doch ganz merkwürdig. Ihr Onkel wohnte damals auf einem Erbgut seiner Frau am Hudson, doch hatten die reichen Melvilles noch weitere Besitzungen in verschiedenen Staaten. Welch' schöne Tage haben wir damals, Ihr Vater, Ihr Onkel und ich, in jenen Wäldern zugebracht."

Gleich einem erhellenden Blitze stieg plötzlich die Erinnerung an sein Zusammentreffen mit dem Wagen und seinen Insassen auf der Straße von Albany in Hugos Seele auf. Deutlich stand vor seinem Geistesauge der alte, durch den Schuß betäubte Herr, der ihn in so seltsamer Weise anredete. Die seinem abenteuerlichen Rekognoszierungsritt folgenden Ereignisse, die tiefe Erschöpfung infolge der übermäßigen Anstrengung, die Anforderungen des Dienstes hatten ihn bis jetzt kaum an jene Begegnung denken lassen, nun aber wurde die Erinnerung daran lebendig, und er teilte dem Oberst jenes Erlebnis mit.

„Das ist wohl seltsam," sagte dieser verwundert. „Der alte Mann redete Sie in seiner Betäubung deutsch und als Bruder an?"

„Im Augenblicke, wo Sie von Vater und Oheim redeten, entstand die Erinnerung in mir und verknüpfte sich mit dem Bilde meines Oheims."

„Lassen Sie uns nur erst tiefer im Lande sein, da wollen wir das Schicksal Ihres Onkels schon aufklären. Denn wenn er wirklich tot wäre, was ja wohl das Wahrscheinlichste ist, so müssen doch noch Melvilles seiner nächsten Verwandtschaft leben, welche Auskunft geben können."

„In der Aufregung jener so rasch vorübergehenden blutigen Szene und den folgenden Ereignissen habe ich den Worten gar keine Bedeutung beigelegt, erst im Augenblick fällt mir auf, daß er mich deutsch und in so merkwürdiger Weise anredete, mit einem Blick, als ob ich eine Erscheinung aus einer andern Welt sei."

„Es wäre töricht, Hugo, hieran irgend welche Hoffnungen zu knüpfen, es leben viele Deutsche und Holländer in jener Gegend. War das Friedrich Reizenstein, dem in Ihren Zügen das Bild des Bruders erstand, so läge hier eine so seltene Schicksalsfügung vor, daß sie einem Wunder gliche. Wunder aber, lieber Hugo, geschehen heutzutage nicht mehr. Gewißheit indessen über Ihres Oheims Leben oder Sterben werden wir uns verschaffen, lassen Sie uns nur erst drüben sein."

Die Erinnerung an Schlieffens Bemerkung über unterschlagene Briefe fuhr ihm durch den Sinn, und er murmelte leise vor sich hin: „Sollte der schlaue Schlieffen Recht haben und nicht alles ehrlich zugegangen sein? Und Frau d'Arville, die alte Kokette, ist hier! Was will sie eigentlich hier drüben?"

„Hören Sie, Hugo," sagte er dann laut, „wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, so behalten Sie die etwas phantastische Vermutung, in so seltsamer Weise Ihrem Oheim begegnet zu sein, für sich, ich habe Gründe, Ihnen diesen Rat zu erteilen."

„Ich werde ihn befolgen, Herr Oberst, und um so mehr, als ich fühle, wie wenig Wahrscheinlichkeit sie für sich hat. Ich verweise sie in das Gebiet der Ahnungen und Träume."

Hugo hatte sich kaum von dem vielumworbenen General getrennt, als er Frau d'Arville vor sich sah, die ihm lächelnd zunickte.

Er verbeugte sich höflich.

„Ah, mein lieber Reizenstein, ich freue mich, Sie so bald nach meiner Ankunft schon zu sehen," sagte sie, ihm die Hand reichend. Da sein Gesicht ruhigen Ernst bewahrte, setzte sie hinzu: „Sie scheinen durchaus nicht erstaunt zu sein mich hier zu finden."

„Schallern hatte mir bereits mitgeteilt, daß ich die Ehre haben werde Sie hier begrüßen zu können, gnädige Frau."

„Ich gab den Bitten meiner Tochter nach und begleitete sie über das weite Meer, als ihr Mann hierherkommandiert wurde, um Ordnung in das Proviantwesen zu bringen. Was tut man nicht alles aus Liebe zu seinen Kindern."

Sie nahm seinen Arm und schritt mit ihm durch den Saal.

„Ich bringe viel Grüße für Sie aus Kassel mit, aber — vor allem

meine besten Glückwünsche, ich höre ja vor allem, wie sehr Sie sich bereits ausgezeichnet haben. Sie sind ja ein zweiter Bayard, lieber Reizenstein."

Er nahm die Komplimente der plaudernden Dame, die sich möglichst jugendlich gekleidet hatte, gelassen hin, ohne etwas zu erwidern.

„Wie leben Sie denn nun in diesem so wilden Lande, lieber Reizenstein? Nach allem, was ich höre, sollen ja den Truppen ganz unerhörte Anstrengungen zugemutet werden. A propos, ist es Ihnen denn gelungen eine Spur von Ihren Verwandten zu entdecken?"

Diese ganz harmlos klingende Frage begleitete ein Blick, der Hugo stutzen machte und ihm unwillkürlich die Warnung Loßbergs in das Gedächtnis rief.

„Wir haben bis vor kurzem auf den Inseln kampiert, gnädige Frau," entgegnete er, „wo sich keine Gelegenheit bot, Nachforschungen anzustellen."

Was bedeutete der eigentümlich lauernde Blick der Frau, die ihm, obgleich sie ihm einiges Wohlwollen betätigt und einst seiner Mutter Freundschaft erwiesen hatte, doch im Grunde des Herzens unsympathisch war?

Hugo glaubte zu bemerken, daß sich bei seiner Antwort der Brust der Frau ein erleichternder Seufzer entrang, mit viel Herzlichkeit aber sagte sie: „Ich will wünschen, daß Ihre Nachforschungen von Erfolg gekrönt werden, lieber Reizenstein, und wo wir helfen können, stehen wir natürlich zu Gebote."

Hugo dankte.

„Ich, deren teuerste Freundin Ihre selige Mutter war, habe ja ein so naheliegendes Interesse daran, das Dunkel, welches hier herrscht, aufklären zu helfen. Sie verpflichten mich deshalb unendlich, wenn Sie mir alles, was Sie erfahren, sofort mitteilen wollen."

„Es soll gern geschehen, gnädige Frau."

Der Schwiegersohn Frau d'Arvilles, Kriegsrat Dallner, trat mit seiner Frau hinzu und Hugo begrüßte beide artig, um sich nach kurzer Unterhaltung von ihnen zu trennen und mit Schallern die neu herübergekommenen Kameraden aufzusuchen.

Das Fest, das glänzendste das New-York je gesehen hatte, nahm seinen Fortgang.

Überall herrschte Fröhlichkeit. Im großen Saale tanzten die jungen Leute, im Nebenzimmer saßen die älteren Offiziere bei der Flasche, andere plauderten und promenierten in den ausgedehnten Räumen. Und draußen lauerte des Krieges „schlangenhaariges Scheusal". Siegeszuversicht herrschte bei den Engländern, Siegeszuversicht bekundete der eben so tapfere als prahlerische Rall und bald hoffte man die Rebellen vernichtet zu haben.

Da Hugo Schallern eifrig beim Tanze wie im Kreise zechender Kameraden sah und er sich für das frohe Treiben nicht gestimmt fühlte, empfahl er sich und trat allein den Heimweg an.

Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Vorgang auf der Land-

straße — deutlich sah er den alten Herrn vor sich, sah neben ihm die junge Dame stehen, nach dem schönen Gesicht und den angstvollen Augen, hörte, wie seltsam ihn der aus Bewußtlosigkeit Zurückkehrende begrüßte.

Dann dachte er Loßbergs und seiner Warnung, der Frau d'Arville und des Blickes mit dem sie die Frage nach seinen Angehörigen hier im Lande begleitet.

„Seltsam. Seltsam."

Zwölftes Kapitel.

Die überaus starke Stellung der Amerikaner, die durch die Wegnahme des Hügels von Chatterton durch Rall nicht erschüttert worden war, das anhaltende Regenwetter der letzten Tage, die Unentschlossenheit im englischen Hauptquartier hatten einen Angriff von seiten der verbündeten Armeen verhindert und Washington Gelegenheit gegeben, sich geräuschlos zurückzuziehen, und mit seiner ganzen Armee in den Bergen von Connecticut zu verschwinden, wohin Sir William Howe ihm nicht zu folgen wagte.

Doch ehe der diesjährige Feldzug zu Ende geführt und die Winterquartiere bezogen wurden, wollte der Oberkommandierende noch einen Schlag führen und den Hudson durch Erstürmung des seine Mündung beherrschenden Forts Washington für die Schiffahrt frei machen.

Er hatte deshalb Befehl gegeben, das Fort zu nehmen, und die Leitung der Operationen dem General Knyphausen übertragen, der mit fünftausend Mann Hessen, unterstützt durch zwei englische Divisionen unter Lord Percy, den Angriff ausführen sollte. Die hessischen Regimenter hatten deshalb ein Lager bei Kingsbridge bezogen.

Die Amerikaner legten auf den Besitz des Forts, gerade weil es die Einfahrt in den Hudson beherrschte, großen Wert und hatten die Besatzung desselben auf dreitausend Mann verstärkt, auch es mit allen Hilfsmitteln, welche ihnen zu Gebote standen, uneinnehmbar zu machen versucht.

Das Fort war durch seine Befestigungen wie durch seine Lage sehr stark und wurde von einem entschlossenen amerikanischen Offizier, dem Obersten Magaw, verteidigt.

Da eine kurze Kanonade aus Feldgeschützen zu keinem Ziel geführt hatte und die englischen Schiffskanonen nicht wirksam eingreifen konnten, ward am 15. November 1776 der Befehl erteilt, am andern Tage zu stürmen. Die Ehre des Angriffs war den hessischen Regimenter zugewiesen worden, während die englischen Divisionen nur zu Demonstrationen und als allenfallsiger Sukkurs dienen sollten.

General Graf Knyphausen hatte seine Hessen in zwei Kolonnen geteilt, von welchen die eine unter Oberst Rall von rechts, d. i. vom Hudsonufer her, angreifen sollte, während die andere unter Generalmajor Schmidt von links den Sturm auf die ausgedehnten Vorwerke auszuführen hatte.

Es war ein kalter, feuchter Abend, der Abend des 15. November, und die Truppen lagerten fröstelnd, aber trotzdem guter Laune, in ihren Zelten oder um ihre Wachtfeuer.

Da saß Mutter Heisterhagen in ihrer leinwandnen Behausung und führte bei einem düster brennenden Kienspan, wie gewöhnlich am Abend, fleißig die Nadel, denn ein solcher Feldzug war der gefährlichste Feind der von ihr so sehr geschätzten „Propperté", und ihre Dienste wurden nach dieser Richtung hin, besonders von den Offizieren, stark in Anspruch genommen.

Der Kienspan beleuchtete rötlich ihr so gutes und ehrliches Gesicht. Neben ihr saß ihr Mann und las in seinem Gebetbuch.

Kein redlicher Kriegsmann ging ohne dies ins Feld, und nicht nur Gemeine und Unteroffiziere suchten Trost darin, — nein, — gleich ihnen auch die hohen und höchsten Offiziere, — das war Gebrauch beim deutschen Soldaten jener Zeit.

Der morgende Tag sollte den Tod von vielen dieser tapferen Männer sehen, denn der Angriff war schwierig und ungewöhnlich gefährlich. Gar mancher Soldat im hessischen Lager saß und betete in dieser Stunde wie der Sergeant.

Von draußen her tönte der Lärm des Lagers herein, aber im kleinen Zelte selbst war's ganz still.

Der Sergeant las andächtig in seinem Buche, und die Frau nähte emsig, dann und wann einen Blick auf das gebräunte Antlitz des Grenadiers werfend, der alle Liebe wiederstrahlte, die sie für den Gatten empfand.

Mutter Heisterhagen war nicht wenig stolz auf ihren Mann, der ihr als Inbegriff aller soldatischen und männlichen Tugenden erschien.

Der Sergeant betete jeden Abend, wenn es anging, aus seinem abgegriffenen Gebetbuch, welches er im Tornister mitführte, und absonderlich, wenn am andern Tage Bataille sein sollte, las er das „Gebet vor der Schlacht", wie es einem frommen, redlichen Kriegsmanne geziemte.

Endlich klappte er sein Buch zu und sagte: „So, Mutter, jetzt bin ich vorbereitet. Wenn der Herr morgen ruft, sage ich getrosten Mutes: Hier! Sergeant Heisterhagen zur Stelle."

Die beiden Leute hatten schon oft am Vorabend einer ernstlichen Bataille so zusammen gesessen, und wenn auch die Gefahren des folgenden Tages ihre Schatten vorher warfen, so war doch die natürliche Aufregung nicht nur bei dem schlachtgewohnten Soldaten, auch bei der Frau auf ein Mindermaß beschränkt, und um so mehr, als Heisterhagen fast stets, auch aus den blutigsten Affären unverwundet oder doch nur leicht verletzt zurück-

gekehrt war. Die Wunde, die er bei Flatbush empfing, hatte sich längst geschlossen.

Ja, die Alte ging oft mit bis in die Feuerlinie, wenn ihr Bataillon im Gefecht war, führte den Leuten Erfrischungen zu und verband selbst Verwundete, wenn der Feldscheer fehlte.

Mutter Heisterhagen wurde auch allgemein von den Soldaten verehrt, und selbst die Generale kannten und schätzten die einfache Frau.

Auf das Wort ihres Mannes entgegnete sie: „Na, Fritz, der liebe Gott wird schon seine Hand halten."

„Wie er will, Mutter, wir können nicht mehr als unsere Pflicht tun."

Der Zeltvorhang wurde gelüftet, und Hans Rübenkönigs frische Stimme fragte: „Darf man eintreten, Mutter Heisterhagen?"

„Komm' herein, Junge."

Hans trat ein.

„Ich wollte nur einmal nachfragen, ob die Frau Mutter nicht noch einen Bissen für einen halb verhungerten Jäger übrig hat, bei uns geht's etwas knapp zu?"

„Ja, und dann ist Mutter Heisterhagen gut genug, nicht wahr?"

„O, Frau Sergeantin, ich habe Euch erst vorige Woche einen Truthahn, den ich geschossen hatte, für Eure Küche geliefert," entgegnete Hans und blinzelte dem Sergeanten zu.

„Ja, und den Truthahn werde ich ja wohl bei jeder Gelegenheit zu hören bekommen, wenn ein Angriff auf meine Speisekammer gemacht werden soll."

„Aber, Mutter Heisterhagen —."

„Ja, ja, ich kenne solche Manöver. Na, Bursche, etwas ist noch immer da," und sie reichte ihm freundlich Brot und Fleisch, welches sich der hungrige Jäger munden ließ.

Der Sergeant rauchte behaglich seine Pfeife.

„Wo hat Er denn seinen Wilden, Hans? Man sieht Ihn ja sonst ohne den gar nicht."

„Weiß nicht, wo der braune Bursche sich herumtreibt. Heute morgen haben wir ein wenig nach dem Fort hin rekognosziert. Das wird ein böses Stück Arbeit geben, Sergeant."

„Ich weiß es," entgegnete dieser ruhig.

„Betet Er denn auch, Hans?" fragte jetzt die Frau.

„Ja, Mutter Heisterhagen, manchmal, manchmal vergesse ich es aber auch," gestand Hans treuherzig.

„Ein rechter Soldat soll's nie vergessen."

„Sie hat ganz Recht, Mutter. Jedesmal am Vorabend einer Schlacht muß ich an meine gute Alte denken, an Kassel und das Ahnaberger Tor, und da sollte ich auch den lieben Gott nicht vergessen. Es ist doch ganz eigentümlich, wie einem so die Gedanken kommen."

„Das ist immer so," sagte der Sergeant. „Wenn für den andern Tag eine Bataille befohlen ist, so sieht man am Abend vorher alles vor sich, woran man sonst nicht denkt, und sieht auch manchmal Dinge von ganz absonderlicher Art. Da können die alten Soldaten wunderliche Sachen erzählen.

War zum Beispiel der Feldwebel Kleinschmidt beim Regiment Donop, mit dem ich noch im siebenjährigen Kriege diente, der sah vor jeder Affäre, auch wenn wir am Abend vorher noch keine Ahnung davon hatten, daß es andern Tages etwas geben würde, ein kleines rotgekleidetes Männchen, und wenn er das erblickte, dann wußten wir Grenadiere ganz sicher, am andern Tage kommen wir ins Gefecht. Der Kleinschmidt saß vielleicht ganz ruhig beim Wachtfeuer und plauderte, plötzlich wurde sein Auge starr und der ganze Mann bewegungslos, das dauerte so eine halbe Minute, dann war er wieder wie vorher. Wir wußten aber, er hatte sein rotes Männchen vorüber schreiten sehen. Am Abend vor Minden kam's wieder über ihn, und hernach sagte er wehmütig: „Morgen trifft's mich, Kinder, heute war er schwarz gekleidet und sah ganz traurig aus." Und richtig so war's, am andern Tage biß er ins Gras. Ja, es gibt wunderliche Dinge in der Welt, die kein Mensch begreifen kann.

„Guten Abend!" erklang da des Sergeanten Rübenkönig Stimme, der am Zeltvorhang der Erzählung seines Kameraden gelauscht hatte.

„Herein, Heinrich," sagte Heisterhagen, „was gibt's Neues bei den Vorposten?"

„Alles ruhig."

Rübenkönig, der mit Heisterhagen das Zelt teilte, während die Sergeantin in einem kleinen Nebenzelte schlief, stellte sein Gewehr ab und entledigte sich der Mütze und des Tornisters.

„Sein Essen habe ich ihm aufbewahrt, Rübenkönig," sagte die Frau.

Dieser, der den Tag über Vorposten getan hatte und eben abgelöst worden war, winkte ab: „Ich danke, ich habe draußen mein Abendbrot verzehrt, damit setzte er sich neben seinen Bruder, dem er die Hand schüttelte, nieder.

Nach einer Weile sagte er: „Ja, es ist ein eigenes Ding um Vorgesichte, und der liebe Gott schickt sie uns entweder als Warnung vor Gefahr, oder damit wir uns auf einen ehrlichen Soldatentod vorbereiten sollen.

Ich war als vierzehnjähriger Junge einmal auf den Bilstein gegangen, um Haselnüsse zu sammeln, und hatte die Nacht hereinbrechen lassen, ehe ich den Rückweg suchte. Es war bei bedecktem Himmel, stockdunkel im Walde, kein Stern leuchtete, und ich mußte meinen Weg nach Besse hinunter tasten.

So war ich eine Weile mühselig durch das Holz gestolpert, als ich mit einem Male deutlich, ganz deutlich, die Stimme meiner Mutter vernahm: Zurück! Zurück!

Ich erschrak und blieb auf der Stelle, wo ich war, liegen bis zum Morgen und sah, sobald es hell wurde, daß ich nicht zwei Schritte von dem furchtbaren Absturz entfernt die Nacht zugebracht hatte. Als ich nach Hause kam, erfragte ich von der Mutter, ob sie gestern Abend nach Dunkelwerden an mich gedacht habe. Sie erzählte mir, daß sie, weil ich mit der Nacht nicht zu Hause gewesen sei, eine furchtbare Angst um mich befallen, und sie unaufhörlich zu Gott gefleht habe, mich zu beschützen. Dieser hatte die Warnungsstimme bis zu meinem Ohr gelangen lassen."

„Ja, es ist ein langes Kapitel von solchen Ahnungen und Vorgefühlen und solchen Warnungsstimmen und nur ein Beweis, daß es Dinge gibt, die kein Gelehrter erklären kann. Anno neunundfünfzig wohnte in Kassel am Markt die verwitwete Frau Oberst von Kochenhausen. Am Abend des 1. August saßen die Köchin, der Kutscher mit noch mehr Dienerschaft vor der Tür und im Hausflur, als mit einem Male der junge Leutnant von Kochenhausen, der bei den Grenadieren von Ditfurth diente, zwischen ihnen hindurch ging, und, ohne sie zu beachten, die Treppe hinaufschritt, — sie haben ihn alle deutlich gesehen. Eine Weile später gingen sie nach, — aber keine Spur vom jungen Kochenhausen war zu finden. Die Mutter, welche nichts erblickt hatte, faßte Todesschrecken, als ihr die Leute ihr Gesicht erzählten. Drei Tage darauf war die Nachricht da, daß er am 1. August bei Minden gefallen und am Abend gestorben sei."

„Na," sagte die derbe Sergeantin, „das sind nun eigentlich keine Gespräche vor einer Bataille. Hast du auch schon Ahnungen gehabt, Hans?"

„Nein," entgegnete dieser, „bis jetzt noch nicht. Ich denke, wenn's kommen soll, kommt's, der liebe Gott wird schon wissen, wann's Zeit ist."

„Das meine ich auch, Junge. Und nun legt Euch schlafen, damit Ihr morgen munter seid. Gute Nacht!"

Damit nahm sie ihre Arbeit, und zog sich nach ihrer Schlafstätte zurück. Hans verabschiedete sich und Heisterhagen streckte sich auf seinem Strohlager aus.

Rübenkönig aber holte sein Gebetbuch hervor und saß noch eine Weile neben dem brennenden Kienspan, bis auch er endlich die Ruhe suchte.

Der Morgen des 16. November dämmerte herauf. Blutrot entstieg der Sonnenball dem Ozean, mit seinem Licht den Nebel, der das Gefilde deckte, schwach nur durchdringend.

Fünftausend der tapfersten Krieger, welche die Welt jemals gesehen hat, es waren Männer deutschen Stammes, standen in Schlachtordnung, um den Sturm auf Fort Washington zu beginnen.

Leise verhallte die feierliche Weise eines Chorals, welchen die Hoboisten der Grenadiere bliesen, in der stillen Morgenluft.

Schon vor Tagesanbruch waren die hessischen Regimenter über die

Königsbrücken gegangen, um sich zu dem blutigen Tagewerke anzuschicken, und harrten jetzt des Zeichens zum Angriff.

Dreitausend tapfere Amerikaner lagen in ihrer größeren Zahl in den vorgeschobenen Linien, zu denen der Zugang durch Sumpf, Wald und Feld, wie durch künstlich geschaffene Hindernisse überaus schwierig gemacht worden war.

Acht Bataillone Hessen und das Bataillon Waldecker waren zum Sturm bereit.

Von Norden her sollten die Sturmkolonnen unter General Schmidt angreifen, bei denen auch Knyphausen weilte. Fernhin zeigten sich, als der Morgennebel sank, die englischen Truppen.

Rall hatte man, eingedenk seiner glorreichen Erstürmung des Chattertoner Hügels, den Befehl über die rechtsseitige Sturmkolonne übertragen.

Da standen sie, die Tapferen, bereit, ihre Brust dem Kartätschenhagel entgegenzuwerfen, — am Ufer des schönen Hudson, aber Stunde auf Stunde verging, und das Zeichen zum Angriff ward nicht gegeben.

Der Truppen bemächtigte sich eine zornige Ungeduld.

Die englische Brigade, welche den Hudson herab erwartet wurde, hatte ihre Stellung noch nicht eingenommen, und ehe dies geschehen, durfte der Angriff nicht beginnen.

Oberst Rall hielt mit einer Anzahl seiner Offiziere vor der Front seiner Grenadiere. Die Jäger, welche den Angriff eröffnen sollten, waren weiter nach dem Feinde zu vorgeschoben.

„Es wird ein heißer Tag werden, meine Herren," sagte Rall. „Ich hätte die Schlucht, welche wir zu passieren haben, gern mit eigenen Augen gemessen, aber die Kerls machten ja von drüben her ein Feuer, daß es unmöglich war, nahe genug heran zu kommen."

„Unsere indianischen Führer haben sie gestern durchforscht, Herr Oberst," bemerkte Ewald.

„Lassen Sie mir doch den roten Kerl mal kommen, Hauptmann."

Es ward sofort nach Hotspur geschickt, welcher sich bei den Jägern befand.

Rasch erschien der Mohawk und trat in würdevoller Haltung vor den Oberst.

„Hast du die Schlucht durchforscht, Indianer, die dort hinter dem Walde sich einsenkt?" fragte Rall.

„Hotspur war darin."

„Ist sie zu passieren? das heißt," setzte er, um dem Indianer verständlicher zu sein, hinzu: „ist es leicht, hinüber zu kommen."

Ueber des Indianers ernstes Gesicht flog ein leichter Ausdruck des Staunens. „Hat der Hessian Flügel?" fragte er.

„Was heißt das, Indianer?"

„Hotspur leichter Fuß, Mocassin," er deutete mit dem Finger auf seine aus weichem Hirschleder gefertigte Fußkleidung —, „er klettert hinab,

klettert hinauf — wie Eichhorn — Hessian nicht Eichhorn, er nicht klettern — er müssen fliegen."

„Wenn du durch die Schlucht gekommen bist, Rothaut, so kommen meine Kerls auch durch. So ein hessischer Grenadier reißt einen Eichbaum um oder kriecht durch ein Mäuseloch, ganz wie's befohlen wird." Die letzten Worte hatte er absichtlich deutsch gesprochen. Die Grenadiere brachen in jubelndes Lachen aus. Er verabschiedete Hotspur mit einer Handbewegung. „Ich danke dir, Indianer."

Hotspur sagte noch zu Ewald: „Es ganz vergeblich, er kommen nicht hinüber." Damit ging er zu den Jägern zurück.

Die Stunde rückte vor, immer unruhiger wurden die kampfeslustigen Truppen durch das Hinauszögern des Angriffes.

Von der linken Seite dröhnte Kanonendonner herüber, die Angriffskolonne, dort ebenfalls zum Warten verdammt, hatte sich in einen Geschützkampf mit dem Fort eingelassen. Auch die auf dem Strome liegende Fregatte sandte von Zeit zu Zeit einen Eisenball nach den hochliegenden Festungswerken.

So war es gegen 11 Uhr geworden, als vom Hudson her drei rasch einander folgende Kanonenschüsse krachten, zum Zeichen, daß General Matthew, der in Booten den Strom herabgekommen war, endlich seine Stellung eingenommen hatte.

Der Angriff konnte beginnen. „Avance!" sagte Rall und zog den Degen.

Die Offiziere begaben sich zu den Truppen, die Signalhörner bliesen, und flinken Schrittes drangen bereits die Jäger als die ersten vor, die waldige Anhöhe, welche ihnen den Anblick des Forts und der Redoute, welcher hauptsächlich der Angriff galt, verbarg, hinan.

Vor dem Walde mußten alle berittenen Offiziere die Pferde verlassen.

Dieser war sumpfig, schwer zu passieren, bis ans Knie und tiefer sanken die Leute ein, wateten durch Lachen schmutzigen Wassers, überkletterten gefallene Baumreihen unter großen Anstrengungen.

Unaufhörlich feuerte Rall die Seinen an: „Avance! Vorwärts, Grenadiers!"

Größere Kraftaufbietung erforderte noch der dicht verschlungene Waldsaum, der vom Feinde mit schwer hinwegzuräumenden Verhauen durchsetzt war — aber auch diese Hindernisse wurden überwunden, und heraustretend unter den alten Bäumen, auf einer mit Gras und kurzem Buschwerk besetzten Fläche angelangt, sahen sie vor sich eine tiefe Felsschlucht, welche ein Bach durchströmte, dessen Wasser dem Hudson zueilte, und jenseits derselben Schützengräben, Verhaue, die mit Kanonen besetzte Redoute, und dahinter in weiter Entfernung das Hauptfort.

Als die ganze Brigade zum Walde herausgetreten war, rief Rall: „Laßt die rebellischen Hunde hören, Kinder, daß wir da sind."

Dreimal erschütterte das gellende „Schurri!“ die Luft, alle Tambours schlugen an, und alle Hornisten bliesen.

Augenblicklich begann drüben das Feuer aus Kanonen und Büchsen.

Aber so wenig war von dieser Seite ein ernstlicher Angriff erwartet worden, daß bei dem Erscheinen der Hessen rasch einige Hundert aus dem Fort gezogene Scharfschützen zur Verstärkung der vorgeschobenen Linien herbeieilten.

Das Bataillon Köhler und die tapferen Waldecker breiteten sich rechts und links aus und begannen das Feuer zu erwidern. Sie waren bestimmt, zunächst durch ihr Eingreifen den Uebergang der anderen zu decken. Doch vermochten sie den gutgeschützten Amerikanern wenig Schaden zuzufügen.

Jetzt sauste auch Kartätschenhagel herüber.

„Avance! Avance!“

Schon stiegen die Jäger, ihre Offiziere Ewald, Lorey, Reizenstein voran, in die Schlucht hinab.

Mit maßlosem Staunen sahen die Indianer, daß die Truppen sich wirklich anschickten, durch diese Schlucht unter dem starken Feuer des Feindes zum Angriff zu schreiten.

Zwei Jäger stürzten ausgleitend in die Tiefe und lagen zerschmettert unten.

„Er hinab kommen rasch genug,“ sagte Hotspur bei diesem Anblick zu Hans, „aber, wie er hinauf kommen?“

„Vorwärts!“

Hotspur und Hans begannen hinabzusteigen. Fuß für Fuß mußten sie sorgfältig setzen, für jeden einen Halt suchend, mit den Händen sich an Sträuchern haltend oder die Finger in die Felsritzen bohrend.

Wiederum stürzten drei Jäger hinab in die Tiefe, zwei von Schüssen des Feindes getroffen, einer auf glattem Felsstein ausgleitend. Kugeln sausten um sie herum, sich am Fels abplattend.

Endlich waren die Jäger unten, zweiundzwanzig hatten den Tod gefunden. Ewald ließ einen Augenblick Halt machen, hier waren sie vor dem Feinde geschützt. Ueber sie hin wogte das starke Feuergefecht.

Kein Kugelregen hielt diese Männer zurück, kein Schrecknis der Natur schüchterte sie ein.

Jetzt begannen auch die Grenadiere den Abstieg.

Sie hielten sich gegenseitig an Bandelieren und Gewehren. Viele von ihnen stürzten und fanden so den Tod, andere erreichte die Feindeskugel, Rall war mitten zwischen ihnen den Degen in der Faust.

Mühevoll, mit zerschundenen Gliedern, aber sonst unverletzt, langten auch Heisterhagen und Rübenkönig unten an. Die ganze Felsseite wimmelte von Grenadieren und Füsilieren, nur gedeckt durch das starke Feuer der oben liegenden Bataillone.

Schon begannen die Jäger, welche den Bach durchwatet hatten, Ewald und Reizenstein voran, denen Hans und Hotspur folgten, an den Felsen emporzusteigen.

Gleich Katzen kletterten sie höher — immer höher; mancher stürzte zurück in die Tiefe, aber aufwärts stiegen die andern.

„Vorwärts! Grenadiers! Vorwärts!“ schrie Rall und begann ebenfalls hinauf zu klettern. Die Grenadiere folgten dem Beispiel des kühnen Führers. Unaufhörlich feuerten die Amerikaner, nur mit Mühe von den Bataillonen drüben vom Rande der Schlucht zurückgehalten.

Höher und höher gelangen die Hessen. Rottenweise stürzen Grenadiere in die Tiefe, aber kein Augenblick des Stockens tritt ein.

Wie sie herabgekommen sind, steigen sie aufwärts, sich gegenseitig stützend, hebend, am Bandelier oder Gewehr sich empor ziehend, aber hinauf kommen sie, welche Opfer auch der Aufstieg kostet.

„Avance! Avance!“ donnert von Zeit zu Zeit Ralls Löwenstimme durch die Schlucht.

Heisterhagen und Heinrich Rübenkönig klettern neben einander in die Höhe.

Heisterhagen kommt ins Wanken, ein kleiner Strauch, den seine Hand ergriffen hatte, löste sich vom Fels, blitzschnell faßt Rübenkönigs eiserne Faust sein Bandelier, der Fuß Heisterhagens gleitet aus, die wild umherfahrende Hand findet keinen Halt, unmöglich ist's, den schweren Mann mit einer Hand auf diesem jäh ansteigenden Pfad zu halten, das Bandelier entgleitet Rübenkönigs Hand, und mit gellendem Todesschrei stürzt der Sergeant in die Tiefe. Rübenkönig hält sich mühsam, ein Mitleidsblick folgt dem Freunde — dann klettert er weiter.

Die ersten Jäger, Ewald, Hugo, Bickel, Hans, der leichtfüßige Indianer, zehn andere sind oben. Feuer begrüßt sie, sie werfen sich hinter Felsstücke und lassen die Büchsen krachen — Mann auf Mann schwingt sich herauf. Jetzt bricht der Feind hervor, um sie in die Schlucht hinabzuwerfen, wohlgezielte Schüsse der Jäger, eine Salve des Bataillons Köhler lassen sie stutzen.

„Avance! Avance!“ ruft Rall, und es erscheinen endlich Grenadiermützen über der Schlucht, Rübenkönig ist einer der ersten von allen. Die Jäger haben einen schweren Stand, sie müssen zum Hirschfänger greifen, aber sie weichen nicht. Hotspurs Streitaxt wirbelt unaufhörlich in der Luft, im dichtesten Gedränge, an Hans' Seite.

Ewald, den Säbel in kräftiger Hand führend und seine Leute zum Ausharren ermutigend, focht in erster Reihe. Die Jäger neben ihm wurden durch den starken Anprall zurückgedrängt, und der Hauptmann stand einen Augenblick allein im wütenden Handgemenge. Einem mit dem Kolben der langen Rifle nach ihm geführten Schlag wich er aus und rannte dem Gegner den Säbel in den Leib, als vier kräftige Fäuste ihn faßten, um ihn, den tapferen Führer, in die Reihen der Amerikamer zu ziehen. Dies sah Hans, der sich soeben einige Gegner mit blitzschnellen Stößen seines Hirschfängers vom Leibe gehalten hatte, so daß diese entsetzt vor der tollen Kampfeswut des mit blitzenden Augen wie ein Berserker fechtenden Jüng-

lings zurückwichen. „Der Hauptmann!“ rief er mit gellender Stimme, und er sprang vor, gewandt wie ein Aal sich durch die gedrängten Kämpfer windend; sein Hirschfänger traf den Arm, der den sich mit der Kraft der Verzweiflung wehrenden Hauptmann gefaßt hatte, die Hand ließ los, und nun sich zwischen den Amerikaner und Ewald werfend und den Feind zurückdrängend, raunte er dem andern, der seinen Offizier noch gefaßt hielt, den Hirschfänger in die Seite.

Dies machte Ewald frei und schaffte vor ihm Luft. Jetzt war auch Hotspur da, und andere Jäger, welche die Gefahr, welche den geliebten Führer bedrohte, gewahrt hatten, drängten heran und brauchten nachdrücklich ihre Waffen.

Die Jäger hatten dem wütenden Anprall gestanden.

Doch jetzt stürzen schon die Grenadiere mit dem Bajonett heran und werfen sich ins Gewühl. Immer mehr und mehr. Es sind die von Rall, und der Oberst schwingt selbst den Säbel.

Zahlreich drängen sie auf die tapfer fechtenden Amerikaner ein.

Drüben steigen die Waldecker unter Führung des tapferen Hacken und des Oberst Hanxleden herab, das Bataillon Köhler kann in das Gemisch von Freund und Feind nicht mehr feuern.

Es ist ein furchtbares Durcheinander, die Grenadierbajonetts röten sich im Feindesblut.

Unterdes hat sich das Bataillon Loßberg schnell und ruhig geordnet und mit schlagenden Tambours, blasenden Hornisten und wehender Fahne rückt es im Sturmschritt heran.

Bei diesem Anblick bemächtigt sich der Amerikaner ein wilder Schrecken, und in toller Flucht, jede Verteidigung aufgebend, stürzen sie zurück, selbst die Besatzung der Redoute verläßt diese und ihre Geschütze eilig, und alles sucht Rettung im eigentlichen Fort.

Das für unmöglich Gehaltene war geschehen, die Hessen hatten unter dem Feuer des Feindes die steilen Felsen erstiegen.

Mit derselben Energie leiteten Schmidt und Knyphausen den Angriff auf der andern Seite des Forts. Mit gleichem Todesmut hatten ihre Bataillone auch dort alle Hindernisse unter dem feindlichen Feuer überwunden.

Der kleine General hatte mitten unter seinen Grenadieren im dichtesten Kugelregen mit eigner Hand geholfen, Balken und Verhaue hinwegzuräumen, welche der Feind den Stürmenden als todbringende Hindernisse in den Weg gelegt hatte.

Oberst Rall, dessen sämtliche noch kampffähige Truppen jetzt vor dem Fort standen, hatte Halt blasen lassen und überschaute das Schlachtfeld. Der Angriff der linken Kolonne schien mit demselben Erfolge gekrönt zu sein, das Feuer war drüben auch verstummt, flüchtende Haufen eilten dort nach dem Fort zu, alles schien sich in dasselbe als letzte Zuflucht retten zu wollen.

Er sandte Hauptmann von Hohenhausen mit einer weißen Fahne und von einem Hornisten begleitet nach dem Fort mit der Aufforderung, sich zu ergeben.

Hohenhausen wurde auch eingelassen, das Feuer war überall eingestellt.

Von links her erschien jetzt General Knyphausen, so ruhig und eisern wie nur je, unter den ihm folgenden Offizieren war auch Schallern, dessen Auge besorgt die Jäger suchte.

Rall schritt dem General entgegen, während die Truppen ihm zujubelten.

Mit warmer Herzlichkeit schüttelte der General dem Oberst die Hand. „Gut gemacht, Rall, ich bin zufrieden! Brav, Kinder, brav!" rief er den Soldaten zu, und ein brausendes „Vivat Knyphausen!" dankte für den Lobspruch.

Schallern hatte die Jäger erblickt und ging auf sie zu, als auch Hugo ihm schon entgegeneilte.

„Gott sei Dank!" sagte Schallern, „du bist ja unverletzt."

„Und du, Albrecht?" Reizenstein blickte besorgt auf das Taschentuch, welches sich der Freund um den Kopf gebunden hatte, unter dem einige Blutstropfen hervordrangen.

„Bah — nichts, Hugo, — ein Streifschuß. Der Kerl meinte es gut, aber die Schallern haben dicke Schädel."

Indem kam Hohenhausen zurück und meldete dem General, daß der zur Uebergabe aufgeforderte Oberst Makaw vier Stunden Bedenkzeit verlange.

Der General entgegnete: „Eine halbe Stunde gewähre ich ihm, nicht mehr. Gehen Sie zurück, Hohenhausen, und sagen Sie ihm das. Hier nehme ich meine Uhr," und er zog sie aus der Tasche, „wenn in einer halben Stunde nicht die weiße Fahne weht, lasse ich stürmen — dann aber auch alles über die Klinge springen."

Der kleine eiserne Mann sagte das so ruhig und doch so nachdrücklich, daß jeder Hörer fühlte, welch' furchtbarer Ernst in den Worten lag.

Hohenhausen ging ins Fort zurück, auf welches aller Blicke jetzt gerichtet waren, und noch ehe der Zeiger von Knyphausens Uhr viel weiter gerückt war, erschien vom gellenden „Schurri!" aller Truppen ringsum begrüßt die weiße Fahne über dem Wall, und Oberst Makaw kam, begleitet von seinem Stabe, heraus, sich dem Sieger zu unterwerfen. Mit zuvorkommender Höflichkeit schritten ihm die Kommandeure entgegen, und Knyphausen begrüßte den sehr niedergeschlagen dreinschauenden amerikanischen Offizier mit ritterlicher Courtoisie, gab ihm seinen Degen, den er ihm überreicht hatte, zurück und stellte ihm die hessischen Offiziere, welche um ihn standen, vor.

„Kriegsglück, Herr Oberst," sagte der General, „Sie haben getan, was ein einsichtsvoller und tapferer Offizier tun konnte, das wird die Geschichte nicht vergessen."

Mit einem leichten Seufzer entgegnete der Oberst Makaw: „Möge

Ihr Urteil, Exzellenz, auch das Urteil der Mit- und Nachwelt sein, aber — gegen solche Truppen ist nicht zu kämpfen."

Die hessischen Bataillone formierten sich jetzt vor dem Eingang des Forts in Paradestellung, und ließen mit präsentiertem Gewehr die Amerikaner, die übel genug aussahen, an sich vorüber ziehen, welche dann vor Knyphausen defilierten, ihre Fahnen zu seinen Füßen niederlegten und weiterhin die Waffen streckten.

Zweitausend neunhundert Mann wurden gefangen genommen, acht Fahnen und zweiundvierzig Geschütze erbeutet.

Der Verlust der Hessen war groß, er betrug bei einem Angriff, der kaum eine halbe Stunde gedauert hatte, mehr als vierhundert Mann Tote.

So endete eine der glänzendsten Waffentaten, welche die Kriegsgeschichte kennt.

Die Truppen selbst legten, weil sie nicht mit der Muskete in der Faust das Fort erstürmt hatten, der Affaire keinen besonderen Wert bei, für sie war das kein richtiger Sturmangriff.

Diese unvergleichlichen Soldaten hatten nicht den seelischen Ansporn, den das Bewußtsein gibt, für das Vaterland, seine Freiheit, für Weib und Kind zu fechten, aber sie kämpften, treu ihrem Eide, als tapfere Männer und echte Deutsche für den Ruhm ihrer Fahnen.

Groß war die Anerkennung für diese Ruhmestat von Seiten der Engländer, die, selbst tapfere Männer, die Tapferkeit der Hessen edel und neidlos rühmten.

Sir William erließ einen Armeebefehl, in welchem den hessischen Verbündeten für ihre glorreiche Waffentat hohes Lob gespendet wurde, und der Name Fort Washington ward zu Ehren der Helden des Tages in Fort Knyphausen umgewandelt.

Eine kleine Besatzung ward in dem eroberten Fort gelassen, der übrige Teil der Armee kehrte ins Lager zurück.

Die Verwundeten waren sofort aufgelesen und ärztlicher Pflege übergeben worden und ein Offizier abkommandiert, um die Bestattung der Gefallenen vornehmen zu lassen.

Die beiden Rübenkönigs, gefolgt von einigen Grenadieren von Rall, schlossen sich dem Detachement an, um die Leiche Heisterhagens zu suchen.

Sie fanden sie bald. Vom jähen Sturze war dem Sergeanten das Haupt zerschmettert worden.

Sie trugen den Toten den Bach entlang zu dem unfernen Ufer des Hudson und gruben ihm dort das Grab, dann steckten sie ein rasch aus Holz gefertigtes Kreuz zu seinen Häupten auf, sprachen ein stilles Gebet und gingen zu ihren Truppenteilen zurück.

Heinrich Rübenkönig übernahm die schwierige Mission, der Frau Mitteilung von dem Tode ihres Mannes zu machen.

Sie weinte nicht, als die Trauerbotschaft ihr Ohr berührte — aber

in Auge und Antlitz zog eine Starrheit ein, die mehr Schmerz ausdrückte als die leidenschaftlichsten Ausbrüche. Sie nahm wie mechanisch ihr Tuch, warf es um die Schultern und sagte: „Wo?"

Hans führte sie dann zu dem frischen Grabe, der Indianer folgte.

Dort setzte sich die Frau neben dem kleinen Kreuze nieder und sah still und starr mit gefalteten Händen vor sich hin.

Hans ging endlich, da ihn der Dienst rief, aber der Indianer blieb und verharrte, den tränenlosen Schmerz der Frau würdigend, so regungslos wie sie selbst am Fuße des Grabes.

So saß die Sergeantin noch, als die Sonne aufging, da.

Oberst Rall, der die Heisterhagin schätzte, und ein wohlwollendes Herz hatte, ward gerührt, als er von dem stummen Schmerz der Frau erfuhr, und begab sich nach dem Grabe.

Dort saß sie jetzt allein, regungslos, mit Sonnenaufgang war auch der Indianer geschieden.

„Frau Heisterhagen," redete er sie an, „Sie kann hier nicht sitzen bleiben. Ihren Mann hat das Los getroffen, das uns alle täglich treffen kann, er ist gestorben wie ein tapferer Soldat."

„Das ist er," sagte die Frau jetzt langsam, „er war der beste und tapferste Mann in der Armee und der treueste und zärtlichste Gatte."

Sie hüllte ihr Gesicht in die Schürze, und endlich fand der Schmerz Luft in einem Strom von Tränen.

Nach einer Weile, er respektierte das tiefe Leid der Frau, fragte er in einem rauhen Tone, der die Weichheit verbergen sollte, die ihm ins Herz zog: „Was will Sie denn nun beginnen, Frau? Will Sie nach Hause, oder will Sie bei der Armee bleiben?"

„Ich bleibe beim Bataillon, Herr Oberst."

„Gut, und da Sie Disziplin kennt, so befehle ich Ihr, sich Punkt zwölf Uhr bei bei mir zu melden."

Die Sergeantin nickte.

Der Oberst wußte, wie er mit der alten Soldatenfrau umzugehen hatte.

„Und nun fasse Sie sich, Heisterhagin, es würde dem, der da ruht, gar nicht gefallen, wenn seine brave Sergeantin so den Kopf hängen ließe."

Damit ging der Oberst.

Die Frau neigte sich über das Grab: „Du warst der schönste, beste und tapferste Mann, den je die Erde getragen hat. Warte auf mich, Fritz, ich komme bald."

Dann ging sie langsamen Schrittes dem Lager zu, und Schlag zwölf Uhr meldete sie sich „zur Stelle" nach Soldatenbrauch.

Dreizehntes Kapitel.

Mit der Erstürmung des Forts Washington waren die kriegerischen Aktionen des Jahres 1776 geschlossen. Die amerikanische Armee war in den Wäldern von Connecticut verschwunden, und da sie nicht verfolgt wurde, hatte man alle Fühlung mit ihr verloren.

Lord Howe hatte es nicht gewagt, in die Hochlande vorzudringen, weil er fürchtete, dort mehr als ein Thermopylä zu finden.

Auch glaubte er durch Säuberung der Inseln von dem Feinde, die Besitznahme New-Yorks, die Wegnahme des Forts, die Ueberführung der Armee nach dem Festlande vorläufig genug getan zu haben, und verharrte, trotz der mahnenden Stimmen der hessischen Generale, welche auf energische Verfolgung drangen, in träger Ruhe.

Es begann eine Zeit der Erholung für die Truppen, welche dieselben freilich notwendig nach anstrengender Tätigkeit brauchten.

Und lustig gings unter ihnen her, auch sie entschädigten sich für die Zeit der Entbehrung.

Nicht selten erschienen auch New-Yorker Herren und Damen im Lager, um die siegreichen Truppen zu sehen.

Die Aufmerksamkeit, besonders der Amerikaner, wandte sich vorzugsweise den Hessen zu, welche einfach als unüberwindlich galten.

Auch heute war wieder viel Besuch aus New-York im Lager, und teils allein, teils in Begleitung gastfreier und aufmerksamer Offiziere streiften die Gäste durch das weit ausgedehnte Lager.

Vor dem Küchenzelte der Jäger war der ehemalige Oberjäger Konski damit beschäftigt, Holz für den Bedarf der Küche zu spalten.

Das Gesicht des Mannes war finsterer und galliger als je vorher, trotzdem er in hohem Grade die Kunst besaß, seine Züge zu beherrschen.

Wer in seiner Seele hätte lesen können, würde dort eine Fülle von Grimm, Rachlust und allen niedrigen Leidenschaften mit Schaudern bemerkt haben. Die Oberfläche verriet nur dann und wann durch einen unbewachten Blick todbringenden Hasses, was in ihm gährte.

Konski war in einer furchtbaren Situation. Ob er gleich den Diebstahl an Ewald geleugnet hatte, und ihm dieser auch nicht zu beweisen war, so konnte er sich doch nicht über den Besitz der bei ihm vorgefundenen Summe ausweisen, das Kriegsgericht hatte ihm das Geld abgesprochen und der Kasse der Kompagnie zugewiesen.

War er vorher nicht beliebt gewesen, so wurde er jetzt allgemein verachtet, worin die Offiziere den Ton angaben.

Seit dem Abmarsche aus Kassel dachte der Mann nur an Desertation, aber selbst während des schon Monate dauernden Aufenthaltes in Amerika hatte er noch keine Gelegenheit gefunden, zum Feinde überzugehen.

Auf den Inseln war die Flucht schwierig, auch wurde er, da man die Absicht zu desertieren bei ihm voraussetzte, von allen Seiten bewacht. Im offenen Kampfe zum Feind zu laufen, war nicht möglich gewesen, denn Ewald hatte befohlen, er solle nie ins Gefecht kommen. Zu Hugo hatte der Hauptmann bemerkt: „Nicht nur, daß der Bursche am hellen Tage übergehen würde, nein, seine Kugel bedroht den Hans und sogar uns, er soll deshalb zu Hause bleiben!“ So war er voll des bittersten Ingrimmes noch immer zwischen den Jägern festgehalten, und selbst eine nächtliche Flucht zum Lager hinaus, ohne die Gewißheit, alsbald Schutz beim Feinde zu finden, wagte er nicht, er kannte den Scharfsinn, mit welchem die Indianer einer Spur folgten, und fürchtete Hotspur.

Finster hieb der Jäger auf die Blöcke, welche er zu spalten hatte, dann und wann inne haltend und einen forschenden Blick auf die Besucher werfend, welche die Lagergassen durchwandelten.

Unweit von ihm saß der junge Mohawk auf einem Fasse und schaute seiner Tätigkeit gelassen zu.

Der Indianer war ein scharfsichtiger Beobachter und hatte wiederholt verstohlene Blicke Konskis aufgefangen, welche tötlichen Haß gegen seinen munteren Freund Hans verrieten.

Dies hatte nicht dazu gedient, ihn in der Gunst des Indianers hoch zu stellen, und wenig förderte es seine Achtung, daß der Jäger nicht im Kampfe verwendet wurde.

Konskis Verhältnis zu den andern Jägern war ihm gleichfalls nicht entgangen.

Bisher hatte der Indianer nie ein Wort an den ehemaligen Oberjäger gerichtet, und ganz unerwartet öffnete er jetzt die Lippen und fragte ihn in dem ihm eigentümlichen Englisch: „Warum geht der Jäger nie in den Kampf?“

Konski hielt überrascht in seiner Tätigkeit inne, warf einen Blick auf den Indianer und sagte dann langsam in deutscher Sprache: „Willst du etwas von mir?“

Mit einem Lächeln voll unverhohlenen Spottes entgegnete dieser: „Warum braucht der Jäger nicht die Sprache der Inglis, er versteht sie doch.“

Unwillkürlich zuckte Konski bei diesen Worten zusammen, denn er verstand in der Tat sehr gut, was Hotspur sagte.

„Verdammter roter Spitzbube,“ murmelte er grimmig in sich hinein und griff wieder zur Axt.

Dem Indianer war keine seiner Bewegungen entgangen, und gelassen fuhr er fort: „Konski muß die Inglis sehr verachten, daß er sich weigert, ihre Sprache zu sprechen.“

Konski würdigte ihn keiner Antwort, doch lauschte er gespannt, um zu erfahren, was der Mohawk, dessen Scharfsinn erraten hatte, daß er des Englischen mächtig sei, eine Kenntnis, die er bisher ängstlich verborgen hatte, eigentlich mit dieser Unterredung beabsichtigte.

„Und doch horcht er sehr auf, wenn die Inglishäuptlinge in seiner Nähe reden," fuhr Hospur ruhig fort.

Konski hieb auf seinen Block, daß die Splitter herumflogen.

Des Indianers dunkles Auge ruhte funkelnd auf ihm, als er jetzt langsam sagte: „Konski ist kein Freund von Hans — ich weiß es, — aber" — und in dem Tone klang eine furchtbare Drohung, „geschieht ihm, Hans, ein Leid — wird ein Mohawkhäuptling der Spur des Jägers folgen, so weit die Erde reicht — und seinen Skalp nehmen. Hotspur erkennt seine Spur im Lager der Krieger," und der Indianer deutete auf einige sich in dem weichen Boden deutlich ausprägende Fußspuren Konskis, deren kurze breite Form freilich leicht von anderen zu unterscheiden war, „er wird sie überall finden. Der Jäger ist gewarnt." Der junge Mohawk erhob sich und schritt davon.

Mit Unheil kündendem Blick sah ihm Konski nach: „Du kommst auch noch daran, verfluchte Rothaut," sagte er grimmig —, „ihr alle, ihr Hunde, — laßt mich nur meine Zeit abpassen."

In lebhafter Unterhaltung kam eine Gesellschaft von Herren und Damen, die als Besucher im Lager weilten, die Zeltgasse her, geführt von Oberst Rall, der den gefälligen Cicerone machte.

„Und hier lagern also Ihre tapferen Jäger, Herr Oberst?" fragte die anmutige junge Frau an seinem Arm.

„Ja, meine Gnädige, diese Zelte bergen meine Grünröcke," entgegnete Rall der Kriegsrätin Dallner, der Tochter Frau d'Arvilles, welche er führte.

„Hier haben wir auch wohl das Vergnügen, unseren Freund, Leutnant von Reizenstein, wiederzusehen?"

„Ich fürchte, nein, denn Reizenstein ist mit mehreren Offizieren auf einem Jagdausfluge begriffen."

Konski war, als die Gesellschaft die Lagergasse entlang kam, ins Zelt getreten und blickte scharf nach ihr hin. Ein Lächeln der Befriedigung flog über seine Züge, als er Frau d'Arville erkannte.

Diese, die Lorgnette vor dem Auge, schritt langsam am Ende der Gruppe in Begleitung eines Herrn aus New-York einher, mit anscheinend großer Aufmerksamkeit alle Lagereinrichtungen betrachtend.

Der in der Tür des ziemlich großen Küchenzeltes stehende Konski entging ihr nicht.

Als sie mit ihrem Begleiter plaudernd in dessen Nähe kam, — der andere Teil der Gesellschaft war bereits daran vorbeigegangen —, blieb sie stehen und sagte: „Ah, die Küche der Herren Jäger, das ist gewiß sehr interessant, diese muß ich doch in Augenschein nehmen," und schritt dann, ohne den zurücktretenden Konski zu beachten, in das Zelt hinein.

Ihr Begleiter, der weniger Teilnahme für Feldküchen haben mochte, blieb draußen, ihrer Rückkehr harrend.

Frau d'Arville blickte aufmerksam forschend um sich, es war niemand im Zelte als Konski.

Mit dem Rücken nach ihm gewendet, während sie die primitive Einrichtung zu betrachten schien, sagte sie leise: „Wie konnten Sie es wagen, mir zu schreiben?"

„Es blieb kein anderes Mittel," sagte er ebenso leise.

„Das darf nicht wieder vorkommen, es ist gefährlich."

„Der Brief war unverfänglich, und die Ordonnanz glaubte, ein Schreiben des Leutnants zu tragen. Ich mußte Sie sprechen, und nach New-York zu kommen war unmöglich, sie bewachen mich hier wie ein wildes Tier."

Mit scheinbarem Interesse eine Aufstellung von Kochgeschirren beschauend, immer mit dem Rücken nach ihm hingewandt, fragte sie:

„Was wollen Sie?"

„Ich muß Geld haben."

„Das dachte ich mir."

„Ich bin dem Wahnsinn hier nahe und kann nicht fort."

„Haben Sie etwas uns Bedrohendes gewahrt?"

„Nein. Nur fort will ich von diesen Hunden."

„Es ist Gefahr für Sie, für mich vorhanden, wenn die Familie Reizensteins aufgefunden wird, und mir scheint, dies wird gelingen. Der Begleiter Kurts dürfte hier leicht wieder erkannt werden."

„Ah, bah," sagte der Jäger, wurde aber doch bleich.

„Es gibt nur ein Mittel, uns Sicherheit zu schaffen."

„Und?"

„Der Leutnant muß ungefährlich gemacht werden," zischte sie.

Konski zuckte zusammen.

„Dann hat niemand mehr ein Interesse daran, die Familie aufzufinden und die Nachforschungen hören auf, dann sind alle Beweise vertilgt."

Stieren Auges blickte der Jäger zu Boden.

„Ich muß Geld haben," sagte er dann noch einmal.

„Werden Sie ein Mann sein?"

„Es ist schwer."

„Hier ist Geld," flüsterte sie und ließ, die Bewegung durch ihr bauschiges Kleid nach außen hin deckend, ein kleines Päckchen fallen, welches geräuschlos den Boden berührte.

„Befreien Sie mich von dieser drohenden Gefahr, und was ich geben kann, sollen Sie haben. Bedenken Sie, der Rächer steht Ihnen drohend zur Seite, — handeln Sie rasch."

Damit wandte sich Frau d'Arville um und schritt ruhig zum Zelte hinaus, die treffliche Einrichtung der Feldküche ihrem Begleiter rühmend, während Konski unbeachtet das Päckchen aufhob, das die Frau niedergleiten ließ, und mit sichtlicher Befriedigung in die Tasche steckte.

Aus einem nahe gelegenen Marketenderzelte ertönte fröhliches Lachen und Jauchzen.

„Es scheint lustig in Ihrem Lager herzugehen, Herr Oberst."

„Die Grünröcke lassen ihren neuen Oberjäger leben, den Liebling der Kompagnie."

Die Gesellschaft schritt weiter und erblickte unter dem Zelt, dessen Wand aufgeschlagen war, eine muntere Gruppe von Jägern, dazwischen einige Grenadiere.

Auf einem Fasse saß strahlend vor Freude Hans Rübenkönig, die goldenen Tressen des Oberjägers am grünen Frack, sein tapferes Verhalten in allen Gefechten, sein Geschick, sein strenger Pflichteifer und nicht zum mindesten sein Opfermut bei Fort Washington, der den Hauptmann rettete, hatte die Aufmerksamkeit auch Ralls und Knyphausens auf ihn gelenkt, und auf Vorschlag Ewalds war er zum Oberjäger befördert worden.

Trotzdem er noch so jung war, wurde die Ernennung von den Jägern jubelnd begrüßt, sie hatten ihn alle lieb, denn Hans focht wie ein Teufel in der Schlacht und war nebenher der munterste und kindlich-gutmütigste Kamerad.

In dem wilden Jungen hatten sich in den elf Monaten, welche er mit Lust und Liebe dem Soldatenstande angehörte, Eigenschaften entwickelt, welche ihn wohl der Ehre einer Beförderung würdig machten. Er war ein Mann geworden, und die verwegenen Burschе waren auf ihren jungen hübschen Oberjäger stolz.

Nicht weniger freilich sein ernster Bruder von den Grenadieren, der mit wachsender Freude bemerkt hatte, welch' treffliche Erziehungsresultate der Soldatenstand und die militärische Disziplin bei Hans gezeitigt hatten.

Hoch befriedigt war auch der Indianer von der Standeserhöhung seines Freundes. „Er, Hans, — jetzt Häuptling," — äußerte er, als er davon erfuhr, „— führen Krieger, — er nicht vornehm tun gegen armen Indianer."

„Mein roter Bursche," entgegnete ihm hierauf Hans, „du bleibst mein Freund, — übrigens, du bist ja auch so eine Art indianischer Offizier, Hotspur, — wir halten auch ferner gute Kameradschaft."

„Papaganawe — Häuptling —," erwiderte der Mohawk mit Selbstbewußtsein, — „Hans ihm Freund."

Er saß jetzt auch inmitten der Gruppe der Jäger.

Diese erhoben sich, als der Oberst nahte.

„Ihr feiert den neuen Oberjäger, Kinder," sagte er leutselig, — „das ist recht —. Wo steckt er denn?"

Hans trat vor.

„Da kann ich Ihm ja gleich gratulieren, Oberjäger Rübenkönig," — und er reichte Hans die Hand, — „Er hat sich wacker geführt, und die Kompagnie darf stolz auf Ihn sein."

Hans wurde rot vor Freude.

„Gebt mir auch einen Becher, Kinder!“

Man überreichte dem Oberst einen solchen.

„Der neue Oberjäger soll leben!“

„Vivat!“ erklang es im Kreise.

Er leerte den Becher und mit einem: „Seid lustig, Bursche, — adieu!“ verabschiedete er sich.

Ein donnerndes „Vivat Rall!“ tönte ihm nach.

„Es sind wilde Bursche,“ sagte der Oberst zu seiner Umgebung, „und dieser Milchbart, den ich auf Ewalds dringende Empfehlung zum Oberjäger gemacht habe, ist der tollste von allen. Der Junge jauchzt vor Freude hell auf, wenn ihm im dichtesten Gedränge die Kugeln um die Ohren fliegen, es ist echtes Chattenblut dieser Rübenkönig!“

Aus dem Jägerzelte erklang von neuem fröhlicher Lärm.

Von den englischen Seeleuten hatten die Hessen ein Getränk bereiten gelernt, welches diese Grog nannten, und mit diesem gefüllt kreisten heute die Becher.

„Kameraden,“ sagte Hans, unter allgemeiner Stille das Wort ergreifend, „wir haben unsern gnädigen Herrn Landgrafen leben lassen, das alte Hessenland, die Herren Generale und Offiziere, ihr habt mich leben lassen und nun möchte ich euch bitten, — es sitzt da so eine alte Frau vor dem Ahnaberger Tore in Kassel — und denkt wohl jetzt an mich, — Kameraden, die Gesundheit meiner alten Mutter!“

„Hoch, Mutter Rübenkönig! Hoch!“

„Ach, Heinrich,“ sagte der glückliche Hans, „wenn die Mutter erfährt, daß ich Oberjäger bin, ich glaube, die spricht in ihrem Stolze nur noch mit Offiziersfrauen.“ Er stieß noch einmal mit ihm an: „Sie soll noch lange glücklich leben, unsere gute Alte.“

Hell erklang jetzt vom Jägerhorn begleitet das Lied:

Wenns Horn ertönt,
Die Büchse kracht
Piff — Paff — Puff,
Weiß jeder, es
Beginnt die Schlacht,
Piff — Paff — Puff —,
Der Jäger zieht nach Recht,
Als Erster ins Gefecht,
Beim Piff — Paff — Puff.

Fürs Hessenland,
Das Heimatland,
Piff — Paff — Puff —,
Nimmt jeder gern
Das Rohr zur Hand,
Piff — Paff — Puff —,
Und jeder Franzmann fällt,
Auf den der Jäger hält
Mit Piff — Paff — Puff.

Wenn Todesblei
Ins Herz mir drang,
Piff — Paff — Puff —,
So sterb' ich bei
Des Waldhorns Klang
Piff — Paff — Puff —,
Auf Felde blutigrot
Den echten Jägertod
Beim Piff — Paff — Puff.

Weithin hallte das kräftige Lied, und lange noch tobte wilder Jubel im Zelte, bis auch dieser endlich verhallte, und es still im Lager ward.

Vierzehntes Kapitel.

Während sich die verbündeten Armeen nach harter Kriegsarbeit der Ruhe hingaben und die englischen Oberkommandierenden Siegesfeier auf Siegesfeier veranstalteten, war der ruhige, energische Washington von Connecticut aus nach Westen zu gezogen, hatte den Hudson überschritten, Jersey durchquert und seine Armee, unverfolgt von dem lässigen Feinde, jenseits des Delaware in Sicherheit gebracht, wo er, durch diesen Fluß gedeckt, jeder weiteren Verfolgung ausweichen, in Pennsylvanien seine Armee verstärken und auf einen Stand bringen konnte, welcher ihr erlaubte, mit einiger Aussicht auf Erfolg wieder im Felde zu erscheinen.

Für dieses Jahr schien der Feldzug beendet, da der hereinbrechende Winter jede größere Aktion ausschloß, die englisch-deutsche Armee schickte sich an, die Winterquartiere zu beziehen, und wurde zu dem Zwecke in wohlberechneter Weise in Jersey und New-York verteilt.

Da der Delawarefluß, eine der Hauptverkehrsadern des Landes, besetzt werden mußte, war der äußerste Posten der Armee bis nach Trenton vorgeschoben worden, dem Donops Brigade in Burlington und die Engländer unter Leslie in Princetown als Stützpunkte dienten, während das Hauptquartier mit Cornwallis in Brunswic sich niedergelassen hatte. Howe war in New-York geblieben.

Dem tapferen Rall, den die Engländer den hessischen Löwen nannten, war das verantwortliche Kommando in dem wichtigen und dem ersten Angriff ausgesetzten Trenton infolge seiner ruhmvollen Kriegstaten vom Oberkommandierenden anvertraut worden. Außer seinem Regiment verfügte er über die Regimenter Knyphausen und Loßberg, die Jäger unter Ewald, sechs Geschütze und eine halbe Schwadron Dragoner.

Zwar hatte Knyphausen von dieser Ernennung abgeraten und den bedächtigeren Loßberg vorgeschlagen, war aber im Kriegsrate überstimmt worden.

Am 14. Dezember rückten die hessischen Truppen in Trenton ein, um sich für den Winter dort niederzulassen, nachdem erst kurz vorher die letzten Scharen der Amerikaner den Delaware gekreuzt hatten, welche zu erreichen und zu vernichten die englische Heerführung zu lässig gewesen war.

Die feindliche Armee war hinter dem Delaware verschwunden, Washington hatte auf Meilen weit alle Boote in seine Gewalt gebracht, es fehlte also den Hessen jedes Kommunikationsmittel mit dem rechten Ufer.

Wie verlautete, war nach harten Niederlagen die Entmutigung und Demoralisation unter den amerikanischen Truppen so groß, daß es langer Zeit bedürfen würde, um sie wieder kampffähig zu machen.

Rall erschienen solche Berichte um so glaubwürdiger, als er nur eine geringe Meinung von der kriegerischen Tüchtigkeit des Gegners hatte und

außerdem keine Mittel besaß, sich über den wirklichen Zustand der feindlichen Truppen zu unterrichten.

Kurze Zeit nachdem die Regimenter in Trenton eingetroffen waren, mußten mehrere Detachements nach verschiedenen Richtungen hin ausgeschickt werden, um Requisitionen im Land vorzunehmen, da es an Kornfrüchten und Fleisch zu mangeln begann und Trenton nicht genügend Vorrat hatte.

Ob man den Hessen gleich gesagt hatte, das Land sei zum großen Teil loyalistisch gesinnt, hielten sich die Bewohner von Trenton ängstlich von den Truppen fern.

Hugo wurde mit seinem Zuge die Direktion nach Norden über die Penningtoner Höhen gegeben, um auf den dort liegenden Farmen zu nehmen, was er fände.

Hugo war der Auftrag nicht angenehm, aber der Dienst brachte ihn eben mit sich.

An einem frischen Wintermorgen zog er mit seinen Jägern und sechs Dragonern in die mit leichtem Schnee bedeckte Landschaft hinaus. In seinem Zuge befanden sich Hans und auch Konski, welch' letzterer dazu ausersehen war, die Führung eines der zu requirierenden Wagen zu übernehmen. Hotspur fehlte natürlich nicht, er zog, wenn es anging, stets mit Hans zusammen aus.

Ein tiefer Friede ruhte auf den Wäldern, die rings alle Höhen bedeckten, kein Lüftchen regte sich und die alten Baumriesen schienen in schweigende Verwunderung versunken, als die fremden Krieger aus dem Lande weit jenseits des Meeres unter ihnen vorbeizogen.

Herrlich war der Anblick, den die mit Eiskrystallen bedeckten Nadelhölzer boten, welche die Sonne in leuchtende Edelsteine verwandelte.

Ein Teil des Weges führte den Delaware entlang.

Der majestätische Strom, sonst belebt mit Kähnen aller Art, lag einsam da unter eine leichte Eisdecke gebannt.

Obgleich allen Nachrichten nach das Land weit und breit vom Feinde gesäubert sein sollte, versäumte Reizenstein doch keine gebotene Vorsichtsmaßregel. Er sandte die Dragoner als Vedetten voraus und ließ zu beiden Seiten seines Weges kleine Streifpatrouillen ziehen.

Als die Straße den Strom verließ, wand sie sich wieder durch bewaldete Hügel. Zwei der Dragoner kamen hier zurück und meldeten, daß jenseits des Waldes das Tal dicht besiedelt sei und eine dem Anscheine nach größere Pflanzung sich dort befände.

Nach kurzem Marsche traten sie unter den Bäumen heraus und erblickten zahlreiche Blockhäuser in einem weiten flachen Talgrunde vor sich.

In der Mitte fast erhob sich ein stattliches Herrenhaus, umgeben von Wirtschaftsgebäuden.

Hugo hielt einen Augenblick auf der Höhe an und erfreute sich des trotz der Schneedecke freundlichen Anblicks.

Friedlich lagen die Ansiedlungen vor ihnen, und aus allen Schornsteinen stieg der Rauch der Herdfeuer in die klare Luft.

Nach kurzem Halt zog die kleine Schar den Weg hinab und direkt auf das große Gebäude zu, welches sich ihren Blicken darbot.

In den Türen der Häuser und Hütten erschienen Leute, neugierig die Fremden anstarrend.

Eine gut gebahnte Straße führte sie nach dem Herrenhause, in welchem es bei ihrer Annäherung lebendig wurde.

Eine neugierige schwarze Dienerschaar lief am Eingang zusammen.

Kaum hielt Hugo vor dem Tore, als sich ängstlich ein Mann durch die Neger drängte und nach des Offiziers Begehr fragte.

„Zunächst sagen Sie mir, ob Ihnen die Anwesenheit amerikanischer Truppen in der Nähe hier bekannt ist, und hüten Sie sich, mich falsch zu berichten."

Mister Sounderson, der Verwalter von Redwood, versicherte dem englischen Offizier, daß nach seinem besten Wissen die Amerikaner sämtlich jenseits des Delaware seien.

„Gut, ich will Ihnen glauben. — Dann möchte ich Sie um einige Erfrischungen für meine Leute bitten, wir haben bereits einen starken Morgenmarsch hinter uns."

„Sofort, Herr," und seine Befehle zerstreuten die gaffende Negerschar.

„Oberjäger Rübenkönig, stelle Er Wachen aus und lasse Er sie ablösen, wenn die anderen gegessen haben." Ein gleicher Befehl wurde den Dragonern gegeben, von welchen sich zwei entfernten, während die anderen abstiegen. Auch Hugo verließ den Sattel, um sich ins Haus zu begeben, während für die Mannschaften in einem Nebengebäude gastliche Aufnahme vorbereitet wurde, welche der geschäftige Verwalter leitete.

Zur Seite des Torweges stand der alte Bill, fest die dunklen Augen mit einem Ausdruck auf des Leutnants Antlitz heftend, der ein seltsames Gemisch von Staunen und fast von Schrecken war.

Mister Sounderson kam zurück, lud Hugo, der den Delawaren kaum beachtet hatte, ein, das Haus zu betreten, und führte ihn in eines der sonst von der Herrschaft bewohnten Zimmer, welches behaglich erwärmt war.

Des alten Indianers Augen hatten den Leutnant nicht verlassen, bis er ihnen im Hause entschwand.

Hotspur war beim Anblick seines Stammesgenossen ruhig stehen geblieben und nahte sich ihm jetzt, ihn in einem Dialekte begrüßend, der fast sämtlichen Indianerstämmen im Osten geläufig war. „Papaganawe, der Mohawk, den die Inglis Hotspur nennen, begrüßt seinen Vater."

Redbills Auge richtete sich auf den jungen Mohawk, und sein Gesicht zeigte den ehernen Ausdruck, den es annahm, wenn er sich seiner Krieger- und Häuptlingswürde entsann.

„Mein junger Bruder ist willkommen. Er spricht zu Mahanatha, einem Häuptling der Delawaren."

Über Hotspurs Züge flog bei den Worten eine unmerkliche Bewegung, es war ein in seinem Kreise berühmter Name, der sein Ohr berührte, von dessen Träger auch an den Feuern der Mohawks erzählt wurde.

„Das Volk der Mohawks nennt den Namen eines großen Sachems der Wolfsdelawaren mit Ehrfurcht."

„Ein Vöglein hat in mein Ohr gesungen," sagte Bill, „Papaganawe sei ein Krieger, auf den die Augen der Häuptlinge freundlich blicken."

Des jungen Indianers Brust hob sich bei diesem Lobspruch des alten Delawaren, und sein Auge leuchtete feuriger. Er neigte dankend das Haupt.

„Papaganawe ficht an der Seite der Krieger des großen Vaters über dem Wasser?"

„Seit vielen Sonnen, mein Vater," entgegnete Hotspur ehrerbietig.

„Wie nennt mein Bruder den jungen Häuptling der Grünröcke?" und sein dunkles Auge haftete begierig an den Lippen des Mohawk.

Hotspur entgegnete: „Wie ihn die Weißen nennen, kann Papaganawes Zunge nicht aussprechen, wir nennen ihn Sonnenhäuptling, weil sein Antlitz freundlich ist wie die Sonne im Frühling."

Der Alte nickte und fragte weiter: „Er ist ein Inglis von der großen Insel im Meer?"

„Nein, mein Vater, er gehört einem andern Volke an, welches jenseits des großen Wassers wohnt, er ist ein Hessian."

Der Alte versank in Nachdenken, welches der ehrerbietig harrende junge Mohawk nicht zu stören wagte. Endlich sagte Bill: „Papaganawe ist mir willkommen, Delawaren und Mohawks sind Freunde, er wird bei Mahanatha ruhen und essen und seine Pfeife rauchen."

Er lud ihn durch eine Handbewegung ein, ihm zu folgen, und führte ihn nach seiner unweit gelegenen kleinen Behausung.

Im Zimmer stand der Verwalter vor Hugo, der an einem Tische Platz genommen hatte.

„Der mir erteilte Auftrag ist mir selbst nicht erquicklich," sagte der junge Offizier, „aber er muß vollstreckt werden, und je entgegenkommender ich Sie finde, um so angenehmer ist es für alle Teile.

Am besten dünkt mich, Sie beladen selbst die Wagen mit dem Geforderten und führen sie in meiner Begleitung nach Trenton, wo man Ihnen über den Empfang quittieren und Anweisungen auf die Regierung geben wird; Sie können dann Ihr Fuhrwerk gleich wieder mit zurück nehmen. Im Falle Sie sich weigern, bin ich genötigt, mit Gewalt zu nehmen, was wir brauchen."

„Ich denke nicht einen Augenblick daran, mich zu weigern, ich kenne den Krieg. Selbstverständlich beuge ich mich nur der Gewalt, wenn sie auch in so liebenswürdiger Weise auftritt wie hier. Ich werde die Wagen

beladen lassen und das Schlachtvieh anweisen, hoffentlich," setzte er seufzend hinzu, „entschädigt uns die Regierung."

„Es freut mich, Herr, daß wir uns so leicht verständigen," sagte Hugo freundlich, „der Krieg ist ein rauhes Ding."

Die Tür öffnete sich und mit unhörbaren Schritten trat Bill ins Zimmer.

„Was wollt Ihr?" fragte ihn der Verwalter.

Der Indianer winkte ihm zu schweigen und sagte zu Hugo in englischer Sprache: „Will der Sonnenhäuptling mir folgen?"

Hugo sah den Alten, dessen dunkle Augen fortwährend an seinem Gesicht hingen, dann den Verwalter an und fragte diesen: „Was will der Mann von mir?"

„Es ist Bill, Herr, ein Delawarenindianer, und ein altes Faktotum des Hauses. Was wollt Ihr denn von dem Herrn, Bill?"

„Er mir folgen, ich ihm Spiegel zeigen." Damit schritt der Alte hinaus.

Hugo blickte verwundert über das seltsame Gebaren des Indianers den Verwalter von neuem fragend an.

„Er ist ein merkwürdiger, schweigsamer Kauz," sagte dieser, „aber er ist ein kluger Mann und tut nichts ohne Überlegung. Außerdem ist er ein Anhänger der königlichen Sache. Ich würde ihm folgen, Herr, denn so weit ich ihn kenne, muß er für seine Aufforderung gewichtige Gründe haben."

Hugo erhob sich hierauf und schritt zum Zimmer hinaus, vor dessen Tür ihn Bill erwartete.

Sobald dieser den Leutnant kommen sah, stieg er die Treppe hinan und Hugo wie der Verwalter folgten ihm; der Weg führte im ersten Stock einen Korridor entlang.

Bill öffnete dort eine Türe und forderte Hugo durch eine Handbewegung auf, das Zimmer zu betreten. Der Leutnant ging hinein, doch als Mister Sounderson ihm folgen wollte, wies der Indianer diesen zurück und schloß von innen die Türe.

Es war ein großes, reich ausgestattetes Gemach, in welchem Hugo sich befand, aber es machte den Eindruck des Öden, Verlassenen, denn Möbel, Bilder, Spiegel waren verhängt und eingehüllt. Der durch die Fenster dringende helle Sonnenschein, in dem Staubkörnchen tanzten, erhöhte nur das Gefühl des Einsamen und Vernachlässigten.

Der alte Mann schritt lautlos auf eines der an der Wand befestigten Bilder zu und befreite es von seiner Umhüllung.

Neugierig war Hugo seinem geheimnisvollen Tun gefolgt.

Der Indianer trat dann zurück und fragte, auf das Bild deutend: „Ihr ihm kennen?"

Hugo sah ein in Ölfarben ausgeführtes Kniestück in Lebensgröße vor sich, welches einen noch jungen Mann im Reitrocke vorstellte.

Ein eigenes Gefühl überkam ihn, als er in das Antlitz des dort abgebildeten Mannes schaute, dessen Augen auf ihn gerichtet Leben zu bekommen schienen. Das einsame verödete Gemach — der schweigsame Indianer — dieses Bild — diese Augen —? Wer ist es denn? Sah er sich, — ist es sein Spiegelbild?

Es war ganz still in dem kleinen Gemach.

Hugo wandte sich in einer Erregung, von der er sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte, zu dem Indianer, der ihn schweigend beobachtete.

„Wer ist das, Indianer?"

„Ihm nicht kennen?" klang des Delawaren tiefe Stimme.

„Das Bild sieht mir ähnlich, nicht wahr? Aber, wer ist es? Wen stellt es vor?"

Hugo fühlte, wie ihm das Herz einen Augenblick still stand.

Langsam sagte der Indianer: „Es nicht sprechen? Es stumm für jungen Krieger? Kommen mit — Stein sprechen besser."

Ohne eine Antwort abzuwarten schritt der Alte hinaus, und Reizenstein folgte ihm von einer Flut ahnungsvoller Gefühle durchstürmt.

Bill ging in die Felder hinaus dem kleinen Kirchhof zu, dessen Kreuze bei der kurzen Entfernung deutlich sichtbar waren.

Hugo schritt ihm nach.

Schweigend betraten sie bald den umfriedigten Ort des Todes.

Vor einem Grabe, welches ein Obelisk als Denkstein zierte, blieb der Indianer stehen, entfernte mit der Hand den Schnee, welcher die Vorderseite bedeckte, wies stumm auf die sich enthüllende Inschrift.

Mit einer Empfindung, welche alle Fibern seines Herzens erbeben machte, las Hugo in deutscher Sprache die Worte: „Hier ruht in Gott Kurt von Reizenstein" und darunter Jahreszahlen und die Worte: „Dem Gedächtnis des teuern Bruders."

Ein bebender, tief aus dem Herzen kommender Schrei entrang sich Hugos Brust: „Mein Vater!" und leiser wiederholte er: „Mein Vater!" und Tränen füllten ihm die Augen.

In ungewohnt weichem Tone fragte der Indianer: „Ihm spricht — nicht?"

„Ja, ja, Indianer — dieser Leichenstein spricht. Mein Vater, mein Vater! Wir suchten und suchten dich viele Jahre lang, suchten das Grab, das dich barg," — seine Augen hingen immer noch an der Inschrift, „und nun? Mann, Indianer, — hast du meinen Vater gekannt, wie starb er, wann, wo?"

„Zu viel fragen, ihm langsam sagen."

„Hast du ihn gekannt?"

„Er, mein Freund."

„Und mich — jetzt verstehe ich dich — das dort," er deutete nach dem Hause, „ist meines Vaters Bild? Du erkanntest mich an der Ähnlichkeit mit ihm?"

„Gerade so."

„Ich habe nie ein Abbild seiner Züge gesehen, — ein Schauer überlief mich, als ich das Auge auf mich gerichtet fühlte. Mein Vater!"

Er schwieg in tiefer Bewegung. Endlich fragte er: „Und meines Vaters Bruder, Friedrich von Reizenstein."

„Er, Redwood, nicht hier, — er mit Missus gehen, Philadelphia, — dort sein Haus," und er zeigte nach dem Herrenhause.

„Großer Gott, so führst du mich an das Grab des Vaters, an den Herd des Oheims —?" Er schwieg, in Rührung den kleinen Hügel betrachtend, der da barg, was an seinem Vater sterblich war.

„Wie starb mein Vater?"

Finster wurde des Indianers Stirne, als er entgegnete: „Er ermordet von dem stechenden Auge."

„Also ermordet? Armer Vater!"

„Redwood nicht glauben, er denken, Indianer ihn töten. Bill wissen besser — ‚stechendes Auge' — ihn von hinten erschlagen."

„Und du nanntest meinen Vater deinen Freund?"

„Er Freund. Bill damals Delawarenkrieger, er mit der offenen Hand fechten gegen Franzosen, er mit ihm jagen, in einem Wigwam schlafen."

Hugo reichte ihm die Rechte: „Sei mir willkommen, alter Mann, als Freund meines Vaters."

Bei all' den ihn so ergreifenden Vorgängen stieg jetzt quälend die Erinnerung auf, daß sein Onkel sich nie um ihn, die Waise seines Bruders, gekümmert habe.

Als ob der Indianer in seinem Herzen läse, sagte dieser: „Redwood ihm sehr lieben," seine Hand zeigte auf das Grab —, „er noch heute trauern."

„Das ist mehr als seltsam," murmelte Hugo.

Er wandte sich dann von dem Grabe und schritt dem Ausgange zu, der Indianer folgte ihm.

„Erzähle mir von meinem Vater, Delaware."

Der Indianer berichtete nun in der ihm eigenen Weise, wie einst sein Lebenspfad den des Vaters des neben ihm herschreitenden Jünglings gekreuzt hatte.

Er hatte zu einer Zeit, als die Delawaren ihre Wohnsitze noch auf dem linken Ufer des nach ihnen genannten Stromes behaupteten, einst Kurt von Reizenstein, der sich auf der Jagd verirrt hatte, halb verschmachtet im Walde getroffen, ihn sorgsam zu den Hütten seines Volkes geleitet und wochenlang gastfreundlich gepflegt.

Der so Gerettete, dessen Bruder Friedrich, sobald er von der Anwesenheit Kurts bei den Delawaren benachrichtigt war, sofort in deren Dörfern erschien, erwies sich so dankbar für die ihm geleisteten Dienste durch Geschenke, welche diesen Leuten die wertvollsten dünkten, daß sie ihm

bald den Namen „die offene Hand" seiner Freigiebigkeit wegen beilegten. Die Brüder jagten mit dem Stamm der Wolfsdelawaren, ja sie kämpften an ihrer Seite gegen die Franzosen und Irokesenstämme, und es hatte sich so nicht nur ein freundliches Verhältnis der Reizensteins zu dem Volke hergestellt, auch vorzugsweise zu dem Häuptling Mahanatha, dessen einfachen, redlichen Sinn, dessen Tapferkeit sie zu schätzen wußten, und der wiederum an ihnen, besonders an dem jüngeren, Kurt, großes Gefallen fand und ihm aufrichtig ergeben war.

Als die durch den Krieg dezimierten Wolfsdelawaren neue Wohnsitze in Pennsylvanien aufsuchten, blieb Mahanatha oder Redbill, wie ihn die Weißen nannten, bei den Brüdern.

In der Gesellschaft Kurts befand sich damals ein Mann, der auch aus Deutschland gekommen war und sich vornehnlich an den jüngeren Bruder freundschaftlich angeschlossen hatte. Der Indianer nannte ihn „das stechende Auge", seinen europäischen Namen wußte er nicht. Diese Bezeichnung ließ darauf schließen, daß die Meinung der Eingeborenen von dem Manne nicht die günstigste war.

Kurt von Reizenstein begab sich eines Tages in Begleitung desselben von Trenton aus auf den Weg nach Redwood, um dieses Gut anzukaufen, und führte eine größere Summe zur Anzahlung mit sich. Er kam nicht zurück, und am andern Tage fand man ihn tot am Ufer des Delaware.

„Er ermordet von ‚stechendem Auge'," fuhr der Indianer fort. „Ich Spuren untersuchen, sehen ihm alles. Offene Hand reiten vor, hinter ihm das ‚stechende Auge'. Der nehmen kleine Flinte, schießen ihn von hinten in Herz. Vater fallen von Pferd, ‚stechendes Auge' steigen ab, nehmen ihm Geld, gehen in Fluß, waten und schwimmen hinab, um die Spuren zu verbergen —."

„Und nie hat man von dem Mörder etwas gehört?"

„Er, Redwood, glauben, Indianer Vater erschlagen, weil Spuren von Oneidas in der Nähe dort finden, können nicht denken, daß guter Freund es tun —. Mörder hatte versucht, Skalp zu nehmen, sollte scheinen, roter Mann es gewesen. Nie roter Mann so ungeschickt Skalp nehmen. Redwood verfolgen Indianerspuren — aber Indianer nicht finden —, er weg —, ‚stechendes Auge' nicht finden —, er meinen, — sei ertrunken."

Während dieser langen Erzählung des Indianers, der Hugo mit tiefster Teilnahme lauschte, hatten sie das Herrenhaus erreicht, in dessen Nähe sie bereits das Resultat der eifrigen Arbeit der Schwarzen und Jäger in beladenen Wagen und zusammengetriebenem Vieh vorfanden.

Der Verwalter kam Hugo entgegen und machte ihm Mitteilung über den Inhalt der Wagen, erklärte sich auch bereit, den Transport selbst nach Trenton zu führen und an das Kommando abzuliefern.

Hugo schritt ins Haus hinein zu dem Zimmer, welches das Bild seines Vaters barg.

Lange stand er vor demselben und betrachtete es mit inniger Wehmut.

Dann suchte er den Verwalter auf, den er in einem der unteren Zimmer traf.

„Ich habe versäumt, Ihnen meinen Namen zu nennen, da ich glaubte, meine Eigenschaft als Offizier legitimiere mich hinlänglich —, ich heiße Hugo von Reizenstein."

„Reizenstein? Der Name des Herrn? Vielleicht sogar ein Verwandter desselben?" äußerte dieser voll Erstaunen.

„Ich bin der Sohn Kurts von Reizenstein, dessen Gebeine auf Ihrem kleinen Kirchhof ruhen."

„Der Neffe des Herrn? — Welche Überraschung."

„Der Indianer hat mich an der Ähnlichkeit mit meinem Vater erkannt."

„In der Tat," sagte Mister Sounderson, ihn forschend anblickend —, „Sie sehen dem Bilde oben auffallend ähnlich. Die Sorge und Unruhe, welche mir Ihr unerwartetes Erscheinen verursachten, muß mich verhindert haben, es früher zu bemerken. Es ist doch seltsam, daß ich, der ich schon so lange die Geschäfte des Herrn leite, nie von Ihnen, dem Sohne seines so sehr geliebten Bruders vernommen habe."

„Nicht minder seltsam erschien es uns in Europa, daß der Oheim ganz für uns verschollen war."

„Da liegt etwas zu Grunde, Herr, was ich nicht zu enträtseln vermag."

„Wo befindet sich mein Oheim jetzt?"

„Er ist gegenwärtig mit den Damen in Philadelphia. Master John dient in der Armee des Kongresses."

Einige weitere Fragen Hugos dienten dazu, den Verwalter zu veranlassen, ihn ausführlich über die Familie des Onkels und deren einzelne Glieder zu unterrichten.

„Ist es Ihnen möglich, meinem Onkel Mitteilungen zugehen zu lassen?"

„Möglich, ja, ob es gleich nicht leicht ist."

„So, bitte, schreiben Sie ihm, ich werde von Trenton aus versuchen, einen Brief an ihn gelangen zu lassen."

„Es soll morgen geschehen, Herr von Reizenstein."

„Nach allem, was ich hier erfahren, müssen in der Tat dem Verhalten des Onkels mir gegenüber besondere Mißverständnisse zu Grunde liegen. Wir hielten ihn schon lange für tot."

„So viel darf ich annehmen, daß er von Ihrer Existenz keine Kenntnis hat, denn wiederholt habe ich ihn äußern hören, daß ihn kein verwandtschaftliches Band an das Heimatland fessele."

„Unbegreiflich. — Doch ich darf nicht länger verweilen, will ich noch am Abend in Trenton sein; lassen Sie uns aufbrechen."

Sie gingen hinaus, fanden die Wagen zur Abfahrt bereit und die Mannschaft um sie versammelt. Auch Bill war da.

Hugo sagte zu ihm: „Ich hoffe, Freund meines Vaters, wir haben uns nicht zum letztenmal gesehen."

„Der Sohn von offene Hand wieder kommen, Redwood ihm holen —. Er große Freude, glauben ihn tot — alles tot, — und er leben wieder; Bruder wieder lebendig — ihm sehr lieben."

Hugo bestieg sein Pferd und ritt, begleitet von dem Verwalter, zu den harrenden Wagen. Dort stand Konski mit verbundenem Kopfe und auffallend bleichem Gesicht.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte wahrnehmen können, daß er mit ängstlicher Beflissenheit dem alten Indianer fortwährend den Rücken zukehrte.

„Was fehlt Ihm, Konski?" fragte der Leutnant, als er ihn so erblickte.

„Ich bin krank, Herr Leutnant, ich habe entsetzliche Schmerzen im Kopfe."

„So? Er sieht schlecht aus. Wenn Er Lust hat, kann Er sich auf einen der Wagen setzen."

Diese Erlaubnis benutzte der Jäger sofort, er erkletterte eines der Gefährte und hüllte dort das Gesicht tunlichst ein.

Hugo erteilte den Befehl zum Aufbruch, und die Wagen rollten, von den Dragonern und Jägern eskortiert, die Straße entlang.

Zurückgeblieben vor dem Tor waren die beiden Indianer.

„Papaganawe ihn, Sonnenhäuptling, lieben?" fragte Bill, dem Leutnant nachblickend.

„Ihn lieben."

„Gut. Er tapferer Krieger?"

„Er Feuerfresser."

„Gut, er wie Vater."

Hotspur verabschiedete sich ehrerbietig von seinem alten Stammesverwandten und eilte dem Zuge nach.

Nachdenklich ging der Indianer ins Haus hinein und suchte das Zimmer auf, wo das Porträt hing.

Er sah es eine Weile an und sagte leise: „Du wieder leben, offene Hand; es ist gut," und verhing es dann sorgsam.

Noch ehe die Dunkelheit ganz hereingebrochen war, schritt der alte Mann zwischen den Wirtschaftsgebäuden umher, um, wie es seine Gewohnheit war, nachzusehen, ob Ställe und Scheunen geschlossen seien.

Sein Auge fiel hierbei an einer Stelle, wo die Jäger die Wagen beladen hatten, auf eine in dem leichten Schnee völlig ausgeprägte Schuhsohle.

Der Indianer zuckte zusammen gleich einem Jagdhunde, wenn er die erste Witterung von seinem Wilde bekommt.

Starr sah er auf diesen Abdruck eines beschuhten menschlichen Fußes nieder.

Mit einer Schnelligkeit, welche Erstaunen erwecken mußte, sprang er nach seiner kleinen Hütte und kehrte rasch zurück, eine kleine Streitaxt in der Hand tragend, deren Stiel eine Anzahl eingeschnittener Kerben zeigte.

Bill kniete nieder und maß an solchen Kerben sorgfältig die Spur nach Länge und Breite.

Er erhob sich dann wieder, warf einen Blick aufwärts nach dem Himmel, an welchem sich die ersten Sterne zeigten: „Sendet der Gott der weißen Männer den Mörder zurück? Gut. Morgen ist ein Delawarenhäuptling auf seiner Spur."

Fünfzehntes Kapitel.

Noch am selben Abend teilte Hugo tief bewegt von den für sein Leben so schwer wiegenden Ereignissen des Tages seinem Freunde Schallern alles mit, was ihm widerfahren war.

Mit inniger Teilnahme vernahm dieser die halb wehmütig, halb freudig klingende Kunde.

„Nun, Hugo, wird sich auch bald erweisen, welche Ursachen dich deinem Oheim entfremdet haben. Du glücklicher Mensch, dem plötzlich Onkel, Vetter und wahrscheinlich auch ein paar anmutige Cousinen aus dem Boden wachsen."

„Geschehen noch Wunder auf Erden, Albrecht? Ich glaube, ja."

Bis spät in die Nacht saßen die Freunde, Erinnerungen, Pläne und Hoffnungen austauschend, bis endlich Hugo das Lager zu unruhigem Schlummer aufsuchte.

Kaum war der Tag angebrochen, als Bill raschen Schrittes die Penningtoner Straße herabkam und Trenton zueilte.

Er trug heute sein ledernes Jagdhemd und war mit Büchse und Streitaxt bewaffnet, seine Mütze zierte eine Adlerfeder.

Am Eingang des Städtchens traf er eine Wache, welche ein Offizier befehligte. Wohl bekannt mit der Art der weißen Krieger, meldete er sich bei diesem und fragte nach dem Mohawk Hotspur, der bei den Jägern weile. Der Offizier sprach genügend englisch, um den Indianer zu verstehen, und befahl einem Soldaten, Bill zu den Quartieren der Jäger zu führen, wo der Gesuchte bald gefunden ward.

„Was führt meinen Vater zu Hotspur?"

Bill löste schweigend seinen Tomahawk vom Gürtel und deutete auf einige darin eingeschnittene Kerben. „Mahanatha sucht eines Wolfes Spur seit vielen Jahren. Er sah sie abgedrückt im Schnee zu Redwood. Der Wolf ist unter den Grünröcken, kann der Mohawkhäuptling mir helfen, ihn zu finden?"

Hotspur betrachtete aufmerksam die Kerben und maß deren Entfernung mit den Fingern.

Ein leiser Ausruf des Erstaunens entfuhr ihm, er riß die kleine Streitaxt auch von seinem Gürtel und zeigte dem Alten dieselben Maße, welche auch er von einer Spur auf deren Stiel durch Einschnitte übertragen hatte.

„Ist das stechende Auge hier?" fragte der Delaware mit Unheil kündendem Blick.

„Ja, mein Vater!"

„Du wirst ihn mir zeigen."

„Ja, mein Vater, komm'."

Die beiden Indianer schritten die Straße entlang, und Bill erklärte kurz dem aufhorchenden Mohawk, welche Ursache ihn antrieb, den zu verfolgen, dessen Fußmaß beide abgenommen hatten.

Vor den Häusern, in welchen die Jäger einquartiert lagen, herrschte einige Aufregung.

Ewald stand dort, von mehreren seiner Leute umgeben und rasche Fragen an diese richtend.

„Hotspur," rief er diesem entgegen, „du kommst zur rechten Zeit, Konski ist über Nacht desertiert, du mußt dich auf die Suche machen."

Die Indianer wechselten einen raschen Blick.

„Suchen ihm!" sagte Bill.

Hotspur erklärte seine Bereitwilligkeit, dem Entflohenen nachzuspüren.

„Sollen dich einige Jäger begleiten?"

„Hotspur geht allein mit Mahanatha — großer Delawarenkrieger, ihm Spur besser finden — Jäger kommen hinterdrein."

„Wer ist der Alte?"

„Er Freund von Leutnant, — auf Redwood wohnen."

„Ah so," sagte Ewald, Bill mit Interesse betrachtend, „er ist es, der Reizenstein an der Ähnlichkeit mit seinem Vater erkannt hat?" Hugo hatte dem teilnehmenden Mann vor kurzem Mitteilung von den Ereignissen des gestrigen Tages gemacht. „Wenn er sich dir anschließen will, desto besser. Vorwärts Leute, jagt den Schurken, über den Delaware kann er nicht entwischen, das Eis ist zu schwach."

Die Indianer wechselten einige Worte in ihrer Sprache und schritten dann, gefolgt von einem Pikett Jäger, rasch zur Stadt hinaus.

Einige hundert Schritte legten sie auf der Landstraße zurück, dann machten sie den Jägern deutlich, sie sollten dort warten, trennten sich, und jeder begann durch den frischen, unberührten Schnee einen Halbkreis in entgegengesetzter Richtung um die Stadt zu beschreiben, der sie am andern Ende wieder zusammenführen mußte.

Rasch verfolgten die beiden roten Krieger ihren Weg, mit scharfem Auge nach den im Schnee leicht erkennbaren Spuren ausschauend.

Ein gellender Ruf Hotspurs rief den Delawaren bald zu ihm zurück; er zeigte ihm die Spur, welche von den die Stadt umgebenden Gärten herführte. Bill betrachtete sie aufmerksam und nickte dann.

Hotspur winkte den Jägern, diese kamen rasch heran und folgten den Indianern, welche zur Seite der weithin erkennbaren Spuren weiterschritten.

Der Entflohene hatte, selbst als er die viel begangene Landstraße kreuzte, gar keinen Versuch gemacht, seine Fußtritte zu verbergen, sie führten direkt über die Straße hinüber in den Wald, durch diesen an das Ufer des Stromes und von da auf das Eis hinab.

Sein Leben hatte der Verfolgte auf das Spiel gesetzt, um über den Fluß zu entkommen, denn das junge Eis war kaum stark genug, einen Mann zu tragen, war auch unter dem Fuße des Flüchtlings, wie man wahrnehmen konnte, wiederholt eingebrochen. Dennoch hatte er das jenseitige Ufer glücklich erreicht, die scharfen Augen der Indianer vermochten der Spur über den breiten Strom zu folgen und erkannten sie noch am jenseitigen Ufer.

Konski war entkommen.

Bill zeigte auf die Spur, welche den ganzen Weg her lange hastige Schritte aufwies und sagte zu dem jüngeren Indianer: „Sieh, — er ist in Todesfurcht entflohen, er hat mich in Redwood gesehen — und fürchtet Mahanathas Streitaxt. Was denkt Hotspur zu tun?"

„Das stechende Auge ist zu den Staatenmännern gegangen, dort drüben ist der Feind."

„Ich weiß es. Sobald es dunkel ist, wird Mahanatha über den Fluß gehen."

„Wird mein Vater sich dem schwachen Eise anvertrauen?"

„Er wird in einem Schlittenboot hinüberfahren, er weiß, wo es versteckt ist."

„Hotspur wird an seiner Seite sein."

„Gut."

Da der Deserteur wunderbarer Weise über das Eis entkommen war, und eine Verfolgung am hellen Tage um so untunlicher erschien, als der Feind, wie nicht zu zweifeln, am jenseitigen Ufer seine Wachen ausgestellt hatte, so kehrten die Verfolger zurück, um dem Hauptmann von ihrem Mißerfolge Kunde zu geben.

„Daß der Schuft durchbrennen würde, sobald er nur konnte, wußte ich ja," sagte Ewald nach erhaltener Mitteilung, „daß er aber den Weg über das unsichere Eis zu nehmen wagte, muß eine besondere Ursache haben, das wagt nur ein von Todesangst Gehetzter. Wird er erwischt, ist ihm die Kugel gewiß."

Die Indianer suchten dann Reizenstein auf, der Bill freundlich empfing.

„Was führt dich zu mir, Alter?"

„Ihm sagen, der Panther war in der Nähe des Hirsches."

„Was meinst du mit diesem Bilde?"

„Bill sah den Sohn der ‚offenen Hand', und sein Herz und sein Auge füllten Freude, er übersah die Spur des ‚stechenden Auges'."

„Was? Was sagst du?" fragte Hugo unruhig, da er die bilderreiche Redeweise des Indianers nicht verstand.

„Bill kennt die Spur des Mörders seit zwanzig Sommern —, er erblickte sie gestern wieder."

„Wie, die Spur des Mörders meines Vaters?"

„Bill täuscht sich nie, er war unter den Kriegern, die dich begleiteten."

„Wer? Wer?"

„Konski!" sagte Hotspur.

Hugo sprang vom Stuhle empor: „Konski?!"

Der Alte erzählte, wie er die Spur am verflossenen Abend zufällig entdeckt, und daß sie durch ihre eigenartige Form unverkennbar sei.

„Daher mein tiefer Widerwille gegen diesen unheimlichen Menschen! Daher seine geheime Scheu vor mir, dem Sohne seines Opfers! Daher auch sein sonderbares Benehmen gestern auf Redwood! Bill, Bill, bist du deiner Sache gewiß?"

„Er ihm ganz gewiß, er erkennen des Mörders Spur in hundert Sommern."

Er schilderte dann die Persönlichkeit des „stechenden Auges", seiner Überzeugung nach des Mörders Kurts von Reizenstein, wie sie seit zwanzig Jahren in seinem Gedächtnis lebte: das dunkle Haar, die bleichgelbe Gesichtsfarbe, das unheimliche schwarze Auge, welches den Namen veranlaßt hatte, die Narbe an der rechten Hand.

„Er, Konski!" sagte Hotspur nachdrücklich.

„Ja, es ist Konski. Darum ist er auch entflohen, er fühlte, daß Rachegeister die Stätte umschweben, wo ein teures Leben von Mörderhand genommen worden ist. Welch' ein Zusammentreffen! Die Gerechtigkeit über den Sternen führt den Mörder zurück zum Grabe seines Opfers, damit die Schuld gesühnt werde."

Bill teilte ihm die vergebliche Verfolgung des Entflohenen mit, und daß er mit tödlicher Gefahr den Strom überschritten habe.

„Die Furien jagen ihn. Seid geduldig, Freunde, — er entgeht der Strafe nicht."

Der Delaware gab dann seine Absicht kund, dem Flüchtling in der Nacht nachzusetzen.

„Es wird vergeblich sein," sagte der Leutnaut, „er sucht Schutz bei den amerikanischen Truppen, welche jeden Überläufer, besonders von den Hessen, willkommen heißen. Du setzest dich als Delaware der Gefahr aus, gefangen, vielleicht als Spion erschossen zu werden."

„Der Jägerhäuptling ist weise, — gut. Mahanatha hat zwanzig

Sommer auf den Mörder gewartet, — er kann noch länger warten bis er seinen Skalp nimmt."

Die Indianer verließen den durch die Entdeckung des Mörders seines Vaters in der Person Konskis von neuem tief erregten Leutnant.

„Konski," murmelte er, „‚das stechende Auge', ja wahrlich, der Kerl hat ein unheimliches Auge —. In der Person des Begleiters meines Vaters irrt sich der Alte nicht, er beschreibt ihn nach langen Jahren zu genau. — Jetzt weiß ich auch, warum der Schurke auf dem Marsche nach Bremen desertierte, — er wollte nicht zurück nach Amerika. Und der Mörder so lange in meiner Nähe?"

Er suchte seinen Freund Albrecht auf, der nicht wenig über die so bestimmte Aussage der Indianer erstaunte. Auch Ewald teilte er mit, in welchem Verdacht der alte Indianer Konski hatte.

„Dann hat der Zeugfeldwebel doch Recht, daß der Kerl schon einmal in Kassel war," sagte Ewald. „Ein Glück für Sie, Reizenstein, daß ich den Halunken nicht mit ins Gefecht genommen habe, seine Kugel hätte Ihnen, um einen Bluträcher aus der Welt zu schaffen, ein schnelles Ende bereiten können. Fällt er wieder in unsere Hände, soll er den nächsten Baumast zieren."

Die beiden Indianer waren, trotz der Aussichtslosigkeit einer Verfolgung, in der Nacht in einem Schlittenboot, d. i. einem leichten Kanoe, welches auf Schlittenkufen befestigt war, über den Strom gesetzt, hatten Konskis Spur eine große Strecke verfolgt und festgestellt, daß er in einem mit amerikanischen Truppen besetzten Dorfe Zuflucht gesucht hatte. In welcher Stärke dort der Feind stand, hatten sie, obgleich sie bis ins Dorf selbst geschlichen waren, nicht zu ermitteln vermocht, nach Hotspurs Ansicht durften zwei bis drei Kompagnien dort liegen.

Für die hessischen Offiziere war es immerhin wertvoll, zu wissen, daß der Feind in solcher Nähe stand, obgleich der Zustand des breiten Flusses einen Übergang von einer nach der andern Seite wenigstens sehr schwierig machte.

Rall gab auf die von den Indianern gebrachte Nachricht gar nichts.

Nach wenigen Tagen machten sich den Hessen einzelne Streifscharen der Amerikaner bemerklich, welche, auf dem linken Ufer operierend, ohne einen offenen Angriff zu wagen, doch durch Hemmung des dienstlichen Verkehrs mit Burlington und Princetown, den nächstgelegenen Garnisonen, wie durch Belästigungen von Abteilungen, welche zum Fouragieren ausgesandt waren, sehr störend wirkten. Vom rechten Ufer, wo Washington stand, waren keine zuverlässigen Nachrichten zu erlangen, obgleich Hotspur wiederholt in der Nacht über den Strom gegangen war. Auffällig wurde in Trenton der Kundschafterdienst vernachlässigt, und es war Ewald, welcher den Indianer zu seinen nächtlichen Streifereien veranlaßt hatte. Dabei lag Trenton so hart am Ufer des Flusses, daß es von der andern Seite durch feindliche Kanonen leicht beschossen werden konnte.

Seitdem die Hessen in Trenton lagerten, war mit Oberst Rall, dem sonst so energischen Soldaten, eine Umwandlung vorgegangen, welche die älteren Offiziere mit Besorgnis zu erfüllen begann.

Man wußte sehr gut im Kreise der Stabsoffiziere, daß man es mit einem Feinde zu tun hatte, der, wenn er auch zunächst in offener Feldschlacht den wohlgeschulten Truppen der Engländer und Hessen nicht gewachsen war, sich sehr zu Ueberfällen eignete, da denn die Amerikaner vorzugsweise glücklich den Waldkrieg führten, wie es der Bodenbeschaffenheit auch angemessen war.

Der kleinen Truppenmacht der Hessen, welche wenig über fünfzehnhundert Mann betrug, war um so größere Vorsicht geboten, als man in Washington mit einem ebenso geschickten, als zähen und auch, wenn die Umstände es gestatteten, kühnen Gegner rechnen mußte, der über die Lage und die Vorgänge in Trenton wie in Burlington und Princetown unzweifelhaft gut unterrichtet war.

Auch hatten die Amerikaner, wenn sie in der ihnen zusagenden Weise fochten, schon oft eine verzweifelte Tapferkeit gezeigt.

Im Falle eines übermächtigen Angriffs, und wenn ein solcher erfolgte, wurde er selbstverständlich mit starker Macht ausgeführt, blieb den exponierten Hessen nichts übrig als sich auf Donop nach Burlington zurückzuziehen, da in einem solchen Falle Hilfe von dort oder Princetown nicht zu erwarten war.

Auch demonstrierten die wachsamen Amerikaner sowohl gegen Burlington wie Princetown, die gleichfalls der Gefahr eines Angriffs ausgesetzt waren, wenn auch nicht in dem Grade wie Trenton.

Dem am Delaware kommandierenden Offiziere war demnach höchste Vorsicht geboten.

Statt diese zu üben, vernachlässigte Rall auch die einfachsten Sicherheitsmaßregeln.

Es waren weder genügend Posten ausgestellt, noch wurden Patrouillen in hinreichender Zahl und oft genug ausgeschickt.

Der von seinen Siegen berauschte Oberst, der zum erstenmale ein ganz selbständiges Kommando führte, gab Diner auf Diner, ließ den Champagner in Strömen fließen, hielt unnütze Wachtparaden ab und inspizierte daneben kaum die Feldwachen.

Rall verachtete den Feind so vollständig, daß er jede Vorsichtsmaßregeln für überflüssig erklärte, die Geschütze hatte er als kriegerische Dekoration vor seinem Hause stehen.

Der Truppen bemächtigte sich infolge der mangelhaft gehandhabten Disziplin eine Lässigkeit, welche sie sich früher nie hatten zu Schulden kommen lassen.

Was noch bedrohlicher erschien, war, daß wiederholt amerikanische Truppen unterhalb Trenton den Delaware überschritten hatten, welche frei-

lich, sobald sie sich gezeigt, bald wieder, ohne sich in ein Gefecht einzulassen, über den Fluß zurückgegangen waren.

Rall lebte, trotz solch bedenklicher Anzeichen, in wildem Brause fort. Von verschiedenen Seiten hatte man ihn ernstlich gewarnt, auf seiner Hut zu sein, da die Amerikaner augenscheinlich einen Angriff auf Trenton planten.

Lachend hatte er entgegnet: „Laßt sie doch nur kommen, weiter wünsche ich ja nichts, ich jage sie dann mit dem Bajonett in den Delaware."

Die Besorgnisse der Offiziere stiegen immer höher, je mehr die Gefahr drohte, ob es gleich zweifelhaft sein konnte, wohin Washington den Stoß richten würde.

Der erfahrene und vorsichtige Major von Dechow, schlug dem Oberst vor, am Nordende der Stadt Schanzen zu errichten, um einem ersten Anprall widerstehen zu können. Rall entgegnete: „Schanzen? Unsinn. Das Bajonett, lieber Major," und verweigerte die Errichtung von Verteidigungswerken.

Von Norden her vermutete Rall überhaupt keine Gefahr und wiegte sich in eine Sicherheit ein, die immer gefahrdrohender wurde.

„Dies Lumpengesindel jage ich mit einer Korporalschaft durch ganz Amerika," setzte er hinzu.

Die übrigen Offiziere wiederholten ihre ernsten Vorstellungen, die aber um so weniger Wirkung machten, als Rall von der Bedeutung seiner Person und dem Schrecken, welche seine bisherigen, ja unvergleichlich tapferen Taten dem Feinde eingeflößt hatten, eine übertrieben gute Meinung hatte.

Dennoch erzwangen die Offiziere durch ihre energischen Vorstellungen eine starke Rekognoszierung nach Norden über die Penningtoner Höhe nach Barings Ferry hin, ohne übrigens etwas vom Feind zu gewahren, was Rall natürlich in seiner vorgefaßten Meinung nur bestärkte.

Ein tollkühner Krieger, wie er war, hielt er die Besorgnisse der Offiziere für übertrieben und ersehnte einen feindlichen Angriff mehr, als er ihn fürchtete, auch erwartete er einen solchen, wenn er überhaupt stattfinden sollte, nur von Süden her, und war so sehr davon überzeugt, daß er nur von dortaus unternommen werden könne, daß er das Wachtdetachement vom Nordende der Stadt nach deren südlichem Teil verlegte.

Ewald und Reizenstein teilten wie alle Offiziere die Sorge, unversehens mit Uebermacht angegriffen zu werden, und bemühten sich, so weit sie konnten, Wachsamkeit zu üben, wobei besonders Hotspur und Hans gute Dienste leisteten.

So war Weihnachten heran gekommen, und die Soldaten hatten das schönste der Feste nach der Weise der fernen Heimat am Ufer des Delaware gefeiert.

Der erste Weihnachtstag war trübe und unfreundlich, der Himmel dicht mit Wolken verhängt, und Schnee und Regen troffen gemischt her-

nieder; der Delaware hatte seine Eisdecke gebrochen, und dicht trieben die Schollen dem Meere zu.

Bei Rall fand am Abend ein großes Gastmahl statt, das Haus, welches er bewohnte, strahlte in Licht, und Wein und Champagner flossen reichlich an der gastfreien Tafel, Musik ertönte aus seinem Innern, von Zeit zu Zeit durch donnernde Vivats unterbrochen.

In dem kleinen Parterrestübchen eines Hauses, in welchem Jäger im Quartier lagen, saßen die beiden Rübenkönigs mit Bickel und noch einigen anderen Kameraden friedlich beisammen, um Weihnachten zu feiern, am heiligen Abend hatte sie der Dienst auf Vorposten gestellt, und sie holten heute nach, was gestern versäumt werden mußte.

Die Soldaten plauderten und rauchten, während Frau Heisterhagen beschäftigt war, eine junge Tanne zum Weihnachtsbaum zu schmücken.

Die Frau hatte, seitdem sie das Grab ihres Mannes verlassen, ruhig wie vorher gearbeitet, doch kam selten ein Wort über ihre Lippen, alle gutgemeinten Versuche, sie zu trösten, hatte sie mit den Worten abgewiesen: „Laßt's gut sein, ich tue, was meine Pflicht ist, wie er es getan hat, bis ich auch abmarschiere."

So ließ man sie still durchs wilde Kriegsleben gehen.

Hans war ein tüchtiger und energischer Oberjäger geworden und hatte die Erwartungen seiner Vorgesetzten durchaus gerechtfertigt. Er war unermüdlich im Dienst und suchte sich stets die gefährlichsten Posten aus.

Nachdenklich sah er heute vor sich hin und sagte endlich: „Ob unsere alte Mutter wohl auch beim Christbaum sitzt, Heinrich?"

„Hoffentlich, wenn nicht daheim, doch bei Freunden."

„Denken muß sie wohl jetzt hierher, in verflossener Nacht träumte ich von ihr und sah sie deutlich in ihrem Stübchen am Ofen sitzen, und sie sah so traurig aus, daß mir im Schlafe die Augen naß wurden."

„An den Weihnachtstagen wird sie uns gewiß erst recht vermissen, Hans, und denken wird sie unserer wohl täglich."

„Ja, sie wird unserer immer gedenken, so lange sie denken kann," sagte Hans.

Dann fuhr er nach einer Weile fort: „Ob man in späteren Zeiten wohl auch noch an uns denken und von dem erzählen wird, was wir hier drüben tun?"

„Mein Junge, die Kriegsgeschichte erzählt von Generalen und Offizieren, allenfalls von Regimentern, aber nichts von Unteroffizieren und Gemeinen."

„Ich möchte wohl, daß sie von mir, auch wenn ich schon lange tot bin, noch im Hessenlande sagten: Der Hans Rübenkönig war ein braver Kerl!"

„Ja, es ist etwas Schönes um den Nachruhm," ließ sich Bickel vernehmen, „aber über uns, Hans, geht die Weltgeschichte weg, wir werden in ihren Blättern nicht verzeichnet. Wir tun unsere Pflicht als redliche

Soldaten, und damit ist's zu Ende. Höchstens sagt man einmal später: Die Hessischen Jäger haben sich in Amerika gut geschlagen."

„Am meisten," sagte Hans, „hat mir in der Schule einmal gefallen, als uns der alte Kantor von einem Schweizer Arnold Winkelried erzählte, der sich in die Lanzen der Feinde stürzte, um seine Leute zu erretten. Das soll schon fünfhundert Jahre her sein, und man spricht noch immer davon, und er war doch auch nur ein einfacher Mann."

„Ja," erwiderte Bickel, „das war gewiß groß, ich kenne die Geschichte auch, aber Arnolds von Winkelrieds gibts nicht viele auf der Welt. Ihm haben die Schweizer den Nachruhm bewahrt, wenn unser einer dasselbe täte, man würde kaum davon reden."

„Das ist eigentlich recht traurig," meinte Hans, „tapfere Taten, auch des gemeinen Mannes, sollten auf die Nachwelt kommen."

„Ja, sie sollten — aber — sie werden vergessen, höchstens erzählen sich die alten Soldaten noch eine Zeitlang an den Wachtfeuern davon, bis auch sie endlich davon schweigen."

Frau Heisterhagen hatte still den Baum geputzt und die kleinen Lichtchen, welche von den Jägern selbst aus Wachs gefertigt waren, angezündet, der kleine Weihnachtsbaum strahlte hell in die Winternacht hinaus.

„Spricht man noch vom Sergeanten Heisterhagen im Grenadierregiment Rall?" fragte sie jetzt.

„Ja, Mutter," erwiderte ihr Hans, „wir sprechen noch oft von ihm."

„Er war der beste Sergeant und der tapferste Soldat im Heere, ich dachte, er wäre schon vergessen."

„Nein, Frau Heisterhagen, man denkt des alten tapferen Kameraden noch oft und mit Achtung, er wird so bald nicht vergessen werden," antwortete Bickel.

Die Frau nickte still vor sich hin und wandte sich dann wieder zu ihrem Baum.

In kurzem Schweigen ließ man die angeregten Empfindungen ausklingen, dann aber sagte der Oberjäger, als der Baum lustig im Kerzenschein strahlte, lebhaft: „Nun Kinder, wollen wir lustig deutschen Weihnachtsabend feiern, und unserer Lieben in der Heimat gedenken, ist der Grog fertig, Mutter?"

„Ja, Herr Oberjäger."

Die Tür öffnete sich, und rasch trat Hotspur schneebedeckt ein. Kurz sagte er, die Augen erstaunt auf den brennenden Weihnachtsbaum richtend: „Der Feind!"

Rasch sprangen die Kriegsleute empor.

„Wo?"

„Im Norden!"

Draußen ertönte schon das Signalhorn der Jäger, erklangen die Alarmtrommeln der Regimenter.

Heinrich Rübenkönig eilte davon, die Jäger ergriffen ihre Waffen und liefen zu ihrem Sammelplatz, wo sie Ewald, Reizenstein und ihre anderen Offiziere schon vorfanden.

Im Laufschritt gings nach den Penningtoner Höhen, woher schon Gewehrfeuer tönte.

Die ganze Garnison war ins Gewehr getreten, aber Oberst Rall erschien nicht, er blieb bei Tafel und erwartete gelassen weitere Meldungen.

Die Jäger warfen sich, vor dem Tore angekommen, sofort ins Gefecht, und bald knallten ihre Büchsen.

Die Dunkelheit verhinderte, die Stärke des Feindes zu schätzen, doch mußte er, seinem lebhaften Feuer nach zu schließen, ziemlich zahlreich sein.

Sechs der Jäger fielen unter seinen Schüssen.

Einige Kompagnien vom Regiment Knyphausen rückten heran, und das Gefecht, welches anfänglich die Jäger zwang, langsam zurück zu gehen, kam zum Stehen. Unter dem durch die Füsiliere verstärkten Feuer gingen die Amerikaner plötzlich zurück und verschwanden im Dunkel, ebenso rasch wie sie aufgetaucht waren. Der unvermutete Angriff war abgewiesen, das Gefecht vorüber.

An Verfolgen war nicht zu denken.

Als man Rall, der an seiner wohlbesetzten Tafel inmitten der Honoratioren Trentons ruhig weiter geschmaust hatte, Meldung erstattete, sagte er lachend: „Nun, da habt ihr euren berühmten Angriff von Norden her! Ich sage ja, sie laufen davon, wenn sie den Knall eines hessischen Gewehrs hören. Glaubt ihr denn, Herr Washington würde sich über den eistreibenden Delaware wagen? Unsinn! Nun werden sie uns wohl ruhig zu Abend essen lassen!"

Auf weitere Vorstellung genehmigte er, daß die halbe Kompagnie Jäger unter Reizenstein im Norden zur Verstärkung des Wachtpiketts die Nacht über verweile.

Die alarmierten Truppen kehrten wieder in ihre Quartiere zurück, und beim Oberst nahm das fröhliche Gelage seinen Fortgang.

Reizenstein, Bickel und Hans mit ihren Jägern verblieben auf den Penningtoner Höhen und schützten sich vor den Unbilden des Wetters in einem alten Holzschuppen.

Langsam verging die rauhe Nacht.

Der Sturm umbrauste heulend den Zufluchtsort der Jäger und trieb unaufhörlich feuchten Schnee, untermischt mit Regen, gegen die undichten Wände.

Es durfte kein Feuer angezündet werden, um nicht die Aufmerksamkeit des vielleicht nicht weit entfernten Feindes zu erregen.

Fröstelnd saßen und lagen die Männer in dem Schuppen, nur von Zeit zu Zeit ließ Reizenstein die ausgestellten Posten durch andere ablösen.

Endlos schien die stürmische Nacht, und düster stieg endlich der Morgen des zweiten Weihnachtstages herauf.

Hotspur war nach dem Flusse hinunter gegangen, um sich von dessen Zustand zu überzeugen.

Kaum war der Tag angebrochen und die nächste Umgebung zu erkennen, als Hugo die Jäger antreten ließ.

Da im Laufe der Nacht keine Beunruhigung eingetreten war, und der stark strömende und Eis treibende Fluß einen Uebergang wohl nicht gestattete, hielt auch er wie alle übrigen den gestrigen so rasch abgeschlagenen Angriff für das übermütige Manöver einer Streifschar, welcher Dunkelheit und das grausige Wetter gestatteten, ungesehen heranzukommen, einen kecken Vorstoß zu wagen und sich hiernach ungefährdet zurückzuziehen.

Seine Ordre lautete dahin, mit Tagesanbruch nach der Stadt zurückzukehren.

„Ehe wir davon ziehen," sagte er zu Bickel, „will ich doch, um nichts zu versäumen, die nächste Umgebung etwas absuchen zu lassen," und er deutete auf den Waldsaum, der sich, kaum zweihundert Schritt von ihnen entfernt, durch den fallenden Schnee nur schattenhaft wahrzunehmen, hinzog. Dann befahl er: „Oberjäger Rübenkönig, streife er mit seiner Korporalschaft durch den Wald dort und sehe Er sich nach dem Feinde um."

Flink schulterte Hans die Büchse und, gefolgt von seinen Jägern, ging er vor, bald im Schneegestöber den Augen der Nachschauenden entschwindend.

Hans hatte seine Jäger über das Feld ausgebreitet, und ging selbst in der Mitte der Kette.

Der Sturm umsauste sie und jagte ihnen den nassen Schnee in Gesicht und Augen.

Mit elastischen Schritten eilte der Jüngling ohne Furcht vor Gefahr auf den Wald zu und war bald den anderen, welche teilweise in tiefen Schnee geraten waren, ziemlich weit voraus.

Der Sturm hatte ihm das Zopfband gelöst, und das lange, nasse Haar umflatterte das frische hübsche Antlitz.

Hotspur traf, vom Delaware kommend, bei den Jägern wieder ein, dieser trieb nach wie vor starke Eismassen.

Kaum erfuhr er, wo Hans sei, als er nacheilte.

Kecken, sorglosen Schrittes war dieser unter die dicht mit Schnee bedeckten und behangenen Bäume getreten. Kaum zehn Schritte hatte er zurückgelegt, als plötzlich Männer hinter diesen hervorsprangen, und kräftige Fäuste den gänzlich Ueberraschten faßten. „Einen Laut nur, und du bist des Todes!" rief eine drohende Stimme.

Vor Hans stand Konski mit gezücktem Messer, aus bleichem Antlitz blitzten ihn die dunklen Augen mit wildem, tötlichem Hasse an.

Einen Augenblick zögerte Hans, der Tod stand vor ihm, und wie ein rasch vorüberziehender Blitz, „der nicht mehr ist, noch ehe man sagen kann, es blitzt," ein weites Feld aus tiefem Dunkel reißt, so zog in diesem einen Augenblick Vergangenheit an ihm vorüber. Er sah die alte Mutter in ihrem Stübchen

sitzen mit dem bleichen, traurigen Antlitz, sah die Spielplätze seiner Jugend — dann dachte er der bedrohten Kameraden, des Schicksals der Truppen, der alten glorreichen Hessenfahnen, der Ehre der Armee, sah Arnold von Winkelried in die Speere stürzen, und — „Der Feind!" schrie er mit einer Stimme, welche weit, weit durch Schnee und Sturm hinausdrang.

Mit wilder Kraft stieß ihm Konski das Messer ins Herz, und mit gellendem Todesschrei sank Hans darnieder.

„Armes Mutterchen, — Hessenland – ," flüsterten die ersterbenden Lippen, und Todesschatten umfingen ihn.

So starb Hans Rübenkönig, kaum zwanzig Jahre alt, den Heldentod des opfermutigen Kriegers.

Sein heller Warnungsruf, sein letzter wilder Schrei war bis zu Reizenstein gedrungen.

Die Jäger vor dem Walde feuerten die Büchsen ab und sprangen zurück.

Hotspur aber, dessen Ohr gleichfalls die Stimme des Jünglings vernommen, stürzte mit dem Schrei eines wilden Tieres in plötzlich ausbrechender indianischer Wut auf den Wald zu.

Aus diesem drangen in weiter Ausdehnung dichte Massen amerikanischer Scharfschützen, sie feuerten, und Hotspur stürzte getroffen aufs Angesicht nieder.

Fechtend zog sich Reizenstein mit seinen Jägern zurück, die Feldwache schloß sich ihm an.

Von Süden her ließ sich Geschützdonner vernehmen — Signalhörner und Trommeln erklangen in der Stadt.

Im Laufschritt kam Ewald mit den andern Jägern heran, vereinigte sich mit den Kameraden und übernahm das Kommando.

Kaum überflog sein Auge das Schlachtfeld und sah, wie Bataillon auf Bataillon unter den Bäumen hervordrang und sich ordnete, als er traurig sagte: „Das ist das Ende, Reizenstein."

Ein Adjutant sprengte auf sie zu.

„Melden Sie dem Oberst," rief ihm Ewald entgegen, „daß der Feind in einer Stärke von zwei- bis dreitausend Mann hier angreift."

Der Adjutant jagte davon.

Einige Kompagnien von Rall erschienen und warfen sich tapfer ins Gefecht — aber sie mußten zurück, wuchtig griffen die Amerikaner an. Jetzt krachten auch vom Walde her Geschütze.

„Zurück zur Stadt!" kommandierte Ewald, „hier können wir uns nicht halten, wenn im Süden auch so energisch angegriffen wird, ist unsre einzige Rettung der Rückzug nach Maidenhead."

In der Stadt selbst wurden, während sich die wenig zahlreichen Vortruppen mit den Amerikanern schlugen, in großer Verwirrung die Bataillone formiert. — Rall schlief noch. —

Niemand führte den Oberbefehl, jeder der kommandierenden Offiziere hatte mit seinem Truppenteil vollauf zu tun. — Niemand wußte, wohin

sich bei dem doppelten Angriff zu wenden — es herrschte wilde Verwirrung — für einen Rückzug aus der Stadt waren keine Dispositionen getroffen worden.

Von beiden Seiten griffen die Amerikaner mit großem Ungestüm an.

Die hessischen Bataillone wehrten sich, aber ohne einheitliche Leitung.

Ihre geringe Artillerie ließ sich jetzt vernehmen, um bald vor dem Feuer der Amerikaner zu verstummen.

Die Truppen begannen zu weichen, dezimiert von den Kugeln der Riflemen.

Jede Hecke, jede Planke, jeder Baum spie Tod und Verderben aus.

Wiederholt setzen die tapferen Männer zum Bajonettangriff an, aber der zerstreut fechtende, überall gedeckte Feind war mit der furchtbaren Waffe nicht zu erreichen.

Tote und Sterbende deckten die Straßen. Schon waren die Amerikaner in der Stadt und feuerten aus den Fenstern.

Endlich, endlich erschien Rall, hochrot im Gesicht, zwischen den Truppen. Finster sahen ihn die Offiziere an, aber die Soldaten waren erfreut, den tapferen Führer zu erblicken.

Statt ruhig und besonnen einzugreifen, brachte er in seiner Aufregung noch größere Verwirrung in den Kampf.

Jede andere Truppe der Welt wäre bei dieser kopflosen Leitung, diesem übermächtigen Doppelangriff, bei dem die entsetzliche Verwirrung mehrenden Wetter in wilder Flucht davon gestürzt, diese Männer fochten, in Unordnung zwar, aber sie fochten, und fechtend gingen sie Schritt für Schritt zurück; ein großer Teil hatte nur die einzige Brücke über den Assapink, welcher die Stadt durchströmte, als Rückzugslinie nach Osten zu auf die Straße nach Maidenhead.

Die Offiziere fochten an der Seite ihrer Truppen wie die Löwen, vor allem Schallern, der sein Leben wie ein Tolldreister aufs Spiel setzte.

Die letzten, welche über die Brücke des Assapink gingen, waren die Jäger.

Oberstleutnant Scheffer rief Ewald noch zu: „Halten Sie die Brücke, Hauptmann!"

„So lange noch ein Jäger steht, halten wir die Brücke."

Dreimal stürmte ein Bataillon der Amerikaner heran, um den Uebergang zu erzwingen, und dreimal wiesen die Jäger den Angriff blutig ab.

Ewald und Reizenstein hatten selbst Büchsen ergriffen und feuerten.

„Wir sind umgangen!" rief da Bickel.

Ewald wandte sich, in seiner Flanke, diesseits des Assapink, drang ein Bataillon Feinde heran.

„Zurück in die Gärten, Leute!"

Die Jäger liefen zurück, um der Umklammerung zu entgehen, und warfen sich hinter die Hecken der Gärten. Hugo erhielt einen Schuß ins Bein und stürzte nieder, sprang aber rasch wieder auf, warf die Büchse

fort und zog den Degen — er war allein zurückgeblieben von den Jägern.

„Ergeben Sie sich!" rief ihm ein junger amerikanischer Offizier, der zu Pferde war, in deutscher Sprache zu.

„Nein," sagte Hugo, — mußte aber den schon gehobenen Degen sinken lassen, eine Schwäche überkam ihn, er fiel aufs Knie und reichte dem jungen Offizier als Zeichen der Ergebung seine Waffe. Dieser, vom Pferde springend, nahm sie und richtete Hugo auf.

Wenige Schritte hinter den Amerikanern tauchte das bleiche Gesicht Konskis auf.

„Mörder!" schrie Hugo, als er es erblickte, und griff wild um sich — da krachte des Buben Büchse, und in die Brust getroffen sank Hugo zusammen.

Wütend sah der junge amerikanische Offizier sich um, hinter ihm stand mit satanischem Lächeln Konski, die noch rauchende Büchse in der Hand.

„Elender Schurke!" schrie der Offizier und holte mit seinem Säbel aus, ihn niederzuhauen. Aber Konski, der wie die Amerikaner gekleidet war, verschwand rasch im Gedränge.

Das Gefecht hatte sich ganz nach Osten gezogen — Trenton war im Besitze der Staatentruppen.

Der amerikanische Offizier rief einige seiner Leute an und ließ den bewußtlosen Hugo ins nächste Haus tragen, ihn der Pflege der Hausbewohner empfehlend, warf sich dann wieder aufs Pferd und ritt seinen Truppen nach.

Draußen vor der Stadt hatten die hessischen Führer endlich ihre hinausgedrängten Bataillone geordnet, und man erwartete Befehl zum Rückzug auf Burlington, als Rall, der mit blutunterlaufenen Augen schwankend im Sattel saß — den Angriff auf die kaum verlassene Stadt befahl.

„Alle Grenadiers mir nach!" schrie der Oberst, und willig folgten ihm die tapferen Kerls.

Die Kartätschen sausten in ihre Reihen und streckten sie nieder.

„Avance! Avance!" ließ Rall seinen wohlbekannten Ruf vernehmen und drang wütend an der Spitze der Grenadiere vorwärts. Aus den Obstgärten erhielten sie mörderisches Feuer, und von zwei Kugeln getroffen stürzte Rall vom Pferde — da hielten auch die Grenadiere inne.

Plötzlich dröhnte Kanonendonner in ihrem Rücken, es war die Hauptmacht der Amerikaner, welche den Ort umgangen hatte, und nun unter Washingtons Führung ihnen die einzige Rückzugslinie versperrte.

Von allen Seiten drangen amerikanische Scharen in solcher Stärke heran, daß eine Fortsetzung des Kampfes Wahnsinn gewesen wäre.

Von der feindlichen Hauptmacht her nahte ein Offizier mit einer weißen Fahne.

General Washington ließ die Hessen auffordern, sich zu ergeben, da jeder Widerstand vergeblich und der militärischen Ehre genüge geschehen sei.

„Während hier über die Uebergabe verhandelt wurde, schlug sich Ewald auf dem linken Flügel mit seinen Jägern durch — durchwatete unter großer Gefahr einen Sumpf, gelangte in den Rücken des Feindes und erreichte noch am Abend mit dem Rest seiner Mannschaft Burlington, wo Donop stand.

Ihm folgten dreihundert Füsiliere vom Regiment Knyphausen.

Auf dem rechten Flügel stand eine isolierte Schar von dreißig Grenadieren unter Schallerns Kommando, in ihren Reihen Heinrich Rübenkönig.

Das Schweigen des Feuers im Zentrum sagte Schallern, daß alles verloren sei.

Ein Regiment amerikanischer Milizen, wohl fünfzehnhundert Mann stark, stand vor ihnen in einer schmalen Waldlichtung.

„Kerls," rief der erregte Schallern, dessen Augen in wildem Kampfesmut blitzten, „wollt ihr euch gefangen nehmen lassen, oder wollen wir uns durchschlagen?"

„Drauf, Leutnant," riefen die Grenadiere. „Wollen kein Quartier."

„Dann nehmt das Bajonett!"

In diesem Augenblick rief ein versprengter Jäger, der sich ihnen anschloß, dem Sergeanten zu: „Hans ist gefallen, Rübenkönig!"

Der riesenstarke Mann wurde bleich und ließ das Gewehr fallen.

Gleich hob er's aber wieder empor und rief, das Gesicht von Verzweiflung verzerrt, mit Donnerstimme: „Drauf! Drauf!"

„Fällt das Gewehr vorwärts! Drauf!"

Und diese dreißig hünenhaften deutschen Männer, geführt von dem kühnen Schallern, stürzten plötzlich mit aller Kraft in wilder, verzweifelter Wut auf das Regiment los.

Wie die Ahnen einst vor zweitausend Jahren in jähem Ansturm die ehernen Römerreihen brachen, so diese die dichtgescharten amerikanischen Milizen.

Einige Büchsen entluden sich dort, aber das lange Bajonett, mit Riesenkraft von den Grenadieren geführt, tat in dem Haufen entsetzliche Wirkung.

Wo die mit großer Schnelligkeit geführten blitzenden Stöße hintrafen, brachten sie den Tod.

„Drauf! Drauf!"

Heinrich Rübenkönig mit durch Schmerz und Zorn verzehnfachter Kraft häufte Leichen vor sich auf. Neben ihm der ebenso starke als gewandte Schallern.

Wehegeheul erhob sich, und zurück stürzten die vorderen Reihen auf die hinter ihnen stehenden, von denen keiner im Gedränge seine Büchse gebrauchen konnte.

Wo das bleiche Gesicht des mit so furchtbarer Wut fechtenden Grenadiers erschien, wich alles schreckensvoll aus.

Ein Knäuel von Lebenden und Toten ballte sich vorn — in wilder Panik flohen die rückwärtsstehenden Kompagnien, welche nur das Wehgeschrei hörten und die so gefürchteten Grenadiermützen wie die blinkenden

Bajonette sahen, davon, die andern folgten, den Weg mit Toten und Verwundeten bedeckt lassend, sie flohen, sie retteten sich rechts und links in den Wald.

So brachen dreißig hessische Grenadiere unter Schallern durch eine fünfzigfache Uebermacht und erkämpften sich die Freiheit.*)

Die übrigen Truppen hatten die Waffen vor Washington gestreckt.

Der amerikanische General ritt jetzt heran und fragte nach Rall.

Als man ihm sagte, der schwer Verwundete liege in einem der nahen Häuser, ließ er sich dorthin führen und sprach dem totwunden Mann das Bedauern über seinen Zustand aus.

„Ja, es geht zu Ende, General," stöhnte der Sterbende, — „hier liegt der „hessische Löwe" zu Tode getroffen — und — es ist gut so — eine solche Niederlage darf man nicht überleben. Behandeln Sie meine Leute menschlich, General, es sind gute Kerls."

„Ich weiß tapfere Feinde zu ehren, Herr Oberst."

Er richtete noch tröstende Worte an ihn und nahm dann Abschied, sandte auch sofort den ersten Arzt seines Heeres, um nach dem Verwundeten zu sehen.

Dieser erschien, konnte aber dem heldenhaften Mann nur sagen, daß er den Abend schwerlich erleben werde.

Rall vernahm die Kunde mit kalter Ruhe.

Vor dem Hause, wo der Oberst sterbend lag, erwartete den amerikanischen Stabsarzt der junge Offizier, welcher Hugo gefangen genommen hatte, und führte ihn zu diesem, der immer noch bewußtlos lag.

Der Arzt untersuchte die Wunden. Die Kugel Konskis war tief in die Brust gedrungen.

„Es ist möglich," sagte der Arzt, „daß er am Leben bleibt, wahrscheinlich ist es indessen nicht."

Er verband Hugo sorgfältig.

Am Abend starb Rall, der Held von Fort Washington, der Besiegte von Trenton, der trotz aller seiner Fehler seiner gewinnenden männlichen Eigenschaften und seines guten Herzens wegen von den Soldaten leidenschaftlich geliebt wurde.

So endete der furchtbare Tag von Trenton.

Tausend Hessen waren gefangen worden, die übrigen gefallen oder entflohen.

Dieser Tag war der Wendepunkt im amerikanischen Unabhängigkeitskampf, er war nach einer Reihe entmutigender Niederlagen der erste glänzende Sieg, noch dazu erfochten gegen die so gefürchteten Verbündeten König Georgs.

Wie ein Lauffeuer zog die Kunde von diesem Siege durch die vereinten

*) Siehe Kapps „Soldatenhandel im vorigen Jahrhundert".

Staaten, hob von neuem den Mut und das Vertrauen auf den endlichen Sieg der Sache des Volkes und führte dem Heere Washingtons zahlreiche und tapfere Scharen zu.

Die gefangenen hessischen Truppen baten, ihre Toten begraben zu dürfen, was gestattet wurde.

Noch am Abend hatte sich bei den Vorposten ein Grenadiersergeant als Gefangener gemeldet und angegeben, er sei zurückgekommen, um seinen Bruder zu suchen, der gefallen sei.

Der Heldentod des Jünglings Hans Rübenkönig war dem General gemeldet worden und hatte ihn tief gerührt, nicht minder die Rückkehr des Bruders des so ruhmvoll Gefallenen.

Er befahl, Hans ehrenvoll zu begraben. —

Durch die Straßen der Stadt schlich mit suchendem Auge der alte Bill, endlich fragte er einen Soldaten: „Wo finden Master Melville?"

„Ah, du meinst den Adjutanten, Rothaut? Der ging eben in das Haus da," und er deutete auf das Gebäude, in welchem Hugo lag.

Bill ging hinein und öffnete das Zimmer des Verwundeten.

Sein Blick fiel zuerst auf Hugos bleiches Gesicht, der mit geschlossenen Augen dort lag.

Der eiserne Indianer erschrak merklich.

„Nun, Bill," sagte John freundlich, „hast du mich gesucht?"

„Melville suchen, und ihm suchen."

„Wen?"

„Ihm," er deutete auf Hugo, — „Sohn von offene Hand."

Der junge Mann, welcher wußte, daß der Indianer mit diesem Ausdruck seinen verstorbenen Oheim bezeichnete, schaute erstaunt auf.

Der Indianer beugte sich über Hugo und lauschte auf seine Atemzüge.

„Er, sehr schlimm," sagte er dann leise.

„Wie nanntest du den jungen Offizier? Kanntest du ihn, daß du ihn suchtest?"

„Ihm kennen, er Sohn von offene Hand."

„Wie? Was sagst du? Meines Onkels Sohn?" rief John. „Und Herrgott, wo hatte ich meine Augen, es sind die Züge des Bildes in unserem Saal."

Er rief einen gefangenen Hessen herein nnd fragte ihn nach dem Namen des Verwundeten.

„Das ist Leutnant von Reizenstein, Herr, von den Jägern, ein tapferer Offizier," sagte der Soldat.

„Mein Vetter! Mein Vetter! Müssen wir dich so finden?"

„Ihr ihm kennen, Master John?"

„Ja, Bill, du hast recht, du hast recht, es ist sicherlich meines Oheims Sohn, den wir tot geglaubt. O, der Schurke, der ihn niederschoß, als ich ihn schon gefangen genommen hatte."

„Wer ihn schießen?"

„Der Verräter, der Ueberläufer, der uns hergeführt hat."

„Er schwarzes Haar, schwarze Augen, die stechen wie Nadel?"

„Ei, Bill, kennst du ihn?"

„Ihm kennen," sagte der Indianer mit seinem finstersten Gesicht, „er ermorden Vater, er ermorden Sohn."

Staunend horchte John auf des Indianers seltsam klingende Kunde.

„Ich habe den Schurken suchen lassen, aber er ist entflohen und hat sogar seinen Judaslohn zurückgelassen."

Konski hatte in der Tat den Verräter gespielt und den Amerikanern die genauesten Mitteilungen über alles Wissenswerte im hessischen Lager gemacht und die nördliche Angriffsabteilung selbst herangeführt.

Der Indianer berichtete nun, wie er Hugo getroffen, und wie er ihn erkannt.

„Wie wunderbar, wie wunderbar, Bill! O, wenn er jetzt sterben sollte, der Vater würde noch einmal seinen Bruder verlieren. Bill, du verstehst mit Wunden umzugehen, willst du hier bei meinem Vetter bleiben? Mich ruft der Dienst."

„Bill hat noch einen Verwundeten," sagte dieser, „er Indianer, ihn finden auf Schlachtfeld, er Freund von Leutnant, er liegen in Hütte bei Pennington. — Beide heilen!"

„Gut, Bill, ich will versuchen, ihn hierherbringen zu lassen, dann kannst du beide pflegen. Ich muß zum General, wir sind zum Begräbnis der Hessen kommandiert."

Mit einem teilnehmenden Blick auf Hugos bleiches Gesicht schied Melville, während der Indianer sich an das Lager des Verwundeten setzte.

Am Nachmittage wurde Rall begraben, mit ihm die gefallenen Offiziere und der Oberjäger Hans Rübenkönig.

Die amerikanischen Offiziere hatten Särge für sie bereiten lassen und besondere Gräber, während die übrigen gefallenen Hessen in Sammelgräbern gebettet wurden.

Washington hatte zwei Bataillone und vier Geschütze zur Leichenparade befohlen und wohnte selbst mit seinem Stabe dem Begräbnis bei.

Es war ein ergreifender Anblick, als die niedergeschlagenen Gefangenen ihre Toten zu Grabe führten. Dem traurigen Zug voran schritt das Musikkorps des Regiments Loßberg und spielte ernste Weisen, abwechselnd mit dem gedämpften Schlag der Trommeln. Die Särge, welche die Leichen der Offiziere bargen, wurden von Unteroffizieren getragen. Rall ging, wie er im Kampfe stets der erste war, auch im Tode noch voran. Die gefangenen Offiziere geleiteten die gefallenen Kameraden. Dann trugen Grenadiere die Leiche des jungen Helden von der Penningtoner Höhe einher. Heinrich Rübenkönig und Frau Heisterhagen folgten ihr.

Die Frau war während des ganzen Gefechts ruhig in ihrer Behausung geblieben und hatte dort einige Verwundete gepflegt.

Ein Teil der gefangenen Mannschaften schloß den Zug.

Manch' schönes Auge wurde feucht, als der mit Tannenzweigen geschmückte Sarg des jungen Jägers vorübergetragen ward; sein heldenhaftes Ende hatte allgemeine Teilnahme erregt, um so mehr, als die jugendlich schöne Erscheinung, das fröhliche Wesen des Jünglings aller Herzen ihm gewonnen hatten.

Die Amerikaner präsentierten die Gewehre, als die stillen Toten kamen, die im Leben ihre Feinde waren, und Washington nahm den Hut ab, als die Leiche des tapferen Rall an ihm vorüberzog.

Als dann Hans Rübenkönigs Sarg erschien, sagte der amerikanische General zu seinem Stabe: „Meine Herren, dort tragen sie die Gebeine eines jungen Helden einher, bezeugen wir dem Heldenmute unsere Achtung," und auch vor Hans Rübenkönig entblößte der große Amerikaner das Haupt, und mit ihm alle seines Gefolges.

Als er dies sah, strömten heiße Tränen aus des starken Bruders Augen, der still und traurig hinter dem Sarge einher ging.

Die Gefallenen wurden am Nordende der Stadt in ihre Gräber versenkt, die Trauersalven der Amerikaner krachten darüber hin, und der Kaplan Stern vom Regiment Loßberg, der treu bei den Gefangenen ausgehalten hatte, segnete die letzten Ruhestätten ein.

Nachdem er geendet, trat Hauptmann Wiederhold an das Grab von Hans Rübenkönig und sprach mit lauter Stimme: „Unseren tapferen Führer wird die Geschichte, wird Gott richten. Du aber, Hans Rübenkönig, der du mit einem Heldenmute für uns starbst, wie er nur selten auf Erden gefunden wird, dir rufe ich im Namen aller, die hier stehen, in dein Grab nach: In keines Helden Brust, dessen Ruhm noch späte Jahrtausende melden, schlug je ein edleres und tapfereres Herz —. Schlafe sanft, Kamerad, in fremder Erde. Nie werden dich und deine Tat deine Kameraden, nie soll sie das Hessenvolk vergessen."

Die Gefangenen beteten still und zogen in ernstem Schweigen zurück.

Noch am Abend ließ Washington dem Sergeanten Rübenkönig sagen, er sei frei, und sandte ihm einen Geleitschein und einige Goldstücke als Reisezehrung.

Am anderen Tage zog Heinrich Rübenkönig mit Frau Heisterhagen still der englischen Truppenaufstellung zu.

Sechzehntes Kapitel.

Seit dem von den Amerikanern so gut geplanten und geschickt ausgeführten Ueberfall von Trenton sind einige Wochen vergangen.

Rewoodhouse birgt wieder die Glieder der Familie, die alsbald nach dem

Siege der Staatengruppen von Philadelphia zurückgekehrt und in ihr Heim eingezogen waren.

Die Nachricht von dem Erscheinen seines Neffen hatte den alten Herrn mit ebenso großem Erstaunen als aufrichtiger Freude erfüllt, wenn er auch einige Zweifel an der Identität der Person anfänglich nicht zu unterdrücken vermochte.

Hugo war, sobald die Aerzte es gestatteten, mit der größten Sorgfalt nach Redwoodhouse übergeführt worden.

Auch der junge Mohawk, welcher schwere Wunden empfangen hatte, wurde auf Bills Bitte in Redwood gastlich aufgenommen und heilte seine Verletzungen in des Delawaren Pflege.

Herr von Reizenstein war tief ergriffen, als er zuerst seines Neffen bleiches Antlitz sah, welches unverkennbar die Züge des Vaters trug und in seinem jetzigen Zustande an den bleichen Toten erinnerte, den man einst am Ufer des Delaware gefunden hatte.

John und Bill hatten Reizenstein von all' dem unterrichtet, was sie wußten und erlebt hatten.

Das Auftauchen des ehemaligen Begleiters seines Bruders, der wahrscheinlich dessen Mörder, sicher aber der Mörder des Sohnes war, wenn dieser zu den Toten ging, hatte die Schreckenstage, welche dem Tode Kurts von Reizenstein folgten, wieder lebhaft in sein Gedächtnis zurückgerufen.

Seit einer Woche schon weilte Hugo in Redwoodhouse in einem kleinen, stillen Parterrezimmer gebettet, in liebevoller Pflege. Alle zu Gebote stehende ärztliche Hilfe war herangezogen worden, sogar von dem fernen Philadelphia hatte der besorgte Oheim einen berühmten Wundarzt an das Krankenlager seines Neffen gerufen.

Diesem endlich war es gelungen, die Kugel Konskis, welche im Rücken saß, durch Anwendung seiner Kunst zu entfernen und so die Hoffnung auf Genesung wesentlich zu verstärken.

Das Fieber, welches den Todwunden verzehrte, hatte in den letzten Tagen nachgelassen, doch war er noch immer bewußtlos.

„Laß mich ihn sehen," bat heute Mary, als ihr Vater sich anschickte, das Krankenzimmer zu betreten.

„Es ist kein erfreulicher Anblick, Kind, er sieht einem Toten ähnlicher als einem Lebenden."

„Tue es dennoch, wenn Gott ihn von hier rufen sollte, habe ich ihn doch einmal ihm Leben gesehen."

Reizenstein willfahrte der Bitte, und beide betraten das Krankenzimmer.

Mit geschlossenen Augen lag Hugo auf seinem Lager, zu dessen Füßen Bill saß.

Voll inniger Teilnahme ruhte Marys Blick auf des Vetters bleichem Gesicht, in welches des nahen Todes grause Macht bereits seine Züge gegraben hatte.

„Ja, du hast recht, Vater," sagte sie leise und traurig, „er sieht aus, als ob er nicht mehr dieser Welt angehöre."

„Er gut," sagte der Indianer ebenso leise, „er kein Fieber, schlafen sanft."

Marys Auge haftete unverwandt an dem edlen bleichen Gesicht des Schlafenden. „Vater," fragte sie mit einemmale hastig, „trug er als Offizier nicht grüne Uniform?"

„Ja, mein Kind, er war Jäger, warum fragst du?"

„Vater, er ist der Offizier, der uns auf der Straße nach Albany gerettet hat, ich erkenne ich ihn trotz der großen Veränderung, welche die Krankheit in seinem Gesicht hervorgerufen hat."

„Was? Was? Mary täuschest du dich nicht?"

„Nein, gewiß nicht, Vater — er ist's."

„Dann habe ich," sagte tief bewegt der alte Herr, „nicht von meinem Kurt geträumt, sondern in seinem Sohne sein Ebenbild gesehen, als ich einen Augenblick aus meiner Betäubung erwachte."

„In der schrecklichen Todesangst jener Stunde warf ich nur einen Blick auf sein Antlitz," sagte das Mädchen, „und was mich darin so mächtig berührte, weiß ich erst jetzt —, es war die Aehnlichkeit mit dem Bilde deines Bruders."

„Können die Geister noch teilnehmen an den Erdengeschicken ihnen teurer Personen, dann hat Kurt den Sohn gesandt, um uns zu retten aus Todesnot."

Sie sprachen leise, flüsternd, aber des Kranken Ohr mußte einige Laute erhascht haben, denn langsam schlug er die Lider auf, und sein Blick fiel auf Marys Gesicht, welches ein durch den Spalt der Gardine dringender Lichtstrahl beleuchtete.

Er lag ganz bewegungslos, nur das Auge lebte, und ein leichtes Erstaunen spiegelte sich erkennbar in diesem wieder. Sein Blick wandte sich auf Reizenstein und haftete kurze Zeit an ihm, dann schloß sich das Auge wieder, und leise, aber doch dem lauschenden Ohr vernehmbar, murmelte er: „Sie ist gerettet, Gott sei Dank," und ruhige, regelmäßige Atemzüge zeigten an, daß der Kranke in seiner Schwäche wieder in Schlaf verfallen war.

„Er hat mich erkannt," flüsterte Mary freudig, — „siehst du, Vater, er ist es."

„Komm, er darf nicht wieder gestört werden," und Reizenstein, von dieser Entdeckung mächtig ergriffen, schritt mit ihr zum Zimmer hinaus.

„Er war der kühne Jüngling," sagte sie draußen, „der uns vor den roten Mördern rettete, er erkannte mich und dich."

Heimlich mußte sie dabei denken, daß ihr Bild wohl fest in seinem Gedächtnis haften geblieben, und er es sich öfters zurückgerufen haben müsse, um sie sofort, trotz der so flüchtigen Begegnung und seines leidenden Zustandes wiederzuerkennen.

Daß sie in den bleichen Zügen des Kranken die ihres Vetters erkannte, schien ihr nicht wunderbar.

Hugo schlief lange und tief.

Am andern Morgen erwachte er, und sein Auge, welches klares Bewußtsein zeigte, fiel, indem es langsam das Zimmer durchmaß, auf den wiederum zu seinen Füßen sitzenden Indianer.

Er schloß die Augen, öffnete sie wieder, nein, es war keine Täuschung, da saß der Indianer wirklich, er erkannte ihn auch.

In seinem Geiste stieg allgemach die Erinnerung an Trenton auf.

Nach einer Weile fragte er mit matter Stimme: „Wo bin ich, Indianer?"

„Redwoodhouse!"

„Redwoodhouse?" wiederholte der Kranke langsam und sann nach, bis das so überraschend gefundene Bild des Vaters und seines Grabes vor seinem Geiste aufstiegen.

„Redwoodhouse?" wiederholte er noch einmal, „— oh, — das ist gut."

„Nicht sprechen, er sehr krank, er erst stärker werden, er ganz gesund werden, alter Bill ihn pflegen."

Hugo war so geschwächt, daß er selbst zum Denken wenig Kraft verspürte — er versank in stilles Brüten und dann wieder in Schlaf.

Niemand außer dem Arzt betrat sein Zimmer in den nächsten Tagen, nur die Wärterin und der schweigsame Indianer.

Der Onkel hielt sich fern, um den Kranken nicht seelisch aufzuregen, und ließ sich nur Bericht von seinem Zustand erstatten.

Hugo schlief viel und kräftigte sich in diesen Tagen auffällig. — Der Todesengel war entwichen.

Am vierten Tage fragte er Bill, der einen großen Teil der Tagesstunden an seinem Bette zubrachte, mit schon lauterer Stimme und klarem Auge: „Wie komme ich nach Redwood?"

„Ihm hierhertragen auf Oheims Farm."

„Weiß mein Onkel, daß ich hier bin?"

„Er, ihm wissen."

Nach einer Weile fragte er wieder: „Ist mein Onkel hier?"

Bedächtig entgegnete Bill: „Warum so fragen?"

Hugo lächelte, denn er verstand die Vorsicht des Indianers. „Weil ich ihn sehen möchte, Bill."

Der Indianer erhob sich, faßte seine Hand, hielt sie kurze Zeit in der seinigen und sagte dann: „Redwood hier. — Er ihm sehen," und glitt geräuschlos hinaus.

Gleich darauf trat Reizenstein ein und stand dem Kranken gegenüber. Lange betrachtete ihn Hugo, und dann streckte er ihm die abgezehrte Hand entgegen: „Mein Oheim!"

„Ja, ja, Junge," sagte dieser, dem helle Tränen in den Augen standen, die Hand ergreifend. „Dein Oheim, der Bruder deines teuren Vaters, —

sprich nicht Junge, — du sollst alles erfahren, was du wissen willst, rege dich nicht auf. — Du bist gerettet, das ist die Hauptsache. Deine Jugendkraft wird dich bald wieder herstellen."

Hugo betrachtete ihn immer aufmerksamer.

„Mein Oheim? Wie wunderbar!"

„Ja, Herzenskind, wunderbar genug."

„Bist du nicht auf der Landstraße von Albany von Indianern angefallen worden?"

„Ja, ja, mein Junge, ich war's, den du gerettet hast. Mary hat dich sofort erkannt, als sie dich hier sah."

„Mary?"

„Meine Tochter — deine Base — und John war's, dein Vetter, der dich in Trenton gefangen nahm."

„Er — der junge Offizier — mein Vetter?"

„Dein Vetter John. Als ich von deiner Existenz und deiner Anwesenheit erfuhr, kehrte ich eilig hierher zurück. Leider fand ich dich so schwer erkrankt, und Bill verständigte mich über alle Vorgänge. Sobald die Aerzte es gestatteten, ließen wir dich hierherführen."

„Trenton? Trenton? — Ha, Trenton! Die Truppen?"

„Fast alle gefangen, Kind."

„Rall?"

„Tot!"

„Das ist gut für ihn. Schallern?"

„Hat sich wie ein Löwe durchgeschlagen."

„Die Jäger?"

„Auch durchgebrochen unter Ewald, nicht einer gefangen."

Hugo atmete tief und freudig auf, doch der Aufregung war zu viel, er winkte dem Oheim zu gehen.

„Schlafe, Kind," sagte dieser, sich zurückziehend, „schlafe dich gesund."

Und Hugo gewann in stärkendem Schlummer neue Lebenskraft.

Acht Tage später weilte er im Parlour des Hauses, noch bleich und schwach, aber dem Leben vollständig wiedergegeben, jede Gefahr, mit welcher die furchtbare Brustwunde es bedroht hatte, war gewichen.

Neben ihm saß seine Base Mary, mit einer Stickerei beschäftigt.

Sein Auge überflog von Zeit zu Zeit ihr schönes, zartes Gesicht, dessen anmutige Profillinie sich ihm zeigte.

„Wie köstlich," sagte er, „ist das Gefühl der Genesung, des wiederkehrenden Lebens, es gleicht dem Frühling nach der Erstarrung des Winters."

„Und bringt dir, gleich dem Lenze, auch wieder alle Blüten dieses Lebens, Vetter."

„Mehr, teure Base, als ich je geahnt, gehofft. — Einsam war mein Dasein von Jugend auf. Unter Fremden wuchs ich empor, nicht immer gütig behandelt. Ein Freund meines Vaters nahm sich meiner endlich treu-

lich an, — doch hätte ich nicht meinen Albrecht Schallern gehabt, ich wäre ganz einsam ohne Liebe durchs Leben gegangen."

„Du armer Vetter!"

„Wie seltsam ketten sich seit einem Jahre die Ereignisse für mich aneinander, deren Reihenfolge mich unwiderstehlich zu dem Grabe meines Vaters geführt hat."

„Das Herrlichste in all' den so merkwürdigen Verkettungen war doch, daß du es sein mußtest, der uns in Todesangst Rettung brachte. Dich hatte Gott uns gesendet."

„Ja," sagte er leise, „es mag wohl sein."

„Es liegt etwas tief Erschütterndes in dem geheimnisvollen Walten des Schicksals, wie klein steht ihm Menschenwille entgegen."

„Ja, so ist es," sagte er nachdenklich. „Bittere Gedanken überkamen mich oft, während ich darniederlag, den Todesengel vor mir, der mir hinüberwinkte ins Jenseits. Vermessen zweifelte ich an der ewigen Gerechtigkeit. Da wachte ich in euren, der vielgesuchten, vielersehnten Armen auf, — und schämte mich der frevelnden Gedanken. Es war ein rauher Weg, der mich hierhergeführt, doch eines neuen Tages Sonne geht für mich auf."

„Gerne höre ich dich in frischer Hoffnung reden, es ist ein Zeichen erstarkender Gesundheit." Sie führte einigemal die kunstvolle Nadel, ließ dann die Hand sinken, sah ihn an und fragte: „Sehnst du dich nach deinen Kriegern, nach der Heimat, Vetter?"

„Dazu fehlt mir noch die Kraft, mein ganzes Fühlen zerschmilzt in unendlicher Weichheit, dem Bedürfnis, mit dem wiederkehrenden Leben alles, alles liebend zu umfassen."

„Und doch sollst du ein gewaltiger Krieger sein," sagte sie und schaute bewundernd auf sein bleiches Gesicht, „wir haben bald von dem kühnen Jäger gehört, der das ganze Land in Schrecken gesetzt hatte."

„Krieger? — Ja, es ist etwas Großes, das Leben furchtlos einzusetzen in Erfüllung ernster Pflicht."

„Das ist es, und obgleich ich nur ein Weib bin und gewiß alle Schwächen meines Geschlechtes habe, der Todeskampf der dreihundert Spartaner in den Thermopylen galt mir stets als ewig leuchtendes Muster echten Heldenmutes, — aber — sie fochten für ihr Vaterland."

Ein Ausdruck sanfter Trauer erschien in Hugos Zügen, und leise wiederholte er: „Für ihr Vaterland."

Sie saßen eine Weile schweigend, dann öffnete sich die Türe, und einer der jungen Neger, die als Hausſklaven dienten, trat herein.

„Der fremde Indianer will gern kranken Master sprechen, er draußen."

„Gestattest du, Base?"

„Gewiß, führe ihn herein, Gajus."

Der Neger ließ Hotspur eintreten.

Der Indianer war abgemagert und schritt matt einher, doch fand er sich wie Hugo auf dem Wege zur Genesung. Vier Kugeln hatten ihn bei Trenton getroffen.

„Nun, mein alter Kriegsgefährte," begrüßte ihn Hugo freundlich, „ich freue mich, dich zu sehen. Wir sind beide nahe am Grabe vorübergeschritten."

„Der große Geist rufen Papaganawe noch nicht, sagen, er noch bleiben auf der Erde."

Aufmerksam betrachtete er dann Hugo: „Häuptling wieder gesund? Hotspur es sehen — gut. Wo Grünröcke?"

„Ja, unsere Grünröcke, wo mögen sie jetzt sein? Sie und der tapfere Ewald. Ich weiß es nicht, ich erfuhr nichts von unsern Truppen seit dem Trauertage von Trenton."

„Ja, er sehr schlimmer Tag," sagte ernst der Indianer, — „er sehr schlimmer Tag."

Mit einer Stimme, aus deren Beben man trotz des Stoizismus, welcher dieser Rasse teils angeboren, teils anerzogen ist, die tiefe Erregung heraushörte, fragte er dann: „Und Hans in seinem Himmel? Bei seinem Gott?"

„So hoffe ich, Indianer."

„Er, großer Krieger."

„Das war er."

„Und gutes Herz, wie kleines Kind."

„Ja, ein kindliches Gemüt hatte der so kriegerische Jüngling, du sagst wahr?"

„Er sterben wie großer Häuptling? Nicht?"

„Wie ein Held ist er gestorben. Als Grieche, als Römer, ja selbst als Franzose würde er im Liede ewig leben, — so — war er nur ein armer hessischer Jäger, und ich fürchte, in wenig Jahren wird seine Tat, eine Tat von antiker Heldengröße, vergessen sein."

„Hotspur ihm nicht vergessen."

„Das glaube ich dir, Indianer."

„Hans, Grab allein?" fragte begierig der Mohawk weiter, „oder mit andern in großes Grab?"

„Nein, er hat, wie ich höre, sein besonderes Grab erhalten, und die gefangenen Soldaten haben es geschmückt."

„Das gut. Ein Mohawkkrieger singt ihm das Totenlied."

„Der große General der Amerikaner hat den Hut abgenommen, als Hans im Sarge an ihm vorübergetragen wurde."

Des Indianers Auge leuchtete in hohem Stolze auf. „Ah, gut, — sehr gut, ihm ehren wie Häuptling, — er großer Krieger!"

„Nach kurzem Schweigen fuhr der Indianer fort, die Augen fest auf Hugo heftend: „Hotspur sagen, ob wahr, — daß Konski, stechendes Auge, Hans töten?"

Es war nach dem Kampfe bald bei den Amerikanern bekannt geworden, daß der junge Held, den ihr General so hoch ehrte, als er zu Grabe getragen wurde, durch die Hand des Überläufers und Verräters gefallen war, der die Nordkolonne geführt hatte.

Bald wußten es die hessischen Gefangenen, und im Lande weit und breit erzählte man sich's. Hugo hatte es durch seinen Onkel erfahren. Er entgegnete: „Ja, Hotspur, der Verräter war es, Konski, der Hans ermordet."

In des Indianers magerem Antlitz, in den eingefallenen unheimlich funkelnden Augen erschien ein Ausdruck solch' wilden, erschreckenden Hasses, daß Mary, welche schweigend und aufmerksam der Unterredung gelauscht hatte, bleich ward und selbst Hugo erbebte.

Keine Drohung, keine Verwünschung ließ der Indianer hören, aber sein Gesicht sprach deutlicher, als der stärkste Ausbruch in Worten es vermocht hätte.

Die Wildheit verschwand aus seinen Zügen, und die gewöhnliche melancholische Ruhe, welche auf dem Angesicht des roten Mannes lagert und nur selten und für kurze Zeit heiterem Ausdruck weicht, kehrte wieder in dasselbe zurück. „Hans guter Freund," sagte er, wie um seine Wildheit zu entschuldigen, „ihm lieben, ihn nie vergessen."

Langsam schritt dann der Indianer hinaus.

„Wie entsetzlich," sagte Mary, welche der stumme Ausdruck des furchtbarsten Hasses auf des Mohawk Gesicht sehr erschreckt hatte, „welch' ein Teufelsantlitz der Mann zeigte."

„Ja, es lag eine Welt von Haß und Rache in diesen Zügen, diesem Auge."

„Er muß den jungen Jäger doch sehr geliebt haben."

„Ja, das hat er und wehe dem Mörder, wenn er jemals in seine Hände fällt." Finster wurde sein Angesicht, denn unwillkürlich stiegen in seiner Erinnerung Bilder der Vergangenheit auf, er sah, wie sein Vater unter derselben Hand, welche Hans zu Tode traf, sein Leben geendet hatte, er sah das wilde verzerrte Gesicht des Mannes vor sich, der in Trenton die Büchse auf ihn richtete, und — auch sein Blick weissagte dem Verbrecher nichts Gutes.

„Verscheuche die Wolke von deiner Stirne, Vetter, das Trübe liegt hinter dir und vor dir der Sonnenschein der Zukunft."

„Du hast Recht, mir ist so viel Glück zu teil geworden, daß vor seinem Strahl alle Wolken schwinden müssen. — Wie wird Albrecht, der Wilde, erfreut sein, zu hören, daß ich lebe und von treuer Liebe umgeben bin."

„Er soll bei Trenton gewaltig gefochten haben. — Alle sprechen mit Staunen davon."

„Ja, es sieht diesem Löwen ähnlich, sich mit dreißig Grenadieren durch eine fünfzigfache Übermacht zu schlagen," sagte er mit freudigem

Lächeln. „Ob man dich auch vergessen wird, Albrecht Schallern, dich den Telamonier des Heeres? Und Ewald, unsern kundigen Odysseus? Wer wird unsere Ruhmestaten aufzeichnen?

„Vetter," sagte das Mädchen mit tiefem Ernste, „ich kann ein Gefühl der Trauer nicht unterdrücken, wenn ich mir vergegenwärtige, daß soviel Manneskraft, soviel Heldenmut dazu dienen, ein Volk, welches für die höchsten Güter der Menschheit kämpft, zu unterdrücken."

Mit stiller Bewunderung nahm Hugo den begeisterten Ausdruck ihres Auges bei den letzten Worten wahr.

„Gestehen muß ich, daß ich bis jetzt wenig über die Fragen nachgedacht habe, welche diese Kolonien mit dem Mutterlande entzweien. Ich bin von frühester Jugend an Soldat und kenne nur militärischen Gehorsam, und mit einiger Verwunderung hat mich erfüllt, daß ich meinen Oheim, den ehemaligen Offizier, einen Edelmann von altem Geschlecht, auf der Seite der Rebellen fand —."

„Er gehört der Sache des Volkes mit vollem Herzen an."

„Mir ist es fremd, ein Volk in Waffen gegen seinen König zu sehen, uns däucht es Verbrechen."

„Lerne dieses Volk kennen, Vetter, und du wirst anders denken. Bist du erst kräftiger zum Streite, wollen wir diese Fragen noch erörtern. Du wirst einen gewaltigen Gegner an mir finden."

„Und am Ende die Waffen vor ihm strecken müssen," sagte er mit einem Lächeln, welches gleich einem Sonnenstrahl, der durch die Wolken bricht, über sein ernstes, bleiches Gesicht eilte.

Ihre Unterredung wurde durch den Eintritt Friedrich von Reizensteins unterbrochen, der seine Freude ausdrückte Hugo so wohl zu sehen.

„Ich habe Briefe von Philadelphia und Trenton bekommen, Hugo, die Kämpfe ruhen einstweilen. Von deinem jungen Jäger und seinem Heldentode spricht man im ganzen Lande mit Rührung. Mit Abscheu weisen unsere Leute den Verdacht ab den heldenhaften Jüngling töten zu wollen, man wollte ihn nur einschüchtern; seinem Mörder wird es nicht gut ergehen, wenn unsere Riflemen ihn erwischen."

„Er ist also nicht im amerikanischen Lager."

„Glaubst du, daß germanische, für ihr Vaterland kämpfende Männer einen solchen Schurken in ihrer Mitte dulden würden? Nein, er ist seit Trenton spurlos verschwunden. Hoffentlich ist er schon irgendwo gehängt worden."

„Es ist also ein Ruhepunkt in diesem ruhmvollen Kriege eingetreten."

„Ja. Nur im Norden befürchtet man das Losbrechen der Indianerstämme."

„O, Vater," sagte Mary erschreckt, „werden die Wilden unruhig?"

„Es scheint so, daß das englische Ministerium diese Mordbanden zum Kampfe aufbietet."

„Droht auch uns hier Gefahr?“

„Schwerlich, so lange die Delawaren Frieden halten, und vor diesen schützt uns Bill.“

„Doch das sind fern abliegende Dinge. Ich sehe dich mit Freuden wohl und munter, Hugo.“

„Bist du gestimmt und fähig, eine ernste Unterredung zu führen, und Mitteilungen zu vernehmen, welche dich vielleicht erregen könnten?“

„Gewiß, lieber Oheim; ich wartete, wie du siehst, geduldig auf die Stunde, in der du es für angemessen erachten würdest, mir diese Mitteilungen zu machen.“

„Ich habe bis jetzt deines Gesundheitszustandes wegen gezögert, dir die Vergangenheit aufzurollen, doch wenn es dir genehm ist, wollen wir deine Akten einmal durchsehen.“

„Ich bin für jede Mitteilung dankbar.“

„Nun, so komm', es liegt alles für dich bereit.“

Er schritt, Hugo seinen Arm leihend, mit diesem nach der Bibliothek, und setzte sich dort an seinen Schreibtisch, während Hugo in einem Lehnsessel Platz nahm.

„Bekannt wird dir,“ so begann der Oheim, „bekannt wird dir aus unserer Familiengeschichte sein, daß ich mich mit Miß Anna Melville, die ich einst in Bremen kennen lernte, vermählte, infolge dieser Verbindung den Dienst quittierte und nach den Kolonien übersiedelte. Dein Vater,“ er hielt einen Augenblick inne und sah still vor sich hin, „hatte damals bereits deine Mutter zum Weibe genommen, und da wenig Vermögen vorhanden war, und sie eingeschränkt leben mußten, entsprach er um so bereitwilliger meiner Aufforderung, gleichfalls hierher überzusiedeln, als er die Trennung von mir nur ungern ertrug.

Wir waren Brüder dem Blute und dem Herzen nach.

Er nahm ein Jahr Urlaub und kam herüber, euch, bis er eine Heimstätte gegründet, in der Heimat zurücklassend.

Es hat nie ein Brüderpaar gegeben, Hugo, welches sich herzinniger zugetan war, als wir. Die Herzen hielten gleichen Takt und unsere Charaktere ergänzten sich harmonisch. Ich ernst, vielleicht etwas zur Melancholie geneigt, er die Heiterkeit und Lebenslust selbst, der Liebling aller, die ihn kannten.

Ich habe selten eine so große Freude gehabt als an dem Tage, wo Kurt nach langer Trennung mir wieder in den Armen lag.

Wie in der Heimat war er auch hier bald der Liebling aller.

Mein trockener, wortkarger Schwiegervater kannte keinen ihm angenehmeren Gesellschafter, meine Frau war entzückt von ihm, ja, du kannst an der Treue, mit welcher der alte Bill die Erinnerung an ihn bewahrt, erkennen, wie selbst diese Menschen ihn verehrten.

Unser Bill hat dir mitgeteilt, wie er mit deinem Vater bekannt

und befreundet wurde, er war damals ein vornehmer Häuptling und großer Krieger."

„Ich habe gefühlt, wie sehr er meinen Vater geliebt haben muß, Oheim."

„Ich glaube, sie hätten sich alle für die ‚offene Hand', so hatten sie ihn seiner Freigebigkeit wegen getauft, totgeschlagen lassen.

Wir durchstreiften mit dem erfahrenen Bill das Land, nicht nur der Jagd wegen, nein, auch um mit seiner Hilfe eine Heimstätte für Euch zu suchen.

Da wollte es das Schicksal, daß der Besitzer dieses Gutes Redwood, ein entfernter Verwandter meines Schwiegervaters, starb, und der Erbe es verkaufen wollte, um nach England zurückzukehren. Nichts konnte gelegener kommen, denn da dies eine alte Besitzung der Familie Melville war, lieh mein Schwiegervater um so bereitwilliger seine Unterstützung zum Ankauf.

Wir Brüder begaben uns nach Trenton, begleitet von Bill und noch einem andern, auf den ich gleich kommen werde.

Von dort ritt eines Tages Kurt nach Redwood, eine Summe zur Anzahlung in der Brieftasche — und kam nicht zurück, — am anderen Tage fanden wir ihn am Ufer des Delaware in seinem Blute.

Noch heute mache ich mir die bittersten Vorwürfe, Hugo, daß ich ihn an jenem Unglückstage nicht begleitet habe, und mit Bill einer Einladung zur Jagd folgte.

Doch wer hätte in dem friedlichen Lande Gefahr fürchten sollen?"

„Erzähle mir genau, Oheim, ist mein Vater ermordet worden?"

„Gleich, gleich, Hugo. Dein Vater ritt in Begleitung eines Mannes nach Redwood, den er schon in Kassel kennen gelernt hatte. Er nannte sich von Heldberg, wollte in kurmainzischen Diensten gestanden haben und sich, wie er sagte, hier ebenfalls eine neue Heimat gründen, da ihm die deutschen Verhältnisse nicht behagten. Der Mann suchte uns, einer Einladung Kurts folgend, der an dem Menschen unbegreiflicher Weise Gefallen fand, am Hudson auf und genoß unsere Gastfreundschaft.

Er war ein trefflicher Gesellschafter, besonders bei der Flasche, der er freilich häufig zu stark zusprach, auf der Jagd und im Salon, ein gewandter und gescheiter Mensch, dabei geschäftskundig."

„Wie sah dieser Heldberg aus?"

„Er war mittelgroß, breitschultrig, mit einem etwas eckigen, gelblich angehauchten Gesicht, dunklem lockigen Haar und stechenden schwarzen Augen."

„Bitte, weiter."

„Mir war der Mann, der uns, wir wohnten damals, wie ich schon bemerkte, am Hudson unterhalb Albany, aufsuchte und sich vortrefflich einzuführen wußte, unheimlich, ich wurde nie das Gefühl los, eine unlautere Persönlichkeit, einen Abenteurer vor mir zu haben, was bei deinem Vater nicht der Fall war.

Kurz, dieser Heldberg ritt an jenem Tage mit ihm von Trenton nach Redwood.

Als dein Vater, welcher am Abend zurückerwartet wurde, nicht erschien, machten wir uns am andern Morgen nach Redwood auf den Weg, Bill und ich, — und erfuhren zu unserem Schrecken, daß er dort gar nicht erschienen sei.

Wir kehrten eilig zurück, und der geradezu wunderbaren Spürkraft, dem Scharfsinn des Indianers gelang es, die Leiche deines Vaters in einem Dickicht am Delaware aufzufinden.

Was Bill auch behaupten mag, das Ende deines Vaters ist in Dunkel gehüllt."

„Und von diesem Heldberg wurde nie wieder etwas gehört?"

„Niemals. — Wir begruben Kurt auf dem kleinen Kirchhof von Redwood, und ich kaufte jetzt das Gut und siedelte hierher über, um sein Grab noch zu bewachen."

„Mein guter Oheim." Dankbar drückte ihm Hugo die Hand.

„Ich berichtete sein Ende nach Kassel und erhielt nach einigen Monaten die Trauerbotschaft, daß auch deine Mutter, eine zarte Menschenblüte, zur ewigen Ruhe eingegangen sei. Frau d'Arville war es, eine Bekannte von uns als Fräulein von Flor, welche deine Mutter in ihrer letzten Krankheit pflegte, die Korrespondenz vermittelte und auch diese Nachricht an mich gelangen ließ.

Ich schrieb an sie und Loßberg, unseren Jugendfreund, der uns anno 55 hier aufgesucht hatte, und sandte Geld für dich hinüber.

Von Frau d'Arville erhielt ich die Nachricht, daß du in guter Pflege seiest, sie das Geld erhalten und für dich verwandt habe.

Sieben Jahre lang habe ich alljährlich hundert Pfund an Frau d'Arville gesandt, genug, um dich standesgemäß zu erhalten.

Der lange Krieg, den Oesterreich, Frankreich und Rußland mit Preußen ausfochten, war nach siebenjährigem Ringen beendet, in Deutschland, und mit ihm im Hessenlande endlich Friede eingekehrt. Schon hatte ich meine Absicht nach Kassel gemeldet, selbst zu kommen, um dich zu mir zu holen, als ich die Nachricht von Frau d'Arville erhielt, du seiest gestorben. Ein Totenschein war beigefügt. Auch Loßberg, der während des Krieges, den er von Anfang bis zu Ende in preußischen und hessischen Diensten mitfocht, war in einem der letzten Gefechte gefallen."

„Was?" warf Hugo dazwischen.

„Da war jedes Band, welches mich noch an die Heimat fesselte, zerrissen.

Die Gesundheit meiner Frau bedingte damals eine Veränderung des Klimas, wir siedelten nach dem spanischen Florida über, wo sie ebenfalls ein Eigentum besaß, und ich kehrte erst nach ihrem Tode, welcher einige Jahre später erfolgte, mit meinen Kindern hierher zurück.

Briefe, welche ich hinübergeschrieben hatte an Freunde und Bekannte, waren sämtlich unbeantwortet geblieben, ich war im Hessenland vergessen, da schrieb auch ich nicht mehr."

Mit wachsendem Erstaunen, ja mit Entsetzen hatte Hugo dem letzten Teil des langen Berichts seines Oheims gelauscht, den er nicht zu unterbrechen wagte.

„Frau d'Arville? Oheim? Frau d'Arville?"

„Hier sind ihre Briefe, Kind, hier der Totenschein, hier das Verzeichnis der nach Kassel gesandten Summen."

Er schob ihm eine Anzahl Papiere zu, welche wohlgeordnet vor ihm lagen. „Nun löse mir die Rätsel, Hugo," sagte er.

„Frau d'Arville? Ich bin verwirrt, Oheim, von dieser furchtbaren Entdeckung! Loßberg tot? Welch' ein böser Geist hat hier gewaltet? — Nie ist Nachricht von dir gekommen, nie Geld für mich, ja nicht einmal, wie diese Frau sagte, Briefe an dich von ihr und anderen, jemals von dir beantwortet worden, — so daß alle dich für tot hielten. Und Loßberg? Er lebt in Fülle der Gesundheit in New-York."

Der alte Herr sprang auf und sah Hugo starr an. „Was wäre das?" schrie er förmlich, „das des Rätsels Lösung? Unterschlagung, Diebstahl, Fälschung? Mein Gott! Mein Gott! — Und Loßberg, mein alter Loßberg, er lebt und ist hier im Lande? Hugo, Hugo, welchem bösen Dämon, du hast recht, wareſt du anvertraut? Mein armes, armes Kind." Er ging hastig auf und ab. „Ich bin von dieser Entdeckung wie vom Donner gerührt. — Jede andere Lösung des Rätsels, welches dich, nachdem ich deinen Totenschein fünfzehn Jahre im Hause habe, lebend vor mich hinstellt, hätte ich eher erwartet als diese so entsetzlich gemeine. — Welch' ein Weib? Welch' ein Weib? O, pfui der Schande."

„Ja, diese Enthüllung ist furchtbar."

„Da wundert es mich nur, daß diese Megäre, um jeden Schuldbeweis unmöglich zu machen, dich nicht selber umgebracht hat, statt einen Totenschein zu schicken, dessen Fälschung doch über kurz oder lang aufgedeckt werden mußte. Dazu war dieses Weib auch fähig. — Hat man nie deinem Leben nachgestellt?"

„Nein, Oheim, nicht daß ich wüßte. Das Benehmen dieser Frau gegen mich war sonderbar. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit an Augenblicke, wo sie mich an der Schulter faßte, mir lange ins Gesicht sah, mich küßte und bittere Tränen vergoß, dann wieder mich mit Blicken begrüßte, welche totbringenden Haß sprühten. Sie besitzt einen wildleidenschaftlichen Charakter und hatte für mich stets etwas Unheimliches, ob ich ihr gleich Dank schuldig zu sein glaubte."

„Welch' ein Weib!?"

„Sie weilt ebenfalls in New-York, Oheim."

„Was? Sie hier? In New-York?"

„Mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, dem Kriegsrat Dallner, herübergekommen."

„Hier? Und Loßberg in ihrer Nähe? O," sagte er grimmig, „so soll

dieses Weib auch büßen, was sie dir angetan hat. Aber — da schlummern noch mehr Rätsel, sie muß mächtige Helfershelfer gehabt haben, um so jede offene Verbindung zwischen mir und dem Heimatlande unmöglich machen zu können. Ah, wenn Loßberg noch lebt, so soll er dieses Weib ins Verhör nehmen. Hier muß Klarheit geschaffen werden."

„Es scheint hier in der Tat noch manches unerklärt, Oheim, diese Frau, welche mir, wie ja nicht zu leugnen, einiges Wohlwollen erwiesen hat, muß noch andere Motive für ihr Handeln gehabt haben, als eine gemeine Habsucht?"

„Mag sein, mag sein, aber, daß dieses Weib sich herüberwagt?"

„Mir ist es nur dann begreiflich, wenn sie dich, was mir wahrscheinlich dünkt, für tot gehalten hat."

Mit finsterem Gesichtsausdruck fuhr Reizenstein nach kurzem Schweigen fort: „Und dieser Verräter, der dich in Trenton niederstreckte, ist derselbe, den der Indianer für das ‚stechende Auge' hält!"

„Der Delaware behauptet so, hat ihn auch ganz genau beschrieben."

„Himmlischer Vater, welch' eine Kette von Verbrechen. Das Weib hat an deiner Seite den Mörder herübergeschickt, um dich zu vertilgen und so jede Gefahr der Entdeckung zu verhüten, und ist selbst gekommen, um die Tat zu beschleunigen, oder der vollbrachten sich zu erfreuen. Einem Zufall — oder nein, dem Schutze der Vorsehung hast du es zu danken, daß seine Kugel dich nicht früher traf. — Jetzt glaube ich auch, daß dieser Heldberg der Mörder deines Vaters ist, und — es wäre grauenhaft, wenn dieses Weib, nein — ich vermags nicht auszudenken."

Hugo schauderte, als sich so unerwartet ein solcher Abgrund von menschlicher Verworfenheit vor ihm auftat.

„Gott, liefere uns den Buben aus," sagte Reizenstein mit gefalteten Händen, „strafe das Unrecht, heiliger, gerechter Gott."

Von all' den durch diese Enthüllungen auf ihn einstürmenden Empfindungen war Hugo so erregt, daß er, einer Ohnmacht nahe, zurücksank.

„Es war zu viel, Kind, zu viel für dich," sagte der besorgte Oheim. „Wer hätte das auch ahnen können. Suche dein Lager, wir überlegen später, was zu tun ist."

Fürsorglich geleitete er den Kranken nach dessen Zimmer.

Siebenzehntes Kapitel.

Im Frühstückszimmer saßen der Herr von Redwood, Hugo, Mary und ihre Freundin Hetty in freundlicher Stimmung um den wohlbesetzten Tisch.

Der heftige Sturm, den die Mitteilungen seines Oheims in Hugos

Seele erregt hatte, war ruhigeren Empfindungen gewichen, wie sein Antlitz deutlich bekundete.

Man sprach vom Hessenland, sprach vom deutschen Vaterland. „Reiche mir einmal die Flasche dort her, Hugo, sie enthält Saft aus unseres Rheines Trauben."

Er füllte die Gläser und sie stießen nach deutscher Sitte an.

„Hast du den Rhein gesehen, Hugo?"

Dieser bejahte.

„Herrlicheres gibt's auf der Erde doch nichts als den alten Vater Rhein, auch der gewiß malerische Hudson kann sich nicht mit ihm vergleichen. Wenn dieser unselige Krieg zu Ende ist, und Gott den Provinzen hier Freiheit und Frieden beschert, so will ich doch noch einmal hinüber. Die Sehnsucht nach der Heimat ist mächtig in mir aufgewacht seitdem mir meines Bruders Sohn von den Toten erstanden ist."

Nach einer Weile äußerte Mary: „Wo nur unser John jetzt weilen mag, Papa?"

„An der Seite seines Generals. Und wo? Wer vermag George Washingtons Pläne zu erraten? Er ist immer da, wo der Feind ihn nicht erwartet, er ist ein unvergleichlicher Stratege. Er hat die Königlichen durch einen bewundernswerten Flankenmarsch gezwungen, die Wiedergewinnung von Trenton aufzugeben und wird sie ganz einfach zu Jersey hinausmanövrieren."

Aufmerksam lauschte Hugo diesen Mitteilungen über die Bewegungen im Felde, er wußte gut genug, wußte wie alle hessischen Offiziere, welch' überlegenen Gegner die königlichen Generale in Washington hatten und gab dieser Ueberzeugung auch Ausdruck.

„Ja," sagte sein Onkel, „er ist ein selten bedächtiger, und doch wenn es sein muß kühner Führer, der mit Schwierigkeiten im eigenen Lager zu kämpfen hat, von denen man in Europa keine Ahnung hat. Ich habe an seiner Seite vor mehr als zwanzig Jahren schon gefochten als die Franzosen von Nord und Süd ins Ohiotal brachen, und er zeigte schon damals die Eigenschaften, die ihn zum berufenen Führer des amerikanischen Volkes machen."

Draußen erscholl betäubender Jubelruf, hauptsächlich aus den Kehlen der Neger. Schon wollte sich alles von den Sitzen erheben, als atemlos die schwarze Cornelia, die Köchin des Hauses, hereinstürzte und mit vor Freude und Fett glänzendem Antlitz ankündigte: „Er da, er da — Master John da."

„John?" riefen alle wie aus einem Munde, und schon klirrten Reitersporen den Korridor her — eilige Schritte — und John Melville in der kleidsamen Uniform der Jerseydragoner lag in seines Vaters Armen.

„Mein lieber Herzensvater, da hast du mich!"

„Mein John, mein Kind!" und beide hielten sich innig umschlungen.

Dann umarmte John die Schwester: „Wetter, Mädchen, du bist ja noch hübscher geworden seit dem Herbste."

„Und du, Herzensjohn," sagte sie mit feuchtem Auge lächelnd, „noch artiger als zuvor, du bist der liebenswürdigste aller Brüder," und ihr Auge hing mit schwesterlichem Wohlgefallen an den hübschen, offenen Zügen der jugendlich männlichen Gestalt, welche die knappe Uniform vorteilhaft hob.

„Und da," sein Blick fiel auf das bleiche Gesicht Hugos, der ihm bis jetzt durch die andern verdeckt worden war, „Gott segne meine Augen, das ist ja mein Gefangener von Trenton. Bist du's, lieber Vetter? Dem Tode entronnen?"

Hugo, der mit inniger Teilnahme den jungen Krieger betrachtet und dem so herzlichen Wiedersehen mit angewohnt hatte — erhob sich: „Mein Retter, — mein lieber Vetter —."

John umarmte ihn mit liebevoller Zärtlichkeit: „Wie freue ich mich, dich noch unter den Lebenden zu finden! Ich fürchtete, du seiest zur großen Parade abberufen. Nun, das ist ja herrlich — herrlich —. Hugo heißest du, nicht wahr? Du bist mein Gefangener, Hugo, und dich geben wir nicht frei, dich halten wir hier in ewiger Gefangenschaft; nicht wahr, Mary, wir halten ihn fest?"

Eine leise Röte stieg in Marys Gesicht auf, als sie sagte: „Halte ihn, John, du hast Gewalt über ihn."

„Diese Freude," fuhr der junge Offizier fort, „habe ich nicht erwartet — du bist mir willkommen, Vetter, für alle Zeit," und nochmals schlang er den kräftigen Arm um ihn.

„Aber mein Gott, Vater, in der Freude des Wiedersehens vergaß ich ganz — zu melden — der General folgt mir auf dem Fuße."

„Er ist schon da," sagte eine tiefe, wohllautende Stimme. — Alle wandten sich, und dort in der Türe, eingefaßt von ihrem Rahmen, stand — George Washington.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen, und aller Blicke hingen an dem ruhig vornehmen, durchgeistigten Antlitz, dem großen, klaren Auge des Oberfeldherrn der Amerikaner.

Reizenstein trat dann rasch auf ihn zu: „Exzellenz — Heil dem Hause, das der Fuß George Washingtons betritt."

„Mein lieber, alter Freund und Kriegsgefährte," sagte der General in der ihm eigenen gewinnend liebenswürdigen Weise, „wir haben uns lange nicht gesehen, mit Freude habe ich vernommen, daß Ihr Herz Sie auf die Seite der Staaten geführt hat, und Sie des Sohnes Leben ihrem Dienste geweiht haben." Er schüttelte ihm freundschaftlich die Hand. „Mein Weg führt mich vorbei und es ist natürlich, daß ich das Bedürfnis fühle, Sie wiederzusehen und Ihre Gastfreundschaft anzurufen."

„Und ich danke Ew. Exzellenz auf das Innigste dafür." Er stellte dann die Anwesenden vor.

„Meine Tochter; Miß Claron, meine Pflegetochter."

„Miß Reizenstein habe ich als Kind schon einmal gesehen," und er reichte der sich Verneigenden die Hand und verbeugte sich leicht vor Hetty.

Des Generals Auge ruhte auf Hugo, der den berühmten Gegner der englischen Heere mit tiefer Aufmerksamkeit betrachtet hatte.

„Mein Neffe, Hugo von Reizenstein, Leutnant in hessischen Diensten, Gefangener von Trenton, als Rekonvaleszent hier im Hause."

„Ich habe von dem wunderbaren Zusammentreffen mit Ihrem Vetter inmitten des Kampfes wie von dem Unglück, welches Sie betroffen, erfahren. Sie gehen Ihrer Genesung entgegen, wie ich mit Freuden bemerke. Ihre gefangenen Kameraden befinden sich wohl, wie ich Ihnen mitteilen kann. Ich habe ebenso liebenswürdige als vollendete Gentlemen in ihnen gefunden. Bleiben Sie in dieser aufmerksamen Bewahrung hier, ich hoffe, Sie bald auswechseln zu können."

Er reichte Hugo die Hand, der sie, gefangen von der ungezwungenen, würdevollen Vornehmheit des Generals ehrerbietig nahm und sich tief verbeugte.

Der General nahm an der durch die Negerin mit Hilfe der jungen Damen rasch wieder gedeckten Tafel Platz mit ihm die übrigen und zwei seiner Adjutanten, welche nach ihm eingetreten waren und von ihm vorgestellt wurden.

Mary saß neben Washington, den sie mit Blicken innigster Bewunderung betrachtete, um ihn zu bedienen.

Sie schenkte ihm Wein ein, der General hob das Glas: „Auf das Glück und die Freiheit unseres Vaterlandes!" Alle tranken, selbst Hugo, dem die Persönlichkeit des Generals, auf dessen Stirne die Hoheit des Denkers lagerte, verschönt durch den ruhig milden Ausdruck des edel geformten Gesichts, mächtig imponierte.

„Gott hat nach schweren, prüfungsvollen Schlägen unsere Waffen gesegnet, Reizenstein," sagte er nach einer Weile, „das Volk der Staaten hat Vertrauen zu unseres Landes Zukunft gefaßt und ist entschlossen, zu kämpfen, bis wir das höchste Gut, unsere Freiheit errungen haben."

„Gott sei Dank. Mein Herz schlägt für des Volkes Wohl, als ob ich in seiner Mitte das Licht der Welt erblickt hätte."

„Ich weiß es," und der General drückte ihm die Hand, „alle Deutschen, die unter uns leben, sind auf der Seite des Kongresses mit Herz und Hand. Das soll ihnen nie vergessen werden. König Georg," fuhr er fort, „hatte keine treueren Untertanen als uns in den Staaten dieses Kontinents. Seine unseligen Minister haben uns, nachdem wir lange vergebens um Gerechtigkeit gefleht, das Schwert in die Hand gedrückt. Alle wahrhaft edlen Männer Englands sagen es laut, daß gegen unsere alten ewigen Rechte kämpfen, auch gegen Englands durch Jahrhunderte errungene Freiheit, gegen das Prinzip der Freiheit selbst streiten heißt. Schlagen kann man uns im Felde, töten kann man uns, und es fließt edles Blut genug, aber nie

den heißen Drang, unsere angeborenen Menschenrechte mit allen Kräften zu wahren, unterdrücken — und — endlich werden wir doch siegen."

Langsam hatte der General gesprochen, jedes Wort der klaren, ruhigen Stimme drang in die Herzen der Hörer, deren Blicke an seinen leuchtenden Augen hingen. Es herrschte auch noch eine kurze Zeit das tiefste Schweigen, nachdem Washington geendet hatte, bis Mary mit bebender Stimme sagte: „Gott führt George Washingtons Arm."

„So hoffe ich," sagte der Feldherr ernst, „ohne seine Hilfe sind wir nichts."

Niemand hatte beobachtet, daß Bill geräuschlos eingetreten war, sich dem General gegenübergestellt hatte und seinen Worten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte.

„Lord Germain," fuhr Washington mit leiserer Stimme fort, „bringt jetzt die Wilden gegen uns in den Kampf in Nord und Süd. Wehe den Landstrichen, wo diese unbarmherzigen Horden wüten. Traurig ist es, daß die rote Rasse nicht einsehen will, daß wir Kinder eines Bodens sind, daß wir für sie mitkämpfen. Wir heischen ihre Hilfe nicht, und keinen Falls sollten sie dieselbe unseren Feinden leihen."

„Der große Häuptling der Yengeese spricht wahr," ließ sich des Indianers Stimme vernehmen.

Erstaunt wandten sich alle bei der unerwarteten Unterbrechung nach Bill um, der mit ernster Würde Washington gegenüber stand und dem General ins Antlitz blickte.

„Ein alter Delawarenhäuptling vom Wolfsstamme, Exzellenz," beeilte sich Reizenstein zu sagen, „ein Freund unseres Hauses."

Washington betrachtete den Indianer prüfend. Er war ein genügender Kenner der roten Rasse, um sofort zu sehen, daß er in dem ernsten alten Manne, in dessen dunklem Auge ein Schimmer von Bewunderung leuchtete, eine ausgezeichnete Persönlichkeit vor sich habe.

„Mich däucht, Häuptling," sagte er dann, „wir haben uns früher schon gesehen? Nicht so?"

„Ihm sehen, ja, vor vielen Sommern, fechten zusammen am Champlainsee gegen Franzosen."

Washington, der ein außerordentliches Gedächtnis, besonders für Personen, besaß, erwiderte: „Jetzt entsinne ich mich deiner deutlich — du warst ein wackerer Krieger dort — du führtest eine Schar der Wolfs-delawaren, der starke Bär ist dein Name."

„Gut," — entgegnete der Indianer, und ein Lächeln des Stolzes fuhr über seine Züge — „der große Häuptling der Yengeese Mahanatha, den Delawarenhäuptling, nicht vergessen."

„Du teilst meine Meinung, Häuptling, über die Teilnahme der roten Männer am Kriege gegen uns?" fragte Washington freundlich.

„Gerade so denken. Mahanatha für König Georg, alle Delawaren

für König Georg, ihm lieben, können nicht gegen ihn fechten. Aber für ihn nur Streitaxt ausgraben gegen Franzosen, nicht gegen Yengeese. Delawaren bleiben zu Hause und schließen Ohr, wenn König gegen die Yengeese auf Kriegspfad ruft. Ma—ha—na—tha dies sagen am Beratungsfeuer der Nation, als großer Häuptling Johnston sprechen für Krieg. Delawaren werden nicht fechten gegen Yengeese — hören auf Mahanathas Stimme."

„Du hast deinem Volke gut geraten. Ich wollte alle roten Männer dächten wie du und blieben bei unserem Streite in ihren Wigwams. Du bist ein einsichtsvoller und wackerer Mann, Delawarenhäuptling, ich danke dir."

Er wandte sich dann, das Glas erhebend, zu den Damen: „Der edlen Weiblichkeit dieser Staaten gilt dieser Trunk," sagte er, sich neigend, „sie ist berufen, die Wunden zu heilen, welche die Zwietracht schlug."

„Wenn Sie, teuerster Freund," wandte er sich dann an Reizenstein, „Ihren Sohn, der, nebenbei bemerkt, der eigenartigste Krieger meines Heeres ist, einige Tage hier behalten wollen, so will ich Ihnen denselben gern leihen."

„Mein Sohn, Exzellenz, ist zu sehr an strenge Pflichterfüllung gewöhnt, um selbst den Wunsch zu hegen, das Vaterland, wenn auch nur für kurze Zeit, seiner Dienste zu berauben. Ist's so, John?"

„Du sagst es, mein Vater," entgegnete John.

„Was meinten Exzellenz mit dem eigenartigen Krieger?"

„Nun," sagte Washington lächelnd, „John Melville ist der friedfertigste Mann meines Heeres. Er reitet freilich mit einer Ruhe im Kugelregen umher, als ob er über ein Dutzend Leben zu verfügen hätte, aber ich glaube, er hat während des ganzen Feldzugs nicht seine Pistole abgeschossen oder den Degen gezogen, nicht einmal zur Selbstverteidigung. Er ist der kaltblütigste, tapferste und friedfertigste Soldat meiner Armee und bietet in ungleichem Spiele nur *sein* Leben, ohne das anderer nehmen zu wollen."

Er hob gegen John sein Glas und trank ihm lächelnd zu.

John dankte freudigen Angesichts, und nur sein verstohlener Blick bemerkte die Träne, welche in der Engländerin Auge emporstieg, und die Rührung, mit welcher sie ihn durch diese anlächelte.

„Sie dürfen stolz auf diesen Sohn sein, Reizenstein, wie ich es bin. — Wir haben da eigentlich kein heiteres Tischgespräch geführt, aber der tiefe Ernst der Zeit macht sich auch beim heitern Mahle geltend, und Sie sehen, Lieber, ich habe trotzdem von Ihrer Gastfreundschaft ausgiebigen Gebrauch gemacht. Seit Wochen ist mir im Drang der Zeit keine so ruhige, freundliche Stunde zu Teil geworden, als diese in Ihrem traulichen Heim, und wie sehnt mein Herz sich zurück aus dem wilden Kriegslärm an meinen friedlichen Herd. Doch des Höchsten Wille hat mich an die Spitze des kämpfenden Volkes gestellt, und bis zum letzten Hauche gehört dieses Leben dem Vaterlande, der Erfüllung heiliger Pflicht."

Er stand auf und alle mit ihm.

„Nun lassen Sie mich mit meinem Dank für so herzlich gebotene Gastfreundschaft scheiden. Miß Reizenstein, bewahren Sie dem alten Freunde Ihres Hauses ein freundliches Andenken."

„Ich werde nie die Stunde vergessen, in der der Retter des Volkes in unserer Mitte weilte," sagte sie, tief ergriffen von der schlichten Größe des Mannes.

„Das Land wird den Tag schauen, wo ihm die Sonne der Freiheit Leben spendend für immer strahlt, die Morgenröte dämmert schon empor."

Er verneigte sich vor Miß Claron und streckte Hugo die Hand entgegen: „Erholen Sie sich ganz, mein junger tapferer Gegner, in dieser sanften Pflege, und ich wünsche von Herzen, daß man Sie hier lehrt, dies Land und sein mannhaftes Volk lieb gewinnen."

Er nickte dem Indianer zu und schritt, von Reizenstein begleitet, von seinen Adjutanten gefolgt, hinaus, auch der Indianer ging ihm nach.

Alle Neger des Hauses, alle Bewohner der umliegenden Wohnungen waren herbeigeeilt, den Oberfeldherrn der Staatentruppen zu sehen, auch Hotspur stand an der Türe.

Der General stieg zu Pferde, schüttelte Reizenstein noch die Hand, grüßte, den Hut lüftend, die am Fenster stehende Mary und ritt dann zu seiner unweit haltenden, aus zwei Schwadronen Virginiadragonern bestehenden Stabswache, worauf die Kavalkade davonsprengte.

Während Reizenstein ihm noch nachblickte, stürzte John aus dem Hause, umarmte stürmisch den Vater und warf sich dann aufs Pferd: „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, teuerster Vater!" und jagte eilig dem General nach.

Als der General davon geritten war, sagte der Delaware zu dem neben ihm stehenden Hotspur, welche beide Washington mit den Augen nicht verlassen hatten: „Er großer Häuptling, auf seiner Stirn steht Sieg, — er edler Krieger."

Nachhaltig war der Eindruck, den Washingtons so edel einfache Persönlichkeit, die hoheitsvolle und doch so liebenswürdige Höflichkeit auf alle hinterlassen hatte, und viele Jahre noch wurde seines Besuches auf Redwood in stolzer Erinnerung gedacht.

Achtzehntes Kapitel.

Der ebenso tapfere als einsichtsvolle Generalleutnant von Heister, welcher die hessischen Truppen führte, war auf Sir William Howes Andringen von seinem Posten entfernt und nach Deutschland zurückberufen worden.

Der biedere und energische hessische General hatte wenig Verständnis für die laxe und ungeschickte Kriegführung des Günstlings König Georgs gezeigt, und es waren zwischen ihm und dem englischen Feldherrn Zwistigkeiten ausgebrochen, welche durch seine Entfernung vom Kriegsschauplatz beendet wurden.

Knyphausen befehligte jetzt die hessischen Divisionen, und Loßberg, zum Generalmajor befördert, kommandierte in New-York, sehr unzufrieden darüber, daß er nicht vor dem Feind stand.

So notwendig auch in New-York ein erprobter und zuverlässiger Offizier im Kommando war, so hatte man dem alten Haudegen mit dem ihm erteilten Auftrage keineswegs einen Gefallen erwiesen, und seine Stimmung war nicht die rosigste.

So ging er auch eines Morgens, nicht in bester Laune in seinem Zimmer auf und ab — er wohnte in einem der großen Staatsgebäude New-Yorks — als seine Ordonnanz eintrat.

„Was gibts?"

„Herr General, da ist ein Herr, der vorgelassen zu werden wünscht —."

„Wer ist der Herr?"

„Er will seinen Namen nur dem Herrn General sagen."

„Schick' Er ihn zum Teufel," brummte der General, „ich empfange keine namenlose Herren."

„Nun, nun," sagte eine Stimme in launiger Weise, „alte Freunde sollte man weniger rauh empfangen," und der Herr, der seinen Namen nicht sagen wollte, trat ein.

Loßberg starrte ihn nicht gerade freundlich an, obgleich das Aeußere und die Haltung des schon bejahrten Herrn den Gentlemen verrieten, und fragte ziemlich derb:

„Wer sind Sie?"

Der Herr blickte den General, ohne zu antworten, mit freundlichem Ausdruck, ja mit einer unverkennbaren Rührung aufmerksam an.

„Ja, das ist Wilhelm Loßberg —," sagte er dann.

„Werde ich nun endlich erfahren können, mit wem ich die Ehre habe?" und der General sah auch forschend in des anderen Züge.

„Erkennst du mich nicht, Wilhelm?"

Loßbergs Blick schärfte sich — ein jähes Erstaunen malte sich in seinen Zügen: „Das ist — das ist — bei Gott — bist du's denn, Mensch — Friedrich —, bist du's?"

„Ja, Wilhelm, — es ist Friedrich Reizenstein."

Mit einem Freudenruf faßte ihn der General an der Schulter, sah ihm ins Gesicht — und schloß ihn dann kräftig in seine Arme.

Einen Augenblick hielten sich die beiden langgetrennten Freunde schweigend umschlungen.

Dann ließ der General ihn wieder los, wischte sich eine Träne hastig

fort, welche sich ihm ins Auge gedrängt hatte, sah ihn von neuem an und sagte mit weichem Tone: „Ja, das ist Friedrich Reizenstein. Mensch — Friedrich — lieber Freund —, also du lebst — lebst? Welche Freude! Welche Freude!"

„Ja, Wilhelm, ich weile noch unter den Lebenden, noch schlägt des alten Freundes Herz."

„Ein Wunder, ein Wunder! Und der Junge? Der Hugo? Weißt du etwas von ihm?"

„Er lebt und ist nach schwerer Verwundung bei Trenton auf dem Wege zur Genesung."

„Nun, Gott sei Dank! Wo? Wo? Wie fandet Ihr Euch? Der Bericht über diese schauderhafte Affaire führte ihn als vermißt auf, und das war gerade so viel als tot, ich glaubte, der Fluß habe seine Leiche hinweggeschwemmt, denn Ewald hatte ihn an der Brücke fallen sehen."

Reizenstein erzählte nun — Loßberg hatte ihn zu seiner Seite auf das Sofa gezogen — wie er Hugo gefunden.

„Es gehen doch wunderbare Dinge im Leben vor, Friedrich. Eine Ahnung von deinem Dasein stieg mir auf, als mir der Junge von dem merkwürdigen Zusammentreffen auf der Landstraße erzählte. Also warst du es wirklich?"

„Ja, ich war's, dem er das Leben rettete."

Und nun begann ein Fragen hin und her, ein Austausch von Erinnerungen und Erklärungen, die endlich Licht über eine Vergangenheit verbreiten, welche beiden so rätselhaft erschienen war. Reizenstein stattete genauen Bericht über alles ab.

Als er auf Frau d'Arville zu sprechen kam, starrte ihn der General mit wortlosem Erstaunen an, und sein martialisches Gesicht wurde immer finsterer.

„Dieses Weib? Friedrich, — es ist ja nicht möglich."

Reizenstein legte ihm jetzt dieselben Papiere vor, die er Hugo gezeigt hatte.

„Mich für tot ausgeben —? Den Jungen auch? Satan! Mir stehen die Haare zu Berge, Friedrich, bei diesen Enthüllungen, — das ist ja ein entsetzliches Weib. Ich fand, als ich zweiundsechzig aus dem Felde zurückkam, den Jungen bei einem alten geizigen Drachen in Pflege, der ihn hungern ließ; und als ich der d'Arville Vorwürfe darüber machte, daß sie sich der Waise ihrer Freundin nicht sorglicher angenommen, erklärte sie heuchlerisch, selbst während des Krieges und der Belagerungen Not gelitten zu haben. Wie recht der schlaue Schlieffen hatte. Mich wundert nur, daß sie das Kind nicht ganz beseitigt hat, um jeder Gefahr der Entdeckung zu entgehen.

„Denselben Gedanken habe ich schon gehabt. Aber nun erkläre mir, wie hat sie es nur erreichen können, jede Verbindung zwischen uns zu verhindern?"

Nach einigem Nachdenken sagte Loßberg: „Hier könnte nur einer Aufschluß geben, und der ist tot. Der Postdirektor war eng mit ihr liiert und lag ganz in den Schlingen dieses gefährlichen Weibes. Er, und nur er kann ihr Helfershelfer gewesen sein, anders ist es nicht denkbar. d'Arville selbst ist ein französischer Spitzbube, der wohl mitgestohlen und gefälscht hat."

Immer finsterer wurde des Generals Stirn, als er von Konski alias von Heldberg und dessen Taten vernahm.

„Das ist geradezu entsetzlich, Friedrich. Jetzt, wo du mich daran erinnerst, entsinne ich mich dieses Aventuriers, und jetzt fällt mir auch ein, daß mir der Oberjäger, als ich ihn einmal erblickte, bekannt vorkam, doch dämmerte dabei keine Ahnung an diesen Heldberg in mir auf. So hat sie also regelrecht den Hugo ermorden lassen wollen?"

„Die Identität von Heldberg und Konski ist über jeden Zweifel erhaben — und jetzt glaube ich auch — daß der Schurke Kurt ermordet hat, — und —"

„Daß dieses Weib der Anstifter ist?"

„Ja, ob ich mir gleich die Ursache nicht zu erklären vermag."

„Dieses Weib hegte einst eine leidenschaftliche Zuneigung zu Kurt —"

„Zu Kurt?" fragte Reizenstein überrascht.

„Ja, zu ihm, und wäre für ihr Leben gern seine Frau geworden."

„Und Kurt?"

„Verschmähte sie. Dieser Satan suchte sich zu rächen, durch Verleumdungen zu rächen und wurde dann von Kurt mit der Verachtung behandelt, die sie verdiente."

„Das weißt du sicher?"

„Aus seinem Munde."

„Mir gegenüber hat er nie dergleichen geäußert, wie würde ich sonst in Briefwechsel mit ihr getreten sein."

„Wie dieser bösartige Dämon es fertig gebracht hat, sich bei deiner so früh verstorbenen Schwägerin einzuschmeicheln, ist mir nur durch deren arglose Reinheit und Herzensgüte erklärlich. Jetzt erinnere ich mich, daß dieser Heldberg in ihrer Gesellschaft war, ich seh' den Kerl vor mir."

„Und was glaubst du?"

„Entweder hat der Kerl als gemeiner Straßenräuber gehandelt, oder, was mir wahrscheinlicher ist, dieses leidenschaftliche, rachedürstende Weib hat ihn zum Mörder direkt oder indirekt gedungen."

„Mein Gott, das wäre ja entsetzlich —"

„Ja, entsetzlich — aber — ich traue es diesem vor Eifersucht wahnsinnigen Weibe zu. Wir wollen Licht in die Sache bringen, ich habe sie in meiner Gewalt, ich will nicht umsonst Kommandeur von New-York sein."

„Sie ist noch hier?"

„Mit uns unter demselben Dache, Dallner, ihr Schwiegersohn, hat seine Dienstwohnung hier über uns."

„Was willst du tun?"

„Was ich tun will? Vorerst dieses Weib zum Geständnis bringen. Das weitere wird sich finden. Schade, daß Dallner nicht hier ist, aber er ist dienstlich nach Staatenisland hinüber und kann vor acht Tagen nicht zurück sein. Der hätte auch etwas Gescheiteres tun können, als auf seine alten Tage Fräulein d'Arville zu heiraten. — Willst du mich gewähren lassen, Friedrich?"

„Tue was du willst."

„Ich bin so tief erregt von dieser ganzen Sache, daß ich dem Satan gleich zu Leibe rücken muß."

Er klingelte, und die Ordonnanz trat ein.

„Geh' Er mal hinauf und frage Er bei Frau d'Arville an, ob sie für mich zu sprechen wäre."

Der Soldat ging.

Es wurde kein Wort zwischen den beiden Männern gewechselt. Loßberg ging erregt auf und ab, und Reizenstein saß in Gedanken verloren da.

Die Ordonnanz kam zurück und meldete, Frau d'Arville ließe bedauern, aber sie sei unwohl und könne den General nicht empfangen.

„Dachte ich mir, sie ist mir nicht sehr gewogen. — Gehe Er mal hinunter zur Wache und hole Er mir vier Mann herauf."

Eine Minute später meldete der Soldat: „Vier Mann zur Stelle, Herr General."

„So komm, Friedrich."

„Was willst du tun?"

„Einschüchtern will ich sie durch einen plötzlichen Angriff, sonst bin ich dem verlogenen Weibe nicht gewachsen. Aber ich bin ein alter Soldat und verstehe mich auf Ueberfälle und Flankenmanöver, ich will ihr schon beikommen."

„Und die Soldaten?"

„Die? Um müßige Neugier in der Entfernung zu halten, falls es da oben einige Szenen geben sollte, zu nichts weiter."

Er nahm Hut und Degen und ging mit Reizenstein hinaus. Den Grenadieren befahl er, ihm zu folgen, und stieg die Treppe hinauf. Oben stellte er zwei Mann auf mit dem Befehl, niemand hinauf zu lassen, die andern wurden so postiert, daß der Korridor, an welchem Dallners Wohnung lag, abgesperrt war."

An der Türe der Frau d'Arville klingelte der General.

Der Diener kam heraus.

„Führe uns zur Madame."

„Gnäd'ge Frau sind nicht zu sprechen."

„Soll ich dir Beine machen, Bursche?" sagte Loßberg mit einem Gesicht, welches den Diener schleunigst veranlaßte, davonzugehen. Er wollte das Zimmer seiner Herrin öffnen, als Loßberg ihm befahl, zurückzutreten

und sich den beiden Grenadieren zuzugesellen, welche an der Treppe standen. Der eingeschüchterte Diener gehorchte.

„Komm, Friedrich!"

Mit harter Hand erfaßte er die Klinke und trat ein, Reizenstein folgte ihm. Frau d'Arville, welche an ihrem Schreibtische saß, fuhr erschreckt empor und zeigte den beiden mit finsterer Miene dastehenden Herren ein abgemagertes, bleiches Gesicht, aus welchem die dunkeln, eingefallenen Augen sie feindselig anstarrten.

Sie sah nicht ohne Schrecken die beiden furchtbar ernsten Männer in entschlossener Haltung vor sich stehen. Doch fragte sie mit scharfem Tone: „Hält es der General von Loßberg mit seiner Offiziersehre verträglich, so bei einer Dame einzudringen?"

„Diesmal, ja," sagte der General rauh. „Setzen Sie sich, gnädige Frau, ich habe einige Fragen an Sie zu richten."

„Ich bin nicht gewohnt, mich auf solche Weise brüskieren zu lassen," und sie machte eine Bewegung nach dem Klingelzuge.

„Lassen Sie das Madame, es ist vergeblich." — Die Frau blieb stehen, und ihr Auge flog unruhig von dem Gesichte des einen zu dem des anderen.

„Frau d'Arville hat nur meiner Höflichkeit und der Rücksicht auf ihren ehrenwerten Schwiegersohn zu danken, daß ich persönlich bei ihr erscheine, um ihr einige amtliche Fragen vorzulegen, die korrekter vor einem Kriegsgericht zu beantworten wären."

Den Leib der Frau, die in ein elegantes Morgengewand gehüllt war, überflog ein nervöses Zittern.

„Ich bestehe also ein Verhör, wie es scheint?"

„Gnädige Frau vermuten die Wahrheit, darf ich bitten?" und Loßberg wies auf einen Stuhl.

Mehr in einer Anwandlung von Schwäche als in Folge der Aufforderung ließ sich Frau d'Arville auf dem bezeichneten Stuhle nieder, und ihr fieberhaft glänzendes Auge heftete sich an Reizensteins finstere Züge, als wollte sie darin lesen, welche Gefahr sie bedrohte.

„Sie werden meine Fragen der Wahrheit gemäß beantworten oder haben sich die Folgen zuzuschreiben."

„Drohungen? ha ha!" Es war ein unheimliches, heiseres Lachen, mit welchem sie die Frage begleitete. Sie sah Loßberg an.

„Was wissen Sie von dem Vorleben des Oberjägers Konski?"

Frau d'Arville zuckte überrascht zusammen, antwortete aber nicht. In ihrem Geiste kreuzten sich seit einigen Minuten alle denkbaren Möglichkeiten, welche zu diesem rauhen Besuche Anlaß gegeben haben konnten, von dieser Seite hatte sie keinen Angriff erwartet.

„Wollen Sie meine Frage beantworten?"

„Ich kenne keinen Jäger Konski," sagte sie,

„O, das ist schade, er selbst hat bekannt, er sei unter dem Namen von Heldberg sehr befreundet mit Ihnen gewesen," sagte der General, ohne sein starres Wesen zu verlieren, mit einer gewissen Trockenheit.

Bei Nennung des Namens Heldberg überzog der Frau Gesicht eine geisterhafte Blässe.

„Was heißt das? Ich verstehe nicht?" sprach sie zitternd.

„O, Sie werden sehr bald verstehen, Madame, Sie befinden sich in der Gewalt Wilhelm von Loßbergs, und der ist dafür bekannt, daß er festhalten kann, was er in Händen hat. Antworten Sie unumwunden, oder ich übergebe Sie sofort dem Kriegsgericht."

Wild wogten ihr die Gedanken durchs Hirn, sie wußte nicht, wo der General hinaus wollte. Seine Worte ließen schließen, daß Konski in seiner Gewalt sei und Geständnisse gemacht habe. Was bedeutete das Ganze. Hugo war vermißt gemeldet worden. War er wirklich unter Konskis Mörderhand gefallen? Nächtlich erschien ihr seitdem sein drohendes Bild und dahinter das seines Vaters im Traum. War er von Konski ermordet? Hatte man diesen gefangen, hatte er Geständnisse gemacht und sie als Anstifterin angegeben? — Wer war denn der schweigsame Herr, der sie mit so erschreckendem Ernste ansah? Sie fühlte von den jäh auf sie einstürmenden Gedanken einen Druck im Hirn und ihre Hand faßte nach dem Kopfe. Ihr umherirrendes Auge blieb dann auf einem an der Wand hängenden Kupferstich haften, der einen friedlich im Mondschein schlummernden Waldsee darstellte, auf welchem Schwäne schwammen, die einen glitzernden Schein im Wasser hinter sich ließen. Wo der See wohl sein mochte, und ob er tief sei, und ob sich's auf jenem Grunde ruhig schlafe, mußte sie denken. Sie sah das Bild täglich, aber solche Gedanken waren ihr noch nicht gekommen. Was war das für ein einsamer See, dessen friedliche Ruhe so einladend war?

„Darf ich um Antwort bitten, Madame?" unterbrach Loßbergs rauhe Stimme dieses Denken.

Sie fuhr empor und ihr Auge haftete mit wildem Ausdruck auf dem Sprecher: „Was wollen Sie? Was überfallen Sie mich? Ich weiß nichts — gehen Sie!"

„Also Sie kennen Konski alias Heldberg nicht? Gut, wir kommen darauf zurück."

„Was haben Sie denn, Madame," fragte er rasch und schneidend, „mit den Geldsummen begonnen, welche Ihnen Friedrich von Reizenstein für seinen verwaisten Neffen zusandte?"

Das war die Seite, von welcher sie einen Angriff erwartete. Sie schüttelte die erste übermächtige Ueberraschung und mit ihr die wilde Gedankenflut ab und entgegnete mit verächtlichem Lächeln: „Geld? Ich habe nie Geld von Reizenstein empfangen."

Die beiden Männer wechselten einen Blick.

„Zwar ist Friedrich von Reizenstein seit Jahren tot, aber in seinen Papieren hat man Aufzeichnungen gefunden —."

Die Frau erhob sich mit fast jugendlicher Kraft und ihr Gesicht zeigte einen Ausdruck des Triumphes. Friedrich Reizenstein tot? der einzige, der gegen sie zeugen konnte, tot? Hugo tot. Wer wollte ihr etwas beweisen? Den verkommenen Konski konnte sie verleugnen.

„Wollen Sie, Herr General, es wagen, mich des Diebstahls zu beschuldigen? Solch' gemeiner Verdacht, über den ich weit erhaben bin, führt Sie in dieser gewalttätigen Weise hierher? Ich ersuche Sie jetzt, mich zu verlassen, oder ich muß Sie für das Gegenteil eines Kavaliers halten." Sie fühlte ihre Kraft zurückkehren.

„Für was mich Frau d'Arville hält, ist mir gleichgiltig!"

Der General verbarg unter seiner derben Außenseite ein gutes Teil Schlauheit, die triumphierende Sicherheit bei der so hingeworfenen Kunde von Reizensteins Tode war ihm nicht entgangen. Ihm galt es, die gewandte und verschmitzte Heuchlerin so zu verwirren und zu ängstigen, daß sie freiwillig oder unfreiwillig in der Ueberraschung Geständnisse über die dunkle Vergangenheit machte. Er fuhr ruhig fort: „Wer hat denn den Totenschein des Hugo von Reizenstein ausgefertigt? Sie? Ihr braver Mann? Oder Ihr Freund und Helfershelfer, der Herr Postdirektor?"

Die Erwähnung des Postdirektors und des Totenscheines machte sie zwar stutzen, doch sie antwortete nicht und wandte den Herren den Rücken. Von dieser Seite glaubte sie sich sicher. Der Totenschein war nicht von ihr gefälscht und der ihn begleitende Brief von Hanau aus abgesandt. Was konnte sie dafür, daß man sie getäuscht hatte, und ein Brief von ihr, der die Nachricht widerrief, nicht angekommen war. Zwar stieg einen Augenblick der Gedanke in ihr auf: Wenn sie nun wirklich deine sämtlichen Briefe an Reizenstein haben? Doch das war um so weniger wahrscheinlich, als Reizenstein gewiß lange tot war. Und wenn auch? Der einzige glaubwürdige Zeuge existierte nicht mehr, und die Briefe waren mit solchem Raffinement abgefaßt, fast immer, wie aus weiblicher Leichtfertigkeit, ohne Zeit- und Ortsangabe, die Geldsummen nur so im allgemeinen als Sendung u. s w. bezeichnet, daß da nicht viel zu beweisen war. Dem vertrauensvollen Reizenstein war das gar nicht aufgefallen.

„In den Büchern der Post haben sich doch noch einige Aufzeichnungen über gewisse Geldsummen erhalten."

Das war nicht wahr, das wußte sie, und sie entgegnete scharf: „Lüge."

„Doch das ist nebensächlich. Sie haben also nie Briefe und Geldsendungen von Friedrich von Reizenstein empfangen?"

Sie zuckte die Achseln und griff, wie gelangweilt, nach einem Buche.

Loßberg warf Reizenstein einen vielsagenden Blick zu und sagte dann: „Darf ich dich um die Briefe der Dame und den Totenschein deines Neffen bitten, Friedrich Reizenstein?"

Wie von einer Natter gestochen wandte sich die Frau bei dem Namen um und starrte Reizenstein mit entsetztem Blicke an — jetzt erkannte sie ihn — wo hatte sie ihre Augen gehabt? — Er war's, und ein gellender Aufschrei entfuhr ihr: „Friedrich Reizenstein!"

„Er selbst, Madame," sagte dieser mit düsterem Ernste, „und gekommen, Rechenschaft zu fordern von Ihnen. Hier in dieser Tasche sind Ihre Briefe, der Totenschein Hugos —," er nahm ein Portefeuille hervor.

Sie hörte gar nicht, was er sagte, sie starrte ihn nur fortwährend an. Dann sagte sie mit unheimlichem Flüstertone, kaum vernehmlich: „d'Arville hat gestohlen — ich nicht."

„Das gehört vor den Zivilrichter, — was mich hierherführt, sind die Geständnisse des eingebrachten Deserteurs Konski, sonst Heldberg —"

„Ich bin keine Diebin," sagte die Frau in demselben unheimlichen Tone, immer noch die Augen auf Reizenstein gerichtet und mit der Hand wie vorher nach der Stirn fahrend.

„Nein, aber eine Mörderin," sprach Loßberg stark, „und für das verflossene Blut sollen Sie Rechenschaft geben, auch hier dem irdischen Richter schon. War es nicht am Vater genug? Mußte der Sohn durch dieselbe Hand fallen?"

Die Augen der Frau blickten starr und ausdruckslos vor sich hin, als ob Betäubung sich ihres Kopfes bemächtigt habe.

„Warum hast du mir den Bruder ermorden lassen, Weib? Warum? Warum?" fragte jetzt Reizenstein mit von Schmerz durchbebter Stimme.

„Ich?" fragte es in dem vorherigen leisen Tone fast gedankenlos zurück.

„Warum hast du den Mörder nach seinem Sohne ausgeschickt? Warum, Weib?" Warum?"

Sie sah ihn mit leeren Augen wie geistesabwesend an. „Ermordet? Ja, ja!" und sie schlug ein so wildes Gelächter auf, daß die beiden Männer schauderten. „Kommst du aus dem Grabe, Friedrich Reizenstein, um Rache zu nehmen? Was willst du hier? Du bist ja tot."

„Warum, Weib, hast du Kurt von Reizenstein ermordet?" sagte er mit starker Stimme und stand mit funkelnden Augen vor ihr.

Mit einem von Haß und Zorn verzerrten Gesicht entgegnete sie in vor wilderregter Leidenschaft zitterndem Ton: „Er hat mich verschmäht, mich, mir eine andere vorgezogen, er mußte, mußte sterben." Plötzlich fuhr sie mit weicher Stimme fort: „Und ich habe ihn so geliebt, — so heiß geliebt, — ich wäre gut, ein Engel, an seiner Seite gewesen, und er, er hat mich zum Teufel gemacht."

Sie fiel wieder in den wilden, leidenschaftlichen Ton, und die Züge entstellten sich wieder. „Er, — sie, — sie durften nicht glücklich sein, während ich so namenlos litt, — nein, — ich haßte ihn, — haßte ihn so namenlos, wie ich ihn geliebt hatte, — er mußte sterben, — er, — sie, — alle Reizensteins. Zwanzig lange Jahre steht er allnächtlich vor mir

mit der blutenden Wunde, o schaudervoll! — Ja, ja," schrie sie gellend mit geballten Fäusten, — „ja, ich habe ihn gemordet, — ja, ja, mich gerächt, — gerächt. Kommt, Mörder, schleppt mich zum Schaffot, — ich — habe — mich gerächt, — ja, — ha ha ha ha —," und mit gellendem Gelächter stürzte sie in Krämpfen zu Boden.

Die von diesem grauenhaften Ausbruch tief erschütterten Männer sahen sich betroffen an.

„Ich glaube," sagte Loßberg, „hier hat Gott die Rache schon vollstreckt. Laß uns gehen, Friedrich."

Sie traten hinaus, und Loßberg befahl den Grenadieren, zur Wache zurück zu kehren, und rief nach der Kammerjungfer.

„Gehen Sie zu Ihrer Herrin!" sagte er kurz.

Auf dem Korridor begegnete ihnen angstverstört Frau von Dallner.

„Was ist das, Herr General? Was bedeutet das?"

„Lassen Sie es sich von Ihrer Mutter erklären, Madame."

Damit ging er die Treppe hinab, von Reizenstein gefolgt.

Die Dienerschaft lief oben wild durcheinander, Aerzte wurden herbeigerufen, und bald erfuhren die Freunde, bei Frau d'Arville sei Tobsucht ausgebrochen, und die Arzte hätten sofortige Ueberführung in eine Irrenanstalt angeordnet. Dies geschah noch an demselben Tage.

Am andern Morgen war Frau d'Arville eine Leiche, ein Nervenschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

„Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher," sagte Loßberg, als man es ihm mitteilte, „dieses Weib war ein der Hölle entstiegener Dämon."

Neunzehntes Kapitel.

Monden sind dahin gegangen seit George Washingtons Besuch in Redwood. Die Wälder ringsum prangten in dichtem Laubschmuck, und auf den wohlbestellten Feldern wogten die hohen Halmen von Mais und Weizen im lauen Winde.

Ein sonniger Friede lagerte über den Fluren und den schweigenden Wäldern, denn fernab war die Kriegsfurie gezogen, die Kanonen donnerten an der Mündung des Delaware wie im Norden und Süden der weitausgedehnten Staaten, in Carolina und Kanada, doch nach dem blutigen Weihnachtstage von Trenton hatten nur hier und da durchmarschierende Truppenteile der Amerikaner an den Krieg erinnert, und auch diese waren selten geworden.

Von Zeit zu Zeit drang spärliche Kunde von den Kriegsschauplätzen nach Redwood, und aus allem, was mit Sicherheit verlautete, ging hervor, daß die Amerikaner in immer größerer Stärke und mit wachsendem Geschick den Riesenkampf gegen die wohlgeübten Armeen des alten Europa führten und mit Heldenmut fochten.

Das gute Einvernehmen mit den vorwiegend royalistisch gesinnten Bewohnern der Gegend war infolge des klugen und großherzigen Verfahrens Reizensteins, vollständig wieder hergestellt, und die Farmer ringsum schwuren: Redwood sei zwar ein alter Rebeller, aber ein verdammt braver Bursche.

Der Sieg bei Trenton und die sich daran knüpfenden unermeßlichen Folgen in dem Gange des Krieges mochten freilich zur friedlichen Stimmung der königlich Gesinnten nicht unwesentlich beigetragen haben.

Hugo weilte noch immer auf Redwood, denn langsam nur hatte sich seine so schwer gefährdete Gesundheit gekräftigt.

Dank der Vermittlung Washingtons und Loßbergs war er längst gegen einen gefangenen amerikanischen Offizier ausgetauscht, doch, da er bislang nicht daran denken durfte, wieder ins Feld zu ziehen, war ihm von Seiten des hessischen Kommandos unbeschränkter Urlaub erteilt worden, und mit Erlaubnis der amerikanischen Behörden blieb er im Lande.

Reizenstein hatte ihm nach seiner Rückkehr von New-York Mitteilung von den tragischen Vorgängen dort gemacht.

„Ich wußte wohl," hatte er zu Hugo gesagt, „daß dieses Weib einst eine Neigung zu deinem Vater gehabt hatte, doch daß sie ihn mit solch wahnsinniger Leidenschaft liebte, um, als sie sich verschmäht sah, aus ihr den tötlichen Haß gebären zu können, wußte ich nicht, ahnte ich nicht. Kurt war viel zu sehr Gentleman, um darüber zu sprechen. In welchen Beziehungen dieser Heldberg zu ihr gestanden hat, wird wohl niemals aufgeklärt werden."

Hugo, von der Liebe seiner Blutsverwandten umgeben, hatte in dem wonnigen Gefühle der, wenn auch langsam, wiederkehrenden Jugendkraft, glückliche Tage verlebt, und dachte er oft und mit Liebe der fernen Kameraden, so sehnte er sich doch nicht nach Kampf.

In seinen Ansichten über die Berechtigung des Streites der Amerikaner gegen das Mutterland war allmählich eine Umwandlung vorgegangen, er war in eine Umgebung und in eine politische Atmosphäre versetzt worden, welche weit verschieden war von der, in welcher er aufgewachsen war, und dies blieb nicht ohne Einwirkung auf sein Denken und Fühlen.

Ungern nur hätte er wieder die Waffen gegen die Amerikaner ergriffen.

Doch, seinen Abschied zu nehmen, wie sein Oheim ihm wiederholt geraten hatte, konnte er sich nicht entschließen, doch zögerte er zu der Armee zurückzukehren.

In einer schattigen Laube des kleinen Parkes, welcher sich an das Herrenhaus anschloß, saß an diesem gesegneten Sommertage Miß Mary und las.

Mit frischem, elastischen Schritte nahte sich Hugo, dessen schönes Gesicht wieder in voller Gesundheit strahlte, dessen blitzendes Auge die Fülle erneuter Lebenskraft verriet, der Laube.

In die Laube blickend, sagte er: „Meine Base sucht die Einsamkeit? Sind wir verbannt aus ihrer Nähe?"

„Komm herein, Hugo, du siehst, ich lasse mich finden."

Er trat ein.

„Wo warst du?"

„Ich habe im Walde geträumt und dem Rauschen der Blätter gelauscht. Ihr leises Flüstern führte mich zur Heimat zurück.

Sinnend blickte er vor sich hin, während ihr Blick liebevoll an seinem Antlitz hing. „Mich überkommen oft Empfindungen, die eines Kriegsmannes ganz unwürdig scheinen," sagte er dann lächelnd, „und vor meinem Geistesauge steigen Bilder auf, so idyllischer Natur, daß ich, von Jugend auf an den Klang der Waffen gewöhnt, selbst darüber erstaune."

„Und sollte der Kriegsmann alle weicheren Empfindungen abstreifen müssen?"

„Es ist ein blutiges Handwerk, das des Soldaten, und auf dem Schlachtfeld wachsen keine Rosen.

Seitdem ich euren großen General gesehen habe, das Bild einfacher und in ihrer Einfachheit so ergreifender Pflichterfüllung, stellt sich mir der kriegerische Ruhm in anderem Lichte dar als bisher. Tapfer sind wir, pflichttreu bis zum Tode —, aber — er — ihr — kämpft für eine Idee — für eine Sache — für euer Vaterland —, wir für den Eid, den wir auf die Fahne geschworen, und am Ende blüht euch, selbst wenn ihr besiegt werdet, mehr wirklicher Ruhm, als uns, wenn wir Sieger sind."

„Das ist groß gedacht, Hugo," sagte sie mit leuchtenden Blicken.

„Und dennoch," setzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „wird nichts übrig bleiben, als zu meinen tapferen Kameraden zurückzukehren und — meine Pflicht zu erfüllen."

Mary wurde bleich und stand rasch auf.

„Du willst fort?" fragte sie, „du willst wieder gegen uns kämpfen?"

„Nein, Mary. Ich werde kein amerikanisches Blut mehr vergießen, ich werde Johns Heldenmut nachahmen."

„Und ist es uns, dem Vater — mir," fuhr sie mit gepreßtem Tone fort, „nicht gelungen, dich so an uns zu fesseln, daß du dich entschließen könntest, in diesen Wäldern dein Leben zuzubringen?"

„Sage mir, Mary, — soll ich hier von den Wohltaten eines teuren Onkels leben?"

„Hugo!" klang es vorwurfsvoll zurück.

„Die in der Jugend erduldeten Demütigungen haben mir einen ungebändigten Stolz eingeflößt, er mag krankhaft sein —, denn meine Seele hat viel gelitten. Aber wenn ich auch gehe, mein Herz bleibt bei euch zurück."

Das Mädchen atmete tief auf. Er bemerkte es nicht, ebensowenig den Blick, der so liebevoll an seinem leicht abgewendeten Antlitz haftete.

„Mary?“ ließ sich Reizensteins Stimme vernehmen.

„Hier, Papa.“

„Ah, und da ist ja auch Hugo,“ sagte er in die Laube tretend —, „ich habe eben einen Brief von Loßberg erhalten, in dem dich manches interessieren wird. Loßberg ist in der Stimmung eines gereizten Löwen, er sehnt sich nach Kanonendonner. Zwischen den Zeilen kann man lesen, daß er mit dem Gang des Krieges durchaus nicht zufrieden ist. Ein Teil der Hessen ist übrigens nach Karolina geschickt. Loßberg läßt dir dringend empfehlen, deine Gesundheit zu schonen.“

„Es ist gütig von ihm, allein ich bin ganz hergestellt.“

Der Ton, in welchem Hugo dies sagte, veranlaßte den Onkel, ihn anzublicken.

„Du denkst doch nicht daran, zurückzukehren, Hugo?“

„Ich muß wohl daran denken, Onkel. Mich bindet mein Eid an die Fahne.“

Ehe Reizenstein noch antworten konnte, ließen sich leise Schritte im Kieswege vernehmen, und im Eingange der Laube erschienen die beiden Indianer, Bill und der Mohawk.

„Hotspur!“ rief Hugo überrascht, „kehrst du endlich zurück?“

Der junge Mohawk war vor drei Monaten, als er seine Kräfte wieder gewonnen hatte, eines Tages plötzlich verschwunden, ohne daß er sich verabschiedet hatte. Bill berichtete nur, er sei gegangen, seine Kampfgenossen, die Jäger, aufzusuchen.

Sein unerwartetes Wiedererscheinen war es, welches Hugos und der anderen Ueberraschung hervorrief.

„Wo kommst du her?“

„Hotspur kommen von großer Stadt weit unten am Delaware.“

„Von Philadelphia? Saheſt du unsere Truppen?“

„Im sehen, mit ihm fechten.“

„Nun?“ fragte Hugo, der ohne jede Nachricht von seinen Kameraden war, „meine Freunde, — die Jäger —? Erzähle, Indianer, erzähle.“

„Leutnant zu rasch, — Hotspur langsam erzählen.“

„So erzähle auf deine Weise,“ und Hugo mäßigte seine Ungeduld.

„Ewald sagt, Leutnant grüßen.“

„Also lebt der tapfere Mann noch?“

„Leutnant Bickel ihm auch grüßen.“

„Oh, ist Bickel Leutnant geworden? Das freut mich für den braven Oberjäger. Das ist schön. Hast du Schallern gesehen?“

„Ihm sehen, er sehr guter Freund, er sagen, Leutnant wieder kommen, er ganz einsam.“

„Ja, ja, mein guter Schallern, löwenherziger Krieger, bester der Freunde.“

„Schallern, sehr traurig, weil glauben, Leutnant tot. Als Hotspur ihm sagen, er leben —, er sehr vergnügt, lachen, lassen Rum kommen, viel Rum — alle trinken für Leutnant, daß ganz gesund werde."

„Mein braver Schallern. Weiter, Hotspur, erzähle."

„Rübenkönig sagen: Leutnant grüßen. Er ganz still, sprechen wenig —, er nicht vergessen Hans —, er erzählen, alte Mutter über großem Wasser weinen sehr."

„Ja, ich glaube es, Hans war der Herzensliebling der alten Frau. Hat dir niemand einen Brief für mich mitgegeben, Hotspur?"

„Alle wollen Briefe geben, ihm nicht nehmen."

„Und warum nicht?"

„Hotspur müssen schleichen durch viel Krieger von Kolonie, wenn ihm fangen und finden Brief —, ihm hängen auf als Spion —, Brief nicht nehmen, nicht gut. Alles sagen."

„Echt indianische Schlauheit. Was hast du dort erlebt? Ist gefochten worden? Wie befinden sich Knyphausen, Mirbach, Schmidt, Donop —?"

„Er tot."

„Wer?"

„Bruder Grenadier!" *)

„Donop? Wo?"

„Redbank."

„Redbank ist eine flache Insel am Ausfluß des Delaware, unterhalb Philadelphia, mit starken Befestigungen, ich kenne sie," fügte Reizenstein erklärend ein. „Weiter Indianer."

„Er, Donop, gehen, stürmen Fort. Viel Hessiankrieger — Grenadier — Jäger. Er alle da. Großer Wall — viel Baum umgehauen, dahinter — große Menge Koloniemänner. Alle Hessianhäuptlinge steigen ab von Pferd, nehmen Degen in die Hand, gehen voran — Bruder Grenadier der erste. Koloniemänner viel schießen, kleine Büchse, große Büchse. Hessian nehmen Verhau, ihm große Krieger, ihm fallen und sterben, aber nehmen Verhau. Hessian auf hohem Wall —, da schießen Rifleman von vorn, schießen von Seite, große Kanoe im Fluß schießen von andere Seite mit großer Büchse — bum — bum, Hessian fallen — fallen —, er gehen zurück, nicht gewinnen —, zu viel schießen. Bruder Grenadier — Donop, tot, — alle großen Häuptlinge tot — vierhundert Krieger alle tot — es sehr schlimm."

„Das ist ja eine furchtbare Niederlage," sagte Hugo — in tief schmerzlicher Bewegung — „und der edle Donop gefallen?"

„Er ganz tot."

„Und alle Kommandeure?"

---

*) Donop führte diesen Namen bei den Hessen, den ihm die Grenadiere gegeben hatten, weil er sie oftmals zu Fuß mit einer Muskete in der Hand in den Kampf führte.

„Alle tot."

„Und Schallern?"

„Leben, fechten wie Panther, keine Kugel treffen."

„Gott sei Dank, daß er wenigstens lebt."

„Meine Jäger?"

„Er fechten wie immer — viel sterben."

„Ewald?"

„Er ganz leben, Bickel auch. Alle tapfer, — können nicht gewinnen, Koloniemänner zu viel schießen."

„Und vierhundert Mann sind gefallen? Irrst du dich nicht, Hotspur?"

„Sagen Offizier so — vierhundert Mann."

„O, über das teuere Blut," stöhnte Hugo leise, „und nicht fürs Hessenland, nicht fürs deutsche Land — für England vergossen. Meine armen Kameraden, meine tapferen hessischen Löwen, führt man euch so zur Schlachtbank?"

Reizenstein, den der furchtbare Verlust der Hessen ebenfalls tief ergriffen hatte, hörte diese Aeußerungen seines Neffen doch nicht ohne Genugtuung, sie waren ihm ein neuer Beweis, welche Wandlung in Hugos Anschauungen vorgegangen war.

„Und ich tatlos in der Ferne?" fuhr er fort. „Du siehst, ich muß zurück, Oheim, ich kann meine Kameraden nicht allein sterben lassen."

„Deine Gesundheit —"

„Ich bin stark genug."

Vom Herrenhause her tönte eiliger Hufschlag, und laute Stimmen riefen dann nach Master Redwood. Eilig lief einer der jungen Neger heran: „Master, kommen, da Sheriff und Männer, wollen Euch sprechen."

Reizenstein ging nach dem Hause hinüber, Hugo, Mary und die Indianer folgten ihm.

Vor der Türe fanden sie den ehrlichen Sheriff, einige Farmer der Nachbarschaft und einen jungen Mann, gleichfalls in der Tracht der Landleute, der bleich und erschöpft auf einer Bank zusammengesunken war. Alle waren vom Pferde gestiegen.

„Was gibt's, Sheriff, was gibt's?" fragte Reizenstein, als er die ernsten Mienen der Männer bemerkte.

„Die Heiden sind im Felde, Redwood."

Reizenstein erschrak, nicht minder Mary.

„Die Indianer? Wo?"

„Am Clarkscreek, Herr. Hier fragt den jungen Tom Payne, Ihr kennt den Alten, er ist auf Tod und Leben durchs Land geritten, um Hilfe herbei zu holen."

„Sprecht rasch, Tom Payne."

„Sie haben uns überfallen, Herr," sagte der so angeredete junge Mann mit mattem Tone, „und gestern am lichten Tag, alles gesengt und gemordet. Wir haben mit Mühe das nackte Leben gerettet."

„Wo? Von wo droht die Gefahr?"

„Sie kommen vom Millstoneriver, Herr, — und ziehen dem Assapink zu. Ah, ich kann nicht mehr," er sank fast ohnmächtig zurück.

Auf Reizensteins Befehl wurde rasch Wein herbeigeschafft und dem jungen Manne geboten. Dieser trank und setzte dankend das Glas nieder.

„Ich habe bereits," nahm der Sheriff das Wort, „gleich, als Payne die Nachricht brachte, reitende Boten umhergeschickt, und die Nachbarn aufbieten und hierherbescheiden lassen, Redwood, und komme, um mit Euch Rats zu pflegen, denn ich denke doch, daß Ihr dabei sein werdet, die blutigen Schurken heimzuschicken."

„Natürlich, Sheriff, bin ich dabei. Wo ist der Angriff geschehen, Payne?"

„Bei Lodges-Ferry, Herr, da, wo der kleine Saddock nach Norden dem Millstoneriver zu umbiegt. Dort haben sie etwa zehn Ansiedlungen verbrannt. Wir erfuhren es erst am Abend bei uns am Clarkscreek, als einer der Männer von dort schwer verwundet eintraf. In der Nacht fielen sie über uns her, — wir haben gefochten, — aber vergeblich. O — Herr, es ist furchtbar, — selbst Frauen und Kinder haben sie gemordet, nur ein Teil von unseren Leuten hat sich in die Wälder flüchten können, die anderen sind alle tot. Ich wurde am Morgen nach Süden abgeschickt, um das Land zu warnen und Hilfe aufzubieten."

„Wie weit ist's bis zu Euch, Tom?"

„Herr, es sind an siebzig Miles."

„Sind die Indianer beritten?"

„Nein, Herr."

„Welchem Stamme gehören sie an?"

„Die Männer sagen, es sei verlaufenes Gesindel aus verschiedenen Stämmen, meistens Oneidas und vielleicht einige Senekas."

Hotspur stieß, als seine Todfeinde, die Oneidas, genannt wurden, einen zischenden Laut aus, während Bill mit ehernem Gesichte den Mitteilungen lauschte.

„Oneidas?" fragte Reizenstein, „diese stehen ja auf Seite des Kongresses!"

„Die Männer sagen, es sei eine Mord- und Räuberbande, die weder nach Royalisten noch Anhängern des Kongresses frage und nur friedliche, wehrlose Ansiedlungen überfalle, auch seien weiße Schurken darunter, welche sie wohl führten."

„Und sie bewegen sich dem Assapink zu?"

„Ja, Herr. Der alte Stephenson, der den Indianerkrieg kennt, sagt, die Bande müsse im Norden den Delaware gekreuzt haben oder ihn herabgekommen sein. Der Ansiedlungen nordwärts vom Millstoneriver sind wenig, und die Wälder und Sümpfe bieten den Mördern Schutz und verbergen ihre Bewegungen."

Der Sheriff und die Farmer, auf ihre langen Büchsen gelehnt, lauschten ernst der so schwer wiegenden Kunde.

„Was sagt der Häuptling der Delawaren?“ fragte nach kurzem Schweigen Redwood.

Gemessen antwortete dieser: „Oneidas sind Hunde, — Diebe, — gehen, schießen ihm tot.“

„Du meinst also, wir sollen sie aufsuchen?“

„Gerade so.“

„Und hier die Gegend ohne Verteidigung lassen?“

„Ihm dort verteidigen, er nicht viel stark sein, nicht ganzer Stamm.“

„Wie hoch schätztet Ihr die Zahl der Feinde, Tom Payne?“

„Auf mehr als hundert Mann, Herr.“

„Das ist freilich nicht der ganze Stamm.“

„Er nicht hierherkommen, Redwood. Ihm kennen, — er Räuber, — kommen bei Nacht, brennen Haus, nehmen Skalp, nehmen Silber, Gold, Büchsen, Decken, — laufen fort, wenn Tag, in Sumpf.“

„Du meinst, sie kommen zu plötzlichem, nächtlichen Ueberfall und verschwinden so rasch, als sie gekommen? Nicht?“

„So denken.“

„Und die Gegend am Millstone bietet ihnen Gelegenheit, sich in sichere Zufluchtsorte zurückzuziehen?“

„Viel Sumpf, er nicht gehen leicht aus Sumpf.“

Die Aufmerksamkeit der kleinen Gruppe ward durch das Nahen einer Schar bewaffneter Farmer auf diese gelenkt. Auf schnaubenden Rossen jagten etwa dreißig kräftige Männer heran, die langen Büchsen vor sich auf dem Sattelknopfe oder auf der Schulter tragend.

Sie sprangen von den Pferden und begrüßten Reizenstein.

Auch von dessen Besitzungen nahten sich einige berittene und bewaffnete Männer.

Der Herr von Redwood lud sie alle in den Saal seines Hauses, auch Hugo und die beiden Indianer schlossen sich den Farmern an.

Er ließ sie Platz nehmen und ihnen durch die Neger Erfrischungen verabreichen.

Dann erhob sich Reizenstein inmitten der sich in ernstes Schweigen hüllenden Versammlung von Männern, die in ihrer derben Tracht, die schwere Büchse in der Hand, rauh genug aussahen, und bat ums Wort.

„Freunde und Nachbarn,“ begann er, „ich will kurz sein, zu euch und zu mir ist die Botschaft gelangt, daß der Wilde am Millstoneriver mordet. Weiber und Kinder schreien um Hilfe; ist es Pflicht, ihnen beizustehen?“

„Ja, Redwood,“ sagten alle.

„Seid ihr bereit, auszuziehen gegen die Heiden?“

„Ja!“ klang es einstimmig im Chor.

„Brav, Männer, ich bin mit euch.“

Ein Gemurmel des Beifalls erhob sich.

Der Sheriff, sich vom Sitz erhebend, sprach nun: „Wie ich euch auf-

gerufen habe, Männer, so habe ich Boten nach allen Himmelsgegenden ausgesandt, um die Nachbarn aufzubieten. Ich denke, Männer, jetzt heißt es nicht — hier König — hier Kongreß —, sondern hier Christenmensch und dort mordender Heide. Ist's so, Männer?"

„Ja, so ist's, hast recht, Sheriff," sagten alle.

„Viel Zeit ist nicht zu verlieren. Ich denke, wir reiten und ziehen unterwegs Verstärkungen an uns. Eile ist Not, wenn wir noch Menschenleben retten wollen. Seid ihr einverstanden, daß Redwood uns führe, und wollt ihr seinen Anordnungen folgen?"

„So sei's, Sheriff."

„Wollt Ihr die Führung übernehmen, Redwood?"

„Ja, Nachbarn, da ihr mir das Vertrauen schenkt, will ich euch führen. Doch in unserer Mitte haben wir einen großen Delawarenkrieger, ein Haupt seiner Nation, der uns seinen Rat nicht vorenthalten wird. Will der Häuptling mit uns reiten?" wandte er sich an Bill.

„Mahanatha, der Delaware vom Wolfsstamm, wird reiten," sagte dieser kurz und nachdrücklich.

„Und mein junger Freund vom Mohawkstamme?"

„Hotspur wird Oneidaskalpe nehmen."

„Wünscht der Delawarenhäuptling zu reden?"

Bill erhob sich, und aller Blicke wandten sich ihm zu.

„Wenn Männer den Kriegspfad betreten, müssen sie wissen, wohin er führt. Kann Redwood mir sagen, wo er die Oneida finden will?"

„Nun, ich denke am Clarkscreek, Häuptling."

„Er nicht mehr dort, finden nur Spur. Während ihn suchen, brennen an anderer Stelle. Ich, Oneida finden. Mahanatha glauben, er kommen von Nord, gehen durch Wald und Sumpf zwischen Millstone und Assapink hinab auf Delaware zu nach Sonnenuntergang. Wenn gehen von Chestercreek nach Sonnenaufgang, ich denken, ihm begegnen."

„Aber wie durch die Sümpfe kommen, Bill?"

„Kennen dort jeden Baum, Redwood, kennen Pfad durch Sumpf — viele Jahre dort jagen."

„Du hast recht, alter erfahrener Krieger, sie werden die Flußläufe dem Delaware zu herab kommen, denn nach Osten hin dürfte ihnen die Bevölkerung zu zahlreich werden, nach Westen bieten ihnen die Sümpfe Schutz und ein Rückzug über den Strom bringt sie leicht in vorläufige Sicherheit. Wir müssen ihren Weg kreuzen, um sie zu erreichen. Du hast recht. Was meint ihr, Männer?"

„Der Indianer hat recht," riefen sie.

„So seid ihr einverstanden, daß wir zum Chestercreek reiten?"

„Ja, Redwood, es ist das richtige, wenn ich mich auf Indianerteufeleien verstehe," sagte ein alter Farmer, „sie müssen nach Westen, das ist sicher."

„Gut. So will ich mich zur Kriegsfahrt rüsten, ich bin gleich

wieder bei euch. Laßt's euch derweil wohl sein, Männer, und pflegt mir den jungen Payne."

Er begab sich hinaus, ihm folgten Hugo und die beiden Indianer. Hugo begab sich auf sein Zimmer, die Indianer zu Bills Hütte.

Reizenstein gab dem Verwalter kurz und klar seine Befehle.

Der Kutscher erhielt Weisung alsbald anzuspannen und die beiden Mädchen nach Trenton zu führen, wo sie bis zu seiner Rückkunft verweilen sollten. Gajus dagegen ward beordert die Schar zu begleiten, um Handpferde mit Munition, Proviant und wollenen Decken, auch Verbandzeug beladen, zu führen.

Der Verwalter entfernte sich schleunigst, um dem Befehle nachzukommen.

Reizenstein begab sich zum Parlour, wo in hoher Aufregung Mary und Hetty weilten.

„Ihr müßt heute noch nach Trenton übersiedeln, Kinder. Wenn euch hier auch wohl während unserer Abwesenheit keine Gefahr droht, so bin ich doch ruhiger, wenn ich euch in vollständiger Sicherheit weiß. Cornelius spannt schon an, rüstet euch."

„Du willst selbst mitreiten, Vater?" fragte Mary besorgt.

„Denkst du, dein Vater, ein alter hessischer Offizier, sollte, so lange er noch fechten kann, zurückbleiben, wenn es gilt, Menschenleben zu retten?"

„Aber, Vater, die Strapazen und deine Jahre?"

„Ei, Mary, ich bin noch rüstig genug," sagte er munter, „und das Knallen der Büchsen macht mich um zwanzig Jahre jünger. Nein, ich muß schon mit ins Feld, weil ich der einzige bin, der Autorität genug hat, dies störrische Volk in Ordnung zu halten," setzte er dann ernster hinzu. „Sei unbesorgt, mein Kind, ich bin ein vorsichtiger Krieger, und mir ist so fröhlich zu Mute wie einem alten Schlachtroß, welches nach langer Zeit einmal wieder die Angriffstrompete hört. Bereitet euch zur Reise, ich will mich rüsten und komme dann, Abschied zu nehmen."

Hugo trat ein, im Jagdkleide, bewaffnet mit Büchse und Messer.

„Ich habe mir den Hektor satteln lassen, Onkel, ich hoffe, es ist dir genehm."

„Du willst mitreiten, Hugo?

„Dachtest du anders, Oheim?"

„Aber deine kaum befestigte Gesundheit, Kind!"

„Ich bin wieder stark genug, um einen Strauß zu wagen. Du willst doch hoffentlich die Schande nicht erleben, daß ein Reizenstein zurückbleibt, wenn es Schläge gibt?"

„Nun, so komm, Junge, bist mein Blut."

Er schüttelte ihm die Hand und ging hinaus.

„Darfst du deiner Gesundheit einen solchen Zug in die Wälder zutrauen, Hugo?" fragte Mary.

„Es ist Labsal, es ist Heilmittel für mich. Ich bin in Zwiespalt mit

mir selbst geraten, ich ersehne Kampf, und dieser gegen jene wilden Bestien wird lindernd wirken. Nein, sei unbesorgt, Base, ich bin vollständig der Alte, kräftig genug."

Mary atmete hastig und hatte ein Wort auf den Lippen, welches sie augenscheinlich Scheu trug, auszusprechen.

Hugo hatte sich zu Hetty gewendet, um sich zu verabschieden, und bemerkte es nicht.

„Reiten Sie mit Gott, Herr von Reizenstein, ich will für Sie wie alle beten."

„Und Mary wird mich auch in ihr Gebet einschließen?"

„Ja, Hugo, ja," und in einen Tränenstrom ausbrechend eilte sie hinaus.

Betroffen sah ihr Hugo nach. Er dachte einen Augenblick daran, ihr nachzueilen, doch gab er's auf, da draußen schon der wilde Jagdruf der Farmer erklang.

Er schüttelte Hetty die Hand und verließ das Zimmer.

Die letzte halbe Stunde hatte im Herrenhause und in den Wirtschaftsgebäuden ein reges Leben gesehen. Sounderson hatte so rasch die ihm erteilten Befehle ausgeführt, daß die Pferde für Reizenstein und Hugo schon gesattelt vor der Tür standen und selbst der freudestrahlende Neger Gajus mit den beladenen Packpferden vor dem Tore hielt, zum Aufbruch fertig.

Indem trat auch Reizenstein, nach zärtlichem Abschied von den Mädchen, aus dem Hause, gestiefelt und gespornt, den Hirschfänger umgeschnallt und die Büchse in der Hand.

Ein lauter Ruf der Farmer, welche bereits zu Pferde saßen, empfing ihn.

Der gänzlich erschöpfte junge Payne wollte eben aufs Roß klettern, als ihn Reizenstein bemerkte und ihm zurief: „Laß es gut sein, Tom Payne, du bist zu erschöpft und bleibst am Wege liegen. Ruhe dich aus und reite uns, sobald du kannst, nach.

„Meine Mutter! Mein Vater!" stöhnte der Jüngling, gab aber in der Tat den Vorsatz, sich den Reitern anzuschließen, im Gefühle seiner Ohnmacht auf.

Reizenstein winkte den Mädchen, welche weinend am Fenster standen, zu und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Die beiden Indianer, Bill im Jagdhemd mit Büchse und Tomahawk, beide beritten gemacht aus Reizensteins Ställen, nahmen die Spitze, und im sausenden Galopp ritten mehr als vierzig herzhafte Männer zum Streite mit den Wilden aus.

Der Weg führte nach Norden, den Assapink entlang, und die Straße war gut.

Mehrmals schlossen sich unterwegs kleine Trupps bewaffneter Reiter dem Zuge an, welche die Boten des Sheriffs ins Feld gerufen hatten, sodaß die Zahl der Kämpfer nach und nach auf siebenzig stieg.

Bald mußten sie die gebahnte Straße verlassen und durch die Wälder

reiten, der Weg wurde schwieriger, aber die Reiter und die ausdauernden Pferde waren an den Wald und seine Hindernisse gewöhnt, und die Eile der Fortbewegung ward wenig dadurch gehindert. Bill führte den schweigenden Reiterzug mit unfehlbarer Sicherheit.

Einen kurzen Halt abgerechnet, der den Pferden zu verschnaufen gestattete, waren sie sieben Stunden im Sattel gewesen und hatten viele Meilen zwischen sich und Redwood gelegt, als die Dunkelheit hereinbrach, und es Zeit war, sich nach einem Lagerplatze für die Nacht umzusehen.

Sie ritten langsam durch eine Eichenlichtung, und Reizenstein rief Bill zu sich, um seinen Rat zu hören. „Was denkt der Häuptling, was zu tun sei."

„Ihm denken, hier bleiben, Redwood, — hier gut, dort Wasser für Pferde," er deutete auf einen Bach, der sich durch die Lichtung wand —, „und Gras —, ich denken, Nacht hier ruhen."

„Ich bin deiner Meinung, Bill, wir haben für heute genug getan. Wie weit ist es noch bis zum Chestercreek?"

„Bei Tage ihm reiten, drei Stunden."

„Gut." Er gab das Zeichen zu halten und befahl, Vorrichtungen zum Lagern für die Nacht zu treffen.

Die rüstigen Farmer stiegen von den Pferden, und bald flammten Feuer auf, an denen sich die kleine Kriegerschar nach dem anstrengenden Ritte lagerte, nachdem sie für die Tiere gesorgt und diese so angepflockt hatten, daß sie reichliche Weide fanden, um zu ruhen und sich durch die mitgeführten Mundvorräte zu stärken.

War gleich vom Feinde hier nichts zu befürchten, so stellte Reizenstein, ein alter, vorsichtiger Soldat, doch einige Wachen aus.

Hotspur ritt, nachdem er sich kurz mit Bill besprochen hatte, trotz der Dunkelheit weiter in den Wald hinein.

Wenig Zeit war vergangen, als eiliger Hufschlag von Süden her die Aufmerksamkeit der Männer erregte.

Einige standen auf um zu sehen, wer da als Nachzügler noch käme, als der Reiter auch schon im Lichtkreis der Feuer erschien, und eine frische Stimme fragte: „Halloh, Nachbarn, habt ihr Master Redwood hier?" und: „John Melville!" erhob sich ein freudiger Ruf.

Reizenstein und Hugo sprangen überrascht auf und eilten dem Ankömmling entgegen.

„Mein John, mein Junge, welches Wunder führt dich her?"

„Urlaub, Vater, den mir der General erteilt hat, und den ich redlich verdient habe."

Er reichte dann dem Vetter die Hand, und begrüßte ihn.

„Diesmal also, Hugo, fechten wir zusammen," sagte er fröhlich. „Ich traf, bald nachdem ihr von Redwood aufgebrochen waret, dort ein, und da ich doch bei dem Tanz nicht fehlen darf, den ihr mit den roten Hunden

aufführen wollt, nahm ich, nachdem ich die Mädchen, welche schon in der Kutsche saßen, umarmt hatte, eine Büchse und ein frisches Pferd und jagte euch nach."

„Nun, herzlich, herzlich willkommen, John. Laß dich hier bei uns nieder," und er führte ihn zu dem Feuer, bei dem sie sich eine Lagerstatt aus Gras und wollenen Decken bereitet hatten.

Der Delaware kam, den Sohn des Hauses zu begrüßen.

„Daß du, alter Krieger," sagte er, ihm die Hand schüttelnd, „trotz deiner Jahre an des Vaters Seite nicht fehlen würdest, wenn dieser zum Kampf auszieht, wußte ich. Es ist gut, daß du bei uns bist."

„Mahanatha da, wo Redwood ist," sagte der Indianer einfach.

„Natürlich, Mahanatha, — man muß, wie ich merke, dir jetzt deinen Kriegernamen geben, du gehörst ja zur Familie. Nun, der „starke Bär" wird uns zeigen, wie man den Feind umarmt."

Er ließ sich hierauf am Feuer seines Vaters nieder.

„Von wo kommst du, John?"

„Vom unteren Delaware, Vater. Jersey ist gänzlich vom Feinde geräumt."

„Was du sagst!"

„Durchaus frei, und ich glaube nicht, daß die Königlichen je wieder ihren Fuß auf seinen Boden setzen werden."

„Das ist ja ein gewaltiger Umschwung."

„Ja, das ist es. Aber die Anstrengungen der letzten Zeit waren groß, und der General hat mir befohlen, Urlaub auf vier Wochen zu nehmen und mich zu erholen."

„Was die Erholung betrifft, John, da bist du gerade zur rechten Zeit gekommen," sagte lächelnd sein Vater.

„Laß mich nur ausschlafen, Vater, so sollst du mich frisch genug finden, aber ich bin todmüde."

„Schlafe, John, schlafe, der morgende Tag wird rauh werden."

Erschöpft streckte der junge Offizier sich am Feuer nieder, und die anderen folgten seinem Beispiele, sodaß bald die ganze Schar in tiefen Schlaf versenkt war. Nur der alte Delaware saß aufrecht am Feuer, regungslos seine Pfeife rauchend und in dem rötlichen Strahl, der die dunklen Züge traf, anzuschauen wie der Geist dieser Wälder.

Die Sterne deuteten auf das Herannahen des Morgens, als der Indianer sich erhob und Reizenstein weckte.

„Es Zeit, Redwood."

„Es ist noch dunkel, Bill," sagte dieser, leicht den Schlaf abschüttelnd.

„Es hell genug für Pferde, müssen weiter —, daß bald am Creek, sonst schwer hinüber, wenn Oneida wissen, daß kommen."

„Ist Hotspur zurückgekehrt?"

„Er warten an Creek, er sehen, ob nicht Feind an Furt."

Alsbald wurden die Schläfer geweckt, in aller Eile an den frisch emporflammenden Feuern Kaffee gekocht, von dem jeder Reiter seinen Vorrat als unentbehrlich im Walde mit sich führte, dann aufgesessen, allen Schweigen und die größte Vorsicht anempfohlen, und mit vorausgesandten Spähern bewegte sich die Reiterschar, die Männer in ihre wollenen Decken gehüllt, rasch vorwärts.

Die Straße wurde immer schwieriger, obgleich der heraufdämmernde Tag bald die Bewegungen erleichterte. Roß und Reiter aber waren gewöhnt, jedes Hindernis, welches der Wald bot, mit Leichtigkeit zu nehmen, und so ließen sie in kurzer Zeit manche Meile hinter sich.

Drei Stunden mochten sie im Sattel gesessen haben, als Bill Reizenstein sagte, es sei Zeit, zu halten.

Alles zügelte die Rosse, und Bill stieg ab und schritt in den Wald hinein, gefolgt von Hugo und John, welche gleichfalls die Pferde zurückgelassen hatten.

Der Indianer ging mit größter Vorsicht voran und winkte endlich den beiden jungen Leuten, stehen zu bleiben, als durch die Büsche der Spiegel des Creeks sichtbar wurde.

Lautlos bewegte sich der Delaware bis nahe ans Ufer und ließ dort in täuschender Nachahmung das Pfeifen des Rakoons hören.

Von drüben antwortete der Ruf des Whippoorwill, und Hugo und John gewahrten, wie aus dem Walde jenseits des Creeks Hotspur an das Ufer trat und winkte.

„Gut!" murmelte Bill, schritt ohne besondere Vorsicht zurück zu den Reitern und meldete dort: „Die Furt frei, Redwood, Hotspur schon drüben."

„Dann reite voran, Häuptling." Der Delaware stieg zu Pferde, und alle folgten ihm langsam zu dem Creek.

Mit großer Sorgfalt die Stelle auswählend, welche den Uebergang gestattete, ritt Bill endlich ins Wasser, dem Pferde ging dasselbe bis an den Bauch, worauf alle, einer nach dem andern, ihm folgten und nach wenigen Minuten ohne Unfall das jenseitige Ufer des wohl achtzig Schritte breiten Creeks erreichten, dessen Umgehung einen ganzen Tag gefordert haben würde, da er sich, von Sümpfen umgeben, weit ins Land hinein erstreckte.

Die beiden Indianer wechselten rasch einige Worte, dann trat Hotspur zu Reizenstein und berichtete ihm in seiner Weise, daß die in das Land eingefallene räuberische Schar in der Nacht eine Ansiedlung, etwa fünf bis sechs Meilen entfernt von ihrem jetzigen Standpunkte, überfallen und verbrannt haben müsse, er habe von einem Baume, den er erklettert, den Feuerschein gesehen. Die Dunkelheit habe ihn verhindert, nach dem Feinde umzublicken, auch habe er die Furt bewachen müssen, in der Befürchtung, daß der Feind sie kenne und entweder benutze oder besetze. In letzterem Falle genügten wenige Schützen um jeden Uebergang unmöglich zu machen.

Da nach der Indianer Aussage ein Vordringen in den Wald zu Pferde nicht möglich erschien, befahl Reizenstein, abzusitzen, und wählte zehn Männer aus, denen die Bewachung der Pferde und der Furt als Rückzugsmittel im Falle einer Niederlage anvertraut wurde.

Nach kurzer Beratung mit dem Sheriff, den älteren Farmern und den Indianern, wurden die zum Kampfe bereiten Männer in zwei Abteilungen geordnet, von denen die erste unter allgemeiner Zustimmung dem Kapitän der Kongreßarmee John Melvill anvertraut wurde, während sein Vater die zweite führte.

Die erste Abteilung schritt in den Wald, der sich bald in einen Sumpf verlor, den zu passieren genaue Ortskenntnis und große Vorsicht erforderte.

Bill ging an der Spitze, ihm folgten John und Hugo und dann in indianischer Ordnung, das ist, einer nach dem andern folgend, die übrigen.

Es war ein schwieriger und gefährlicher Weg, den sie zurückzulegen hatten, schwierig selbst für diese geübten Waldleute, und nur die Vorsicht und unfehlbare Sicherheit des Indianers behütete sie vor Schaden.

Oft bis an die Knie watend, dann von Baumstamm zu Baumstamm, welche ungezählt dort am Boden moderten, springend, sich gegenseitig stützend und helfend, legten sie den schaurigen Pfad unter dunkeln Cypressen und roten Cedern zurück. Die jungen Leute überfiel die Angst, daß die Kraft des Onkels diesem Wege nicht gewachsen sei, doch beruhigte sie Bill, dem sie ihre Besorgnisse mitteilten. „Er kräftig, Redwood, Hotspur bei ihm, der sehr stark und jünger als Bill, er ihm helfen, keine Angst um Onkel."

Länger als eine Stunde dauerte der so anstrengende Marsch durch den Sumpf, als endlich Bill, indem er die Hand erhob, Halt gebot. Er ließ den Schrei der Eule hören und mit Sprüngen, gewandt und kräftig wie die eines Panthers, kam Hotspur heran.

Während alles in tiefem Schweigen hielt, gingen die Indianer nach vorn. Sie kamen erst nach geraumer Zeit zurück und winkten dann, zu kommen.

Nach kurzer Frist erreichte die Schar festen Waldboden.

Wieder fand eine kurze Besprechung statt, deren Resultat war, daß beide Abteilungen, die zweite fünfzig Schritte hinter der ersten, vorsichtig in der von den Indianern angegebenen Richtung vordringen sollten, und zwar die einzelnen Kämpfer parallel, in ausgedehnter Linie, doch so, daß keiner die Fühlung mit seinem Nebenmanne verlöre. Mehrere der Farmer führten ihre Jagdhörner mit, und Reizenstein verständigte sich mit John über einige Signale.

Schweigend und mit großer Gewandtheit hatten sich die geübten Waldleute, den erteilten Befehlen gemäß in zwei Treffen geordnet, und der Vormarsch begann.

Allen voran gingen die beiden Indianer, ihnen folgten Hugo und John und dann in Linie die andern.

Rasch und geräuschlos drangen sie vor, die Indianer waren den Augen der folgenden bald entschwunden.

Den Sinnen der Männer machte sich bei weiterem Vordringen ein brandiger Geruch bemerkbar, der sie mit trüben Ahnungen erfüllte.

Als der Wald lichter wurde, kehrten die Indianer zurück, vom Feinde war nichts bemerkt worden; die erste Abteilung sammelte sich am Waldrande und erwartete die zweite.

„Oneida fort," sagte der Delaware, „er, denk' ich, weit fort, er nicht bleiben, wenn Wigwam verbrennen. Können gehen."

Dennoch wurden mehrere junge Leute als Späher rechts und links den Waldsaum entlang gesandt, und dann erst verließ die Schar mit großer Vorsicht den Wald.

Ein erschreckender Anblick bot sich ihren Augen als sie unter den Bäumen hervorschritten.

Ein Dutzend und mehr größerer und kleinerer Blockhütten lagen in rauchendem und glimmendem Schutt am Boden, nur die aus Lehmziegeln aufgeführten Schornsteine standen aufrecht, das Bild noch schauriger machend.

Felder, Fenzen waren zerstört, und dort brannte noch ein Streifen indianischen Kornes.

In finsterem Schweigen, mit beklemmten Herzen gingen die Männer auf die Brandstätte zu.

Bald bot sich ihnen ein Anblick, der selbst dem an Schreckensszenen Gewöhnten das Blut gerinnen machte.

Zwischen den Trümmern lagen halbverkohlte, durch Menschenhand gräßlich verstümmelte Leichen von Männern, Weibern und Kindern bis zum Säugling hinab, dazwischen Kadaver von durch die Flammen getöten Haustieren: Pferden, Rindern und Schweinen.

Das Feuer und der Tomahawk hatten hier ihr grausiges Werk vollbracht.

Wilder Grimm faßte die Männer bei dem entsetzlichen Anblick.

Sie schritten umher zwischen den rauchenden Trümmern, spähend, ob noch etwas Lebendes unter ihnen zu entdecken sei, aber alles war still, alles still und tot.

Schaudernd sagte Reizenstein zu Hugo, der von dem Anblick wie er entsetzt war: „Solche Feinde läßt Englands Minister auf das wehrlose Volk dieser Staaten los. O, pfui der Schande!"

In seinem eiligen Indianertrab nahte vom Walde her jetzt Hotspur, welcher, während die Schar die Trümmer untersuchte, eiligst auf der breiten Spur des abgezogenen Feindes nachgewandelt war.

„Warum hier stehen und schwatzen?" sagte er zu Reizenstein, „Oneida dort."

„Wo, Mohawk?"

„Er dort!" und der Indianer wies nach Osten, der entgegengesetzten Seite von der, auf welcher sie aus dem Walde getreten waren.

„Hast du den Feind gesehen?"

„Ihm sehen, er lagern an Bach, fürchten keine Gefahr, können nicht denken, daß kommen durch Sumpf, er keine Wachen, schmausen an Feuer."

„So hätten wir sie also, Mahanatha," sagte Reizenstein.

„Ihm fangen, ja. Er erwarten Feind von Osten, Bach herunter, wir gehen Bach hinauf —, er lagern an tiefem Sumpf, können nicht zurück, wenn nicht kennen Pfad."

„Befinden sich wirklich weiße Männer unter ihnen, Hotspur?"

„Weißer Mann, fünf — sechs, ihm kennen, ob sich auch malen wie Oneida."

Die Indianer besprachen sich kurz, und Bill wandte sich dann an Reizenstein mit den Worten: „Es ganz so wie Mahanatha denken, Redwood, ihm überraschen und Weg abschneiden."

„Was rätst du also, alter Krieger?"

„Ich kenne die Stelle, wo er lagert. Gehen dort in Wald Master John," er deutete nach Nordosten hin, „und Redwood hier," er wies der zweiten Abteilung dadurch eine mehr zurückliegende Stellung an, „treffen auf Bach, gehen langsam an Bach hinauf, bis Oneida vor sich, dann greifen an —, er kann nicht zurück, muß auf Büchse zulaufen. Er nimmer denken, kommen von Chestercreek —, er wissen, nicht viele leben, welche Pfad durch Sumpf kennen."

„Gut, ich verstehe dich, Bill, wir wollen tun, wie du sagst."

„Ich kenne den Platz auch, Redwood," sagte einer der umstehenden Farmer, „der Indianer hat ganz recht, wenn wir sie dort fassen, müssen sie fechten; ich kann euch führen."

„Gut," sagte Bill, „er führen Redwood, ich Master John."

Hotspur, der langsam durch die Trümmer geschritten war, mit gleichgiltigem Auge die Zerstörung anschauend, dann und wann seiner Gewohnheit nach den spähenden Blick zu Boden richtend, ließ plötzlich einen Aufschrei vernehmen, der bei einem Indianer von hoher Aufregung zeugte, und starrte wie ein wildes Tier mit funkelnden Augen zu Boden.

Eilig ging der Delaware auf ihn zu, und auch Reizenstein und die andern traten näher.

Hotspur winkte ihnen zurückzubleiben, und alle bis auf Bill blieben stehen.

Der Mohawk deutete auf eine Fußspur, der Delaware richtete sein Auge darauf, und auch ihm entfuhr ein leiser Schrei.

„Was haben denn die Indianer dort?" äußerte John, „das muß ja eine außerordentliche Entdeckung sein, die selbst unseren Bill in Aufregung bringt."

Die Indianer beugten sich zur Erde nieder und untersuchten augenscheinlich eine Spur, gingen einige Schritte und wiederholten die Bewegung, sie maßen mit den Stielen ihrer Aexte Stellen am Boden und richteten sich dann wieder auf, Hotspur mit unheimlich funkelnden Augen.

Der Delaware rief Reizenstein und den jungen Männern heranzukommen, und wies, als sie neben ihm standen, mit dem Finger auf einen in dem weichen, feuchten Boden deutlich erkennbaren, genau ausgeprägten Abdruck eines menschlichen Fußes und sagte in seinem tiefen Kehltone: „Das stechende Auge."

„Konski?" schrie Hugo auf.

Alle richteten die Blicke auf die Spur.

„Das ist aber ein Mokassin, Bill," sagte John.

„Wenn weißer Mann trägt Mokassin, es immer weißen Mannes Fuß, nie Indianer. Dies weißer Mann, dies ‚stechendes Auge'."

„Konski!" sagte jetzt auch der Mohawk mit finsterem Nachdruck, „seine Spur kennen in Stiefel, in Mokassin, kennen unter tausend Füßen."

„Wie sollte der Mensch hier unter die Oneidas kommen?" fragte Reizenstein.

„Das dürfte nicht schwer zu erklären sein," entgegnete John, „der Bursche war ohne Geld, er hat selbst seinen Judaslohn nicht erhoben, denn sicher hätte ich ihn hängen lassen, wenn er erreicht worden wäre, weil er auf Hugo schoß, als dieser schon mein Gefangener war. Gleichfalls wußte er, daß unsere Männer ihm den Tod geschworen hatten wegen des unnützen und grausamen Mordes des jungen Jägers. Er ist noch während der Aufregung des Gefechtes entflohen, und da er die Hessen noch mehr fürchten mußte als uns, wahrscheinlich nach Norden, den Canadas zu. Entweder ist er von dieser Mordbande gefangen genommen worden, oder er hat sich in seiner Verzweiflung freiwillig ihnen angeschlossen, wie sich ja an den Grenzen immer einige von der Menschheit ausgestoßene Individuen unter dem Indianergesindel herumtreiben."

„Nun, Gott gebe, daß Ihr Recht habt, Indianer, und endlich den Schurken die Gerechtigkeit ereile," sagte hierauf Reizenstein. „Aber nun vorwärts, Leute."

Wie verabredet, schritten die beiden Abteilungen in kurzem Abstand von einander dem Walde zu, die Indianer, mit der Gier von Bluthunden den Boden durchforschend, voran.

Dort fanden sie die am Waldsaum aufgestellten jungen Leute, welche weit und breit nichts Verdächtiges bemerkt hatten.

Die beiden Abteilungen trennten sich, um in auseinandergehenden Linien vorzudringen.

Johns kleine Schar, welcher die beiden Indianer voranspähten, erreichte nach einem mit der größten Vorsicht, im tiefsten Schweigen ausgeführten Marsche das mit dichten Büschen besetzte Ufer des Baches und schlich in deren Schutze langsam an ihm hinauf.

Bald vernahmen sie den Lärm, welchen ein sich in voller Sicherheit wähnendes Indianerlager vernehmen läßt, wenn die Insassen desselben in gehobener Stimmung sind. Denn nur das Bewußtsein, vor jedem Angriff

vollständig geschützt zu sein, konnte sie veranlassen, die auf ihren Kriegszügen übliche Vorsicht außer Acht zu lassen. Die Stellung der Indianer war gut gewählt, wenn ihre Berechnung in Bezug auf die Seite, von welcher Gefahr drohen konnte, sich als zutreffend erwies, denn ihren Rücken deckte ein ungangbarer Sumpf, ihre Flanke nach Westen gleichfalls, denn daß von dort, vom Chestercreek, aus ein Feind kommen könne, lag ihnen außerhalb jeder Möglichkeit, sodaß ihrer Annahme nach nur der Osten die Gefahr senden konnte, nach welcher Richtung hin auch in Tat einige Späher ausgeschickt worden waren.

Im Falle eines übermäßigen Angriffs von dieser Seite blieb ihnen dann der Rückzug in den Sumpf, welchen die Farmer unter Bills Führung eben überschritten hatten, und nach der Furt das Chestercreek.

Es war anzunehmen, daß einige von ihnen den Pfad durch diesen schwer passierbaren Swamp kannten.

Das aus dem Lager tönende Geräusch von wildem Gelächter, gellenden Rufen und eifrigem Schwatzen schützte die Heranschleichenden besser als die größte ihrerseits beobachtete Vorsicht.

Als sie sich dem Lager gegenüber befanden, hob Bill die Hand —, das Zeichen pflanzte sich weiter fort, und alle standen lautlos.

Vorsichtig durch die Büsche lugend, blickten sie auf die wilde Szene eines indianischen Gelages.

Das jenseitige Ufer, so weit der Boden fest war, zeigte nur wenige Bäume, und den Hintergrund bildeten die dunklen Cypressen des Sumpfes.

Um hellbrennende Feuer lagerte die gräßlich bemalte Schar der Indianer. Fleischstücke brieten an mehreren derselben und verbreiteten ihren Duft.

In einzelnen Gruppen saßen oder lagen die wilden Räuber umher. Einige verzehrten mit indianischer Gier Stücke halb rohen Fleisches, andere rauchten, und überall kreiste der Becher mit Rum oder Whisky.

Die bereits halb Trunkenen vollführten einen wilden Siegeslärm und befanden sich nach ihrer letzten Heldentat augenscheinlich in der besten Laune.

Was das Grausige der Szene erhöhte und die Wut der Pflanzer steigerte, war, daß viele der Wilden sich mit Kleidungsstücken der von ihnen erschlagenen Opfer, hauptsächlich von Frauen stammend, in lächerlicher Weise geschmückt hatten.

Einige Augenblicke schauten sie mit einem aus Zorn und Verachtung gemischten Gefühle auf die Räuberbande, und jeder, die Büchse schußbereit in der Hand, suchte sich sein Opfer aus.

Hotspur flüsterte dem Delawaren zu: „Konski lebendig haben, Vater."

Dieser nickte.

Während sie noch, von dem Anblick gefangen, auf die sorglosen, so gänzlich überraschten Feinde blickten, sprangen plötzlich einige der Indianer, welche weiter den Bach hinab lagerten, auf und griffen nach ihren Waffen.

„Jetzt Zeit!“ rief der Delaware, riß die Büchse an die Wange und feuerte.

Dem einzelnen Schuß folgte eine aus dreißig Gewehren abgegebene Salve.

Furchtbare Verwirrung in dem so jäh und blutig aufgescheuchten Lager, wildes Geschrei, gellende Schmerzensrufe, Todesröcheln antworteten dem Knall der totbringenden Büchsen.

Verwundete wälzten sich am Boden, doch die übrigen sprangen auf, griffen in Eile nach ihren Waffen und verschwanden hinter den nächsten Bäumen, Büschen und Erdhügeln.

Jetzt ließ der Delaware seinen Schlachtschrei hören und rief seinen einst so gefürchteten Namen den Feinden zu.

Der Mohawk tat ein gleiches: „Hier Papaganawe, der Mohawk!“

Wildes Geschrei von drüben antwortete der Herausforderung.

Die funkelnden Augen der Indianer spähten nur nach einem aus, nach Konski.

Das wohlgezielte Feuer der kleinen Schar hatte den Feinden wohl an zwanzig Mann gekostet, von denen die Mehrzahl tötlich getroffen war.

Einen Augenblick herrschte auf beiden Seiten tiefes Schweigen, die Farmer luden eilig ihre Büchsen und der überraschte Feind beriet sicher seine Verteidigungsmaßregeln.

Ihrer gespannten Aufmerksamkeit entging es nicht, wie eine Schar Oneidas, gleich Schlangen am Boden kriechend, sich auf sie zu bewegte, während eine stärkere Anzahl, aber unerreichbar von ihrem Standpunkte aus sich weiter unten dem Bach näherte, augenscheinlich, um ihn zu überschreiten und ihren linken Flügel zu umgehen.

Es war überraschend, wie die so jäh überfallenen, halbtrunkenen Wilden mit solcher Umsicht sich anschickten, dem unsichtbaren Feinde zu begegnen.

Ein langezogener Hornton warnte die zweite Abteilung vor dem Angriff.

Da entluden sich auch schon die Büchsen der unter Reizenstein fechtenden Farmer, und heulend stürzten die zum zweitenmale überraschten Wilden zu ihren Deckungen zurück.

„Das war der Vater,“ sagte John, „er hat sie gut gepfeffert.“

„Er, alter Krieger, Redwood, er schon fechten,“ stimmte Bill bei.

Ihnen gegenüber ließen sich jetzt die Waffen der mit so großer Vorsicht genahten Indianer vernehmen, und leider nicht ohne Erfolg, denn einer der jungen Farmer stürzte zu Tode getroffen nieder, und zwei andere wurden verwundet.

„Ihm alle mehr zusammenziehen, Master John, blasen für Vater, er herankommen. Oneida gleich herüberspringen, können nicht rückwärts, müssen hier durch.“

Der Angeredete ließ durch das Horn dem Vater melden, daß er sich näher heranbewegen solle, auch forderte er seine Leute auf, sich zusammenzuziehen.

„Lockert die Messer, Männer, sie werden gleich stürmen."

Hotspur war verschwunden.

Unter den Feinden mußte große Verwirrung herrschen, man sah einige hin und her laufen, hörte wilde Stimmen, und das Feuer, welches von drüben unterhalten wurde, war sehr unregelmäßig.

„Wenn jetzt stürmen," sagte Bill, „nicht schießen, er nur betrügen, erst schießen, wenn in Bach."

John schärfte diese Mahnung des erfahrenen Waldkriegers den Leuten ein.

„Wie ist dir zu Mute, Hugo?" fragte er seinen neben ihm stehenden Vetter.

„Mir geht das Herz auf beim Krachen der Büchsen."

„So mir, — hier kann ich doch endlich einmal zu wirklichem Kampfe kommen."

Der Delaware flüsterte den beiden jungen Leuten zu: „Wenn Konski sehen, nicht töten, ihn lebendig fangen."

„Ja, Bill, du hast recht, der Schurke darf nicht im Kampfe mit ehrlichen Männern fallen, der muß am höchsten Baume hängen."

Ein grimmiges Lächeln fuhr über die Züge des Indianers, aber er sagte nichts.

Der Feind schien sich endlich über den Angriffsplan verständigt zu haben, denn man bemerkte eine Bewegung unter den roten Kriegern, welche Hugo aufmerksam durch sein Glas verfolgte.

Er gewahrte, daß der Feind auf seinem rechten Flügel Kämpfer vorschob, und teilte dies dem Delawaren mit.

„Wie viel?" fragte dieser. „Ihm zählen."

„Ich habe fünfzehn gezählt."

„Er nur Scheinangriff auf Redwood, er kommen hier. Ja nicht Feuer entlocken lassen."

Während all' dieser Vorbereitungen waren von Reizensteins Schar, welche sich langsam näher heran gezogen hatte, etwa zwanzig Mann bei ihnen eingetroffen und verstärkten die Linie, um dem erwarteten Angriffe zu begegnen. Auch ihnen wurde eingeschärft, nicht sofort beim Erscheinen des Feindes zu schießen.

Gegen den linken Flügel eröffnete jetzt der Feind ein lebhaftes Feuergefecht, welches gemessen von den noch weiter unten befindlichen Kämpfern erwidert wurde.

John und seiner verstärkten Schar gegenüber sprangen plötzlich mit wildem Geschrei etwa fünfzig und mehr Krieger empor, um sich ebenso rasch, als sie aufgetaucht waren, auch wieder zu Boden zu werfen.

Dank der Warnung Bills entlud sich kein Schuß auf Seite der Farmer.

„Jetzt er kommen," sagte Bill und fühlte nach seinem Schlachtbeil, „er in Verzweiflung, — müssen hier durch."

Es war in der Tat des Feindes einzige Rettung, sich hier durch-

zuschlagen, da gleich oberhalb ihres Lagers der Sumpf sich bis zum Ufer des Baches ausdehnte, und dieser nur mit großer Lebensgefahr zu betreten war.

Von neuem sprangen die Indianer in die Höhe und stürzten, Büchse und Axt schwingend, mit dem ganzen Ungestüm indianischer Wut unter ihrem grausigen „Heho!" nach vorn.

Die Reizenstein gegenüber im Kampfe lagen, brachen diesen ab und liefen gleich Hirschen den Bach hinauf, um sich den so Angegriffenen anzuschließen.

Die Büchsen Johns, Hugos und der Farmer entluden sich, aber ihre Schüsse waren trotz kräftiger Wirkung, unvermögend, den Sturm abzuhalten. Die Indianer waren bereits im Bach und gewannen das Ufer.

Von drüben gellte plötzlich Hotspurs Schlachtschrei, und sein Gewehr blitzte auf.

Er war im Bach vorsichtig herabgeschlichen und hatte, wo der feste Boden begann, das jenseitige Ufer betreten.

Furchtbar war der Anprall der verzweiflungsvollen Indianer, mit Messer, Büchse, Beil wurde wütend gefochten, Tote und Verwundete auf beiden Seiten, wildes Ringen mordgieriger Gegner.

Aber den dezimierten Oneidas, welche an den starken und gewandten Jerseymännern gewaltige Gegner hatten, kam es augenscheinlich nur darauf an, sich einen Ausweg zur Flucht zu bahnen, das Ringen war deshalb blutig, aber kurz, sie ließen eine Anzahl Tote und Verwundete zurück, und der Rest verschwand mit großer Eile im Walde nach Osten zu.

Das Ufer herauf kam Reizenstein mit dem Rest seiner Schar, aber zu spät, um in den Kampf einzugreifen.

Reizenstein zählte unter den von ihm geführten Leuten nur einige Verletzte, während Johns Abteilung fünf Tote und zwölf teils schwer, teils leicht Verwundete zu beklagen hatte.

Bei dem wütenden Kampfe, Leib an Leib, mit den zur Verzweiflung getriebenen Räubern, hatte niemand bemerkt, daß Hotspur jenseits des Baches, dicht am Ufer desselben, mit einem riesenhaften Indianer rang.

Es gehörte des geschmeidigen Mohawk ganze Gewandtheit dazu, dem größeren und stärkeren Gegner nicht zu unterliegen. Doch war er zu stolz, um nach Hilfe zu rufen.

Bill gewahrte es und sprang sofort auf das andere Ufer hinüber.

Er fand es unmöglich, Hotspur beizustehen, der Oneida hatte ihn niedergerissen, und beide wanden sich gleich Schlangen in wilder, stummer Wut am Boden.

Der fremde Wilde war seinem Gegner weit an Stärke, aber nicht an Gewandtheit überlegen. Jeder der beiden Kämpfer, welche die abgefeuerten Büchsen weggeworfen hatten, führte das Messer in der Faust, aber die Linke umfaßte dabei mit der Kraft der Verzweiflung des Gegners bewehrte Rechte, um sich vor dem Todesstoß zu schützen.

Wechselseitig sich so an den Händen haltend, hin und her zerrend und windend, sich mit den Beinen umschlingend, bemüht, die rechte Hand der linken des Gegners zu entreißen, boten sie ein schreckliches Schauspiel menschlicher Kampfeswut.

Der Delaware stand mit dem blitzenden Tomahawk daneben, unvermögend, zu Gunsten des Freundes einzugreifen, da bei den schnellen Bewegungen der Streitenden kein sicherer Streich nach dem Oneida zu führen war. Am Bache standen die Männer, wie gebannt, atemlos dem wütenden Ringen zuschauend. Hotspurs Kraft ließ sichtlich nach, aber eine letzte Anstrengung brachte ihn noch einmal nach oben, er lag auf des Gegners Brust. Zwischen dieser und seiner eigenen fühlte er dessen das Messer haltende Hand, die seine Linke immer noch umklammert hielt, er erhob sich etwas, es gab Raum zwischen den Körpern der Kämpfenden, und wie sich Hotspur von seiner Brust entfernte, hob der Oneida die Faust. Plötzlich ließ der Mohawk diese fahren, warf sich aber gleichzeitig mit ganzer Wucht nieder auf den Gegner und drückte ihm so das eigene Messer in den Leib.

Dieser zuckte zusammen und ließ die Rechte des Mohawk seiner umklammernden Linken entgleiten, mit Gedankenschnelle fuhr ihm Hotspurs Messer in die Kehle.

Empor sprang dieser, stieß einen weithin hallenden Schrei aus, warf sich dann wieder von neuem auf den sterbenden Gegner, faßte dessen Skalplocke, und eine Sekunde später schwang er dieses blutige Siegeszeichen des indianischen Kriegers in wilden Schwingungen um das Haupt, während seine schwer atmende Brust gellende Siegesrufe ausstieß.

Ruhig steckte Bill sein Schlachtbeil wieder in den Gürtel und sagte: „Papaganawe ist ein großer Krieger."

Die Farmer schrieen dem Sieger jubelnd zu.

Hotspur hatte den gefürchteten ersten Häuptling der Oneidas bezwungen. Doch kaum war dessen Skalp an seinem Gürtel befestigt, als er hastig den Delawaren fragte: „Wo ist das stechende Auge?"

„Ich sah ihn nicht im Gefecht, ich glaube, er ist entkommen."

„Wir wollen ihn suchen und finden, ich habe ihn am Beine verwundet, er wird nicht weit kommen."

„Deshalb war mein junger Bruder auf dieser Seite des Baches."

„Deshalb. Ich erkannte ihn trotz seiner Bemalung und schoß auf ihn, damit er uns nicht entrinne, da stürzte der Oneida auf mich zu."

„Mein junger Bruder hat gut getan. Wir wollen das stechende Auge suchen, komm."

Bill und Hotspur gingen dann über den Bach zurück, wo einige der Leute beschäftigt waren, den Verwundeten die erste Hilfe zu leisten.

Die Farmer waren durch ihre schweren Verluste und den schaudervollen Anblick der zerstörten Ansiedlung und ihrer gemordeten Bewohner auf das äußerste erbittert.

Die jüngeren Männer suchten das Schlachtfeld ab, und jeder noch atmende Indianer wurde kaltblütig mit dem Messer abgetan, kein Verwundeter blieb leben.

Der Verlust der Indianer betrug fast die Hälfte ihrer auf hundert Kämpfer geschätzten Zahl. Unter den Verwundeten befanden sich auch zwei Weiße, welche aber nach indianischer Art gekleidet und bemalt waren.

Man wußte, daß Weiße, welche sich zu raub- und mordlustigen Indianern hielten, um gegen ihre eigene Rasse zu kämpfen, zum Auswurf der Menschheit gehörten, doch ehrte man ihre Abstammung dadurch, daß man ihnen eine Kugel durch den Kopf jagte, statt ihnen die Kehle abzuschneiden.

Die verwundeten Farmer waren verbunden, und die Frage wurde aufgeworfen: Was nun?

Der reckenhafte Dobbie vom Delaware sagte: „Ich bin dafür, den Mordhunden nachzuspüren und sie Mann für Mann niederzuknallen."

„Ja! Ja! Recht, Dobbie!" riefen die jüngeren Leute.

Andere glaubten, genug getan zu haben und hielten die Verfolgung flüchtiger Indianer für zeitraubend und aussichtslos.

„Was denkt Ihr, Redwood," redete der Sheriff Reizenstein an, „seid Ihr für eine Verfolgung?"

„Ich selbst dürfte für eine solche wohl zu alt sein, aber wenn die jüngeren Leute den Schuften nachsetzen wollten, würde ich es mit Freuden begrüßen, sie sind noch stark genug, um Unheil anzurichten."

Die beiden Indianer traten auf Reizenstein zu und der Delaware sagte: „Redwood muß verfolgen."

„Warum Bill?"

„Er stechendes Auge suchen, morden Bruder."

„War der Schurke wirklich unter den Oneidas?"

„Hotspur ihm sehen, schießen in Bein, er nicht weit kommen."

„Ja, Bill, dann will ich nachsetzen, und ging es bis an das Ende der Welt," sagte der alte Herr feurig. „Du hast ihn also erkannt, Hotspur?"

„Ihm kennen, ihm sehen, so nahe, ihm schießen, nicht tot, ihn lebendig fangen."

„Sheriff," sagte Reizensten, „lassen wir die Männer abstimmen. Einige müssen bei den Verwundeten bleiben, wer aber mit mir gehen will, der hebe die Hand, ich setze die Verfolgung fort."

„Nun, wenn Ihr geht, Redwood," sagte der Sheriff, „dann gehe ich auch, was Eure Knochen aushalten, ertragen die meinigen auch noch."

Etwa dreißig der jüngeren Farmer erklärten sich bereit, den Flüchtlingen nachzusetzen, während die anderen die Verwundeten pflegten, die Toten begraben und Flösse zimmern wollten, um jene auf dem Bach, der nach Bills Aussage in den Chestercreek mündete, zurückzuschaffen.

Die erschlagenen Indianer ließ man liegen, wo sie gefallen waren.

„Ich muß euch sagen, Nachbarn," nahm Reizenstein das Wort, „ich habe bei der Verfolgung noch einen besonderen Zweck. Unter den Flüchtigen befindet sich ein weißer Mörder, der namenloses Unglück über meine Familie gebracht und einst meinen Bruder erschlagen hat, der, wie ihr wißt, in Redwood begraben liegt. Ihr müßt mir gestatten, daß, wenn dieser sich vom Haupttrupp getrennt hat, ich mit meinem Sohn, meinem Neffen und den Indianern, welche noch ihren besonderen Handel mit ihm haben, mich auf seine Sonderverfolgung mache."

„Recht so, Redwood, tut das," schrieen die Männer, von denen einige der älteren sich des Mordes noch entsannen, alle davon gehört hatten, „wir werden auch ohne euch mit den Hallunken fertig."

Nach kurzer Rast begann die Verfolgung.

Die Oneidas hatten in ihrer wilden Flucht auch nicht einmal den Versuch machen können, ihre Spur zu verbergen, diese lag breit und offen da, sie hatten ihr Heil nur in der Eile gesucht.

Bill und Hotspur, welche die Schar der Verfolger führten, durchspähten den Boden nach der Spur Konskis.

Nur der Uebung und den unvergleichlich scharfen Sinnen dieser Männer konnte es gelingen, unter der Zahl eilig dem Boden aufgeprägter und sich gegenseitig verwischender Fußspuren die des Gesuchten herauszufinden.

Dennoch gelang es.

Hotspur erblickte sie zuerst. Er rief es dem Delawaren zu, dieser kam heran und bestätigte die Entdeckung.

Eine Meile weiter gewahrten sie dieselbe wieder, diesmal von der des großen Haufens, der in ununterbrochener eiliger Flucht fortgestürzt war, etwas entfernt.

Aufmerksam untersuchten die Indianer den Boden, der ihnen bekannte Fußabdruck war hier deutlich ausgeprägt.

„Er fängt an, müde zu werden, und scheint hinter den andern zurückgeblieben zu sein," sagte Hotspur.

„Zwei haben ihn im Laufen unterstützt," äußerte der Delaware, sich über die von Reizenstein auf den dürren Blättern kaum wahrnehmbaren Spuren beugend, „ein roter und ein weißer Mann."

„Wir werden ihn bald finden."

Bill teilte den Inhalt dieses indianisch geführten Gespräches den Freunden mit.

Die Indianer folgten jetzt aufmerksam und vorsichtig dieser Spur, während die Farmer der des großen Haufens nachgingen.

Nach einigen hundert Schritten zeigte es sich, daß die Konskis und seiner Begleiter nach rechts abbogen, während die der Oneidas gerade aus weiter liefen.

„Es scheint, wir müssen uns trennen, Sheriff," sagte Reizenstein zu

diesem, „unser Weg liegt hier. Die Indianer würde nichts in der Welt von dieser Spur abbringen, und wir müssen ihnen folgen."

„Geht, Redwood, geht und rächt einen Brudermord, wir folgen dieser Bande."

Nachdrücklich sagte Bill zu dem Sheriff, welcher die Farmer führte: „Ihm hüten, nicht in Hinterhalt fallen, Oneida sehr schlau. Lassen weißen Mann auf Spur weiter gehen, und liegen hinter Baum und schießen von Seite."

„Danke der Warnung, Bill, wollen schon Acht geben, daß uns die Hunde nicht überlisten."

Er schüttelte Reizenstein die Hand und schritt mit seiner Schar weiter, indes die Indianer die Verfolgung Konskis wieder aufnahmen.

Die Büchsen schußfertig, schritten Bill und Hotspur jetzt mit äußerster Vorsicht einher, mit den dunklen Augen bald den Boden befragend, bald den Wald durchforschend, während nach ihrem Wunsche die drei weißen Männer in einiger Entfernung folgten.

So kamen sie an einen seichten Bach, in den die Verfolgten hineingestiegen waren. Hier fand man auch einige Blutstropfen auf den Blättern des Bodens.

Die Indianer berieten einen Augenblick, was zu tun sei, dann sprang Hotspur auf die andere Seite des kleinen Gewässers und schritt dicht am Ufer her, während Bill auf seiner Seite dasselbe tat.

„Er wollen uns täuschen," sagte er leise zu Reizenstein, „und Spur verbergen. Er armer Schurke, er denken, Bill zweifeln, ob aufwärts oder abwärts gegangen in Wasser und verlieren Zeit. Ich wissen, er aufwärts gegangen, ich wissen, wo ihn finden."

Dann schlichen sie wieder lautlos den Bach entlang.

Hotspur blieb stehen und untersuchte den Boden. Er hob einige welke Blätter auf und deutete dann triumphierend auf die Spuren, welche aus dem Wasser auf das Land führten und mit der größten Sorgfalt mit abgefallenem Laub bedeckt waren.

Mit gedämpfter Stimme sagte der Delaware, als alle den Bach überschritten hatten, und auch er die Spur untersuchte: „Er wissen, daß Mahanatha auf seiner Fährte. Kennt Hotspur das Grab des Häuptlings?"

„Hotspur war nie in diesen Wäldern."

„Dort," und er deutete mit dem ausgestreckten Arm die Richtung an, „erhebt sich ein Hügel, und auf ihm schläft der Häuptling eines längst verschwundenen Volkes. Will mein Bruder hingehen und dort nach dem stechenden Auge suchen? Ich denke, der rote Mann, der bei ihm ist, kennt das Grab und hat ihn dorthin geführt. Der junge Häuptling muß einen Bogen machen, um sich ihm zu nähern, sie werden scharf auf ihrer Spur zurückblicken. Wir werden ihn hier erwarten."

„Hospur geht," sagte dieser einfach und verschwand geräuschlos in den Büschen.

Der Delaware und seine Begleiter legten sich nieder, und ersterer unterrichtete die andern von seiner Vermutung und der Mission des Mohawk.

Dann verhielten sie sich schweigend, nur der Bach murmelte sein eintöniges Lied, und der laue Wind bewegte von Zeit zu Zeit Zweige und Blätter, sonst lagerte tiefe Stille im Walde.

Noch nicht lange harrten sie so, als Hotspur wieder vor ihnen erschien.

Mit einem grimmigen Lächeln sagte er: „Mein Vater ist weise, das stechende Auge befindet sich auf dem Grabe des Häuptlings."

„Wer ist bei ihm?"

„Ein weißer Mann und ein roter Krieger."

Der Alte nickte.

„Fürchten sie Gefahr?"

„Sie glauben sich sicher!"

„Gut. Mein Bruder wird den Sohn der offenen Hand mit sich nehmen, auf dem Wege zurück gehen, den er gekommen ist, und auf der andern Seite des Grabhügels sich in die Büsche legen, Mahanatha wird mit Redwood und John der Spur folgen und sich von dieser Seite dem Feinde nähern. Dann wird mein Bruder mit der Klugheit und der Ruhe des erfahrenen Kriegers handeln."

Hotspur nickte und begab sich dann, gefolgt von Hugo, auf den Weg, um die ihm angewiesene Stellung einzunehmen, während der Delaware mit Reizenstein und John geradeaus in den Wald ging.

Das Grab des Häuptlings, unter diesem Namen war der Hügel bei Indianern und Weißen weit und breit bekannt, erhob sich wohl über dreißig Fuß und ziemlich steil ansteigend über dem ebenen Boden, aus dem er emporwuchs.

Daß das Ganze nicht etwa natürlicher Bodengestaltung, sondern der Menschenhand seinen Ursprung verdanke, wurde dem prüfenden Auge des Beschauers um so klarer, als die eine Seite nach Norden zu ein Stück uralten Mauerwerks zeigte, welches sich fast bis zur Höhe des Ganzen erhob und glatt und senkrecht anstieg, freilich verwittert und in allen Fugen die grünen Spuren der schaffensfreudigen Natur in Schlingpflanzen und kleinen Büschen tragend, welche sich dort eingenistet hatten.

Dieses sichtbare Stück Mauerwerk an der einen Seite, während ringsum Erde aufgetürmt war, erregte den Eindruck, als ob hier einst in vorgeschichtlicher Zeit ein Tumulus errichtet worden sei, dessen steinernen Kern man künstlich durch einen Erdaufwurf bedeckt hatte.

Viele Jahrhunderte mochten darüber hingeschwunden sein, und die Nordstürme nach und nach die Erdhülle auf der ihnen zugekehrten Seite entfernt und die Mauer bloßgelegt haben.

Auf das hohe Alter des Hügels, der von unbekanntem Menschengeschlechte errichtet worden war, ließen auch die vier starken Bäume

schließen, welche seinen Gipfel krönten, die wohl gar viele Jahresringe zählen mochten.

Die steilen Abhänge des Hügels waren nur mit Gras und kurzen Büschen bedeckt, ja, die nächste Umgebung — es mochte dies Folge eines Waldbrandes sein — zeigte nur Buschwerk, höhere Bäume fanden sich erst in einer Entfernung von fast hundert Schritten.

Das Grab des Häuptlings, und diese, Indianern und Weißen der Gegend gleichmäßig geläufige Bezeichnung mochte durchaus das Richtige in Bezug auf die Bedeutung des Baues getroffen haben, und einst in grauer Vorzeit den Gebeinen eines Großen der damaligen Welt errichtet worden sein, war kein übel gewählter Platz, um sich augenblicklicher Verfolgung zu entziehen, ja einen Angriff nachdrücklich abweisen zu können.

Der Aufgang war steil, schußfrei, die Mauer kaum zu ersteigen, und die starken Ahornbäume auf dem Gipfel sicherten selbst vor Schüssen, die etwa aus der Höhe der entfernteren Waldriesen abgefeuert werden mochten.

Auf der Spitze dieses Grabhügels zwischen den Bäumen und in einer kleinen Senkung des Bodens befinden sich drei Männer, zwei Weiße und ein Indianer.

Konski, scheußlich in seiner indianischen Malerei anzuschauen, saß finster da und verband sich eine Wunde am Bein mit Fetzen des leichten Calicogewandes, welches er trug.

Neben ihm lag ein Senekakrieger auf den Knieen, dem Kundigen als solcher kennbar an der Art seiner Kriegsbemalung, ein schon bejahrter, grimmig aussehender Mann, der aufmerksam das Auge nach der Seite gerichtet hielt, von wo sie gekommen waren.

Der andere weiße Mann, ein stämmiger rothaariger Bursche, ebenfalls bemalt und gekleidet nach Indianerweise, lag auf dem Rücken.

„Das ist ein guter Ort für einen Unterschlupf, Kameraden" sagte er zu Konski, „der Seneka hat gut geraten. Selbst wenn sie unsere Spur aufnehmen sollten, was ich nicht glaube, denn wenn sie sich an die Verfolgung machen, werden sie wie hitzige Schweißhunde dem großen Haufen nachjagen, so hat sie der Indianer doch mit zu großer Geschicklichkeit verdeckt, als daß sie uns hier auffinden sollten. Und sind einige so töricht, uns zu verfolgen, so ist dies der Platz, um eine Schlacht zu liefern, und in der Nacht entschlüpfen wir in den Wald."

„Verfluchter Mohawk," zischte Konski, den die Wunde schmerzte, grimmig.

„Kanntet Ihr den Burschen, der Euch anschoß?"

„Ja, ich kannte ihn," sagte Konski, und unwillkürlich lief ein Schauder über seinen Leib."

„Nun, der Panther," das war der Name des Oneidakriegers, mit dem Hotspur gerungen hatte, „wird dem Hähnchen, das zu früh krähte, schon die Zähne ins Hirn geschlagen haben," lachte der wüst aussehende Kerl.

„Die Farmer finden unsere Spur nie, wenn der Indianer tot ist, sind wir vor ihnen sicher."

„Es war noch ein anderer Indianer dort," sagte Konski, finster vor sich hinstarrend.

„Ich habe in dem Getümmel keinen bemerkt."

„Ich habe seinen Schlachtschrei gehört und verstanden."

„Meinetwegen, Blei geht so leicht in ein Indianerhirn wie in ein anderes. Aber eine blutige Frolic war's, und die Oneidas werden noch lange davon erzählen. Wie die Burschen nur von dieser Seite gekommen sind? Die Indianer, welche doch Erfahrung und Bodenkenntnis genug haben, gaben sich vollständiger Sicherheit hin und ich mit ihnen. Da kann man sehen, daß indianische Schlauheit nicht immer der der Weißen gewachsen ist."

„Sie wurden von einem großen Delawarenkrieger geführt."

„Du scheinst die Schurken zu kennen?"

„An dem Indianer habe ich erkannt, woher sie kamen. Es sind Männer vom Delaware."

„Ach so, richtig, da hast du ja wohl vor Jahren einen kleinen Handel dort gehabt, der dir die erste Bekanntschaft mit den Oneidas verschaffte. Diese Kerls haben doch ein gutes Gedächtnis."

„Schweig!" sagte Konski mit drohender Miene.

„Na, ruhig, Gevatter, was geht's mich an, wir haben alle solch' kleine Affären hinter uns, von denen man nicht gern spricht." Er streckte sich behaglich und fuhr fort: „Es ist doch besser, hier zu lagern, als gleich einem gehetzten Hirsch zu laufen, die ganze Meute hinter sich. Ich hätte es nicht mitmachen können, ebenso wenig wie du mit deinem kranken Bein, und der schlaue Seneka hatte auch keine Lust, dem Feind in den Rachen zu laufen. Diese blutigen Hunde, die Oneidas, hatten ja ganz den Kopf verloren. Hier bleiben wir die Nacht und schleichen uns morgen sachte davon, dem Delaware zu."

Der Indianer horchte plötzlich hoch auf.

„Was gibt's?" fragte der rothaarige Kerl, der unter seinen Genossen den bezeichnenden Namen Rothand führte.

„Oneida fechten," sagte dieser leise und dabei gespannt lauschend.

Die anderen strengten ihr Gehör an, vernahmen aber nichts.

„Ich höre die Büchsen knallen," sagte der Indianer, „— viel Büchsen. Ich ihm sagen, nicht dorthin gehen," fuhr der Seneka fort, „er nicht hören, Oneida toll."

Alle horchten mit gespannter Aufmerksamkeit.

In der Stille deutlich vernehmbar, krachte ein dürrer Zweig im Walde vor ihnen, — blitzschnell griffen die Männer nach den Büchsen, und die Augen suchten die Blätter zu durchdringen.

„Was war das?"

„Weißer Mann zertreten dürren Zweig," sagte der Seneka lakonisch, ohne eine Miene zu verziehen.

„Meinst du, daß sie unsere Spur haben, Seneka?"

„Werden gleich erfahren. Nicht sprechen, — horchen."

Mit auf das äußerste angespannten Sinnen lauschten sie.

Ein leises Pfeifen des Eichhorns ließ sich vor ihnen vernehmen, welches von der andern Seite erwidert ward.

Die beiden Weißen sahen sich betroffen an.

„Roter Krieger," sagte der Seneka mit immer gleicher Ruhe, „er hier, er dort."

„So haben sie unsere Spur doch?" sagte Konski mit vor Aufregung heiserer Stimme. „Nun, lebendig sollen sie mich nicht haben," murmelte er grimmig in sich hinein.

„Rothand dorthin sehen," sagte der Senekakrieger und wies nach der Seite, auf welcher sich die Mauer erhob — „‚stechendes Auge'", den Namen führte Konski auch bei diesen Indianern, hierher sehen —, werden kommen."

Er legte sich im Anschlage nieder, und die beiden andern folgten seinem Beispiele.

Gut waren sie hier zwischen den Bäumen in der kleinen Senkung des Bodens gedeckt.

Sie lauschten, aber kein Ohr vernahm einen andern Laut als das leise Rauschen der Blätter.

Plötzlich krachte ein Schuß, der Indianer stieß einen Schmerzensschrei aus und ließ die über den Rand liegende Büchse seiner Hand entgleiten, welche einige Schritte den Hügel hinunterrollte; er war von hinten in die rechte Schulter getroffen worden.

Der Gipfel einer mehr als zweihundert Schritt entfernten hohen Fichte zeigte eine Rauchwolke. Ueberrascht durch den aus solcher Entfernung und solcher Höhe abgegebenen Schuß, wie erschreckt durch den Schrei des Indianers, richtete sich der „Rothand" genannte Mann etwas auf und feuerte nach der Fichte, woher der Schuß gekommen war.

Vergeblich, denn Hotspur, der sie erstiegen, um von ihrem Gipfel aus mit der bei den Jägern erworbenen Geschicklichkeit aus solcher Entfernung einen Schuß abzugeben, hatte sich, die Zielsicherheit seiner Gegner kennend, sofort, nachdem er abgedrückt, auf die tieferen Aeste mehr fallen als gleiten lassen.

Gleichzeitig entlud sich in den Büschen am Saume des Waldes Hugos Büchse, und die wohlgezielte Kugel fuhr dem Rothand, der in der Ueberraschung und nach einem so hochliegenden Punkte feuernd, unvorsichtig den Kopf über die schützende Brüstung erhoben hatte, unter dem Auge in den Kopf. Ohne Laut sank er nieder. Ein gellender Triumphschrei Hotspurs ließ sich vernehmen, dem der des Delawaren von der andern Seite antwortete.

Konski zitterte.

Einen Augenblick dachte er daran, sich die Kugel seiner eigenen Büchse durch den Kopf zu jagen, doch die sich ans Leben klammernde Todesangst verwarf den Gedanken, so rasch er gekommen war.

Der Indianer, schwerer verwundet, als es den Anschein hatte, saß mit eherner Ruhe, den Rücken an einen der Bäume gelehnt, da.

„Ich werde dir Rothands Büchse laden, Seneka," sagte Konski hastig.

„Kann nicht schießen," stöhnte der Indianer in gurgelndem Tone, „Arm entzwei, Kugel in Brust —, es vorbei —, singen Totenlied," und in der Tat begann er mit geschlossenem Auge leise und eintönig zu singen.

Konski lud dennoch die Büchse Rothands und legte sie neben sich.

Der eintönige Gesang des sich zum Tode vorbereitenden Indianers drang schauerlich zu seinen Ohren.

Von zwei Seiten drohten unversöhnliche Feinde.

Hier war die senkrechte Mauer, diese war nicht zu ersteigen, von der Seite war er sicher.

Mit den Blicken eines zum Tode geängstigen wilden Tieres schaute er hernieder auf die Büsche, welche die totbringenden Gegner bargen.

Er bemerkte nicht, während sein Auge unaufhörlich spähend kreiste, wie in seinem Rücken Hotspur, die Mauer, da wo sie an das Erdreich grenzte, mit der Gewandtheit einer Katze emporklimmte, und hätte er es bemerkt, so konnte er auf den kecken Indianer keinen Schuß abgeben, ohne Kopf und Brust dem im Anschlag liegenden Hugo zur Zielscheibe darzubieten.

Er bemerkte es nicht, hörte es nicht, sein Auge hing krampfhaft an den Büschen, welche den Delawaren und seine Begleiter bargen.

Da — dort — über dem Busche zeigte sich schattenhaft die Mütze Bills, — ein Lächeln wilden Triumphes flog über Konskis Züge, — er zielte —, und donnernd entlud sich die Büchse —.

Daß ihm der schlaue Indianer nur die an einem Zweige vorgestreckte Kopfbedeckung gezeigt haben könne, kam ihm in seiner Aufregung nicht in den Sinn.

Noch war der Schuß nicht verhallt, als Hotspur, der darauf gewartet hatte, sich auf das Plateau schwang und ihm mit einem wahren Tigersprung auf dem Rücken saß, ehe er noch zu der zweiten Büchse greifen konnte.

Blitzschnell faßte der Indianer seine Arme und riß sie rückwärts, sodaß er ihn gänzlich wehrlos in der Gewalt hatte.

Ein gellender Schrei verkündete den Sieg.

Konski machte furchtbare Anstrengungen, sich zu befreien, aber Hotspur war ihm gewachsen.

Daneben sang der alte Seneka ununterbrochen sein eintöniges Totenlied, dessen Ton schwächer und schwächer wurde, während sein Haupt sich langsam der Brust zuneigte.

Bill stürmte den Hügel hinan, Hugo und John folgten.

Schnell und mit großer Geschicklichkeit banden die beiden Indianer

Konskis Arme mit hirschledernen Riemen auf dem Rücken zusammen und umschnürten ihm die Glieder so fest, daß er sich nicht regen konnte. Dann warfen sie einen Blick auf den Seneka, und Hotspur griff schon nach seiner Axt, aber ein ernster Blick Bills hielt ihn ab, dem Sterbenden den Todesstreich zu geben, dessen Totenlied nur noch leise wie aus weiter Ferne klang.

Rothand hatte zu atmen aufgehört, er lag tot auf seinem Angesicht, die Kugel Hugos war ihm ins Hirn gedrungen.

Auch Reizenstein war auf der Spitze des Grabhügels angelangt.

Aller Blicke waren auf Konski geheftet, der schwer atmend am Boden lag.

Die Augen der Indianer glichen denen des Panthers, wenn er sich anschickt, sich auf seine Beute zu stürzen.

Reizenstein betrachtete den Gebundenen lange und aufmerksam, aber aus dem bemalten Gesicht, dessen von Farbe freie Stellen eine fahle Blässe zeigte, vermochte er nicht die Züge des einstigen Heldberg herauszufinden.

Dennoch sagte er: „Ihr seid in unserer Gewalt, Heldberg, und Ihr müßt Euch sagen, daß Eure Stunde gekommen ist."

Bei Nennung des Namens zuckte Konski zusammen.

„Wollt Ihr nicht, ehe Ihr vor Gott tretet, Eure Seele entlasten?"

Konski schwieg.

Ein Röcheln kündete den Tod des Indianers an, aber niemand beachtete es.

„Eure Genossin im Verbrechen hat die rächende Hand Gottes schon erreicht, sie ist, nachdem sie ein volles Bekenntnis abgelegt hat, im Wahnsinn gestorben."

Ein dumpfes Stöhnen entrang sich der Brust des gefesselten Mannes.

Nach einer Weile sagte er: „Gut, daß sie tot ist, sie hat seit jenem Tage keine ruhige Stunde mehr gehabt."

Dann schrie er auf: „Macht mit mir, was ihr wollt, was ich getan habe, hab' ich getan, getan um ihretwillen — er mußte sterben, — o, wie ich ihn haßte, — ihren Liebling, — nun ist es aus, — ich bin fertig mit der Welt, — macht's kurz."

„Es wird nichts übrig bleiben," sagte Reizenstein nach einer Weile, während welcher er den Mann, der mit geschlossenem Auge vor ihm lag, der ihm einst so großes Leid zugefügt hatte, mit tiefernsten Blicken betrachtete, zu John und Hugo: „als ihn mitzuführen und vor den Richter zu stellen."

Hugo schwieg finster, und auch John antwortete nicht.

Hotspur aber trat, als er diese Worte vernahm, mit wilder Geberde vor Konski und sagte mit einem Antlitz voll der ernstesten Drohung: „Mein Gefangener!"

Die Männer schwiegen, nur der Delaware sagte mit nachdrücklichem Ernst: „Sein Gefangener."

„Laß uns gehen, Vater," drängte John, „der Indianer hat Recht, — er ist sein Gefangener."

Reizenstein zögerte.

„Auch ich habe ein Recht an dieser gefangenen Bestie, Oheim," sagte Hugo, „aber ich trete es dem Indianer ab. Komm, Onkel, — laß uns gehen."

Angstvoll hingen Konskis Augen an Reizenstein, und als dieser sich langsam abwandte, um den Hügel hinabzuschreiten, schrie er mit der Verzweiflung der Todesangst: „Nein, nein, Reizenstein, tötet mich, tötet mich — ich habe Euch den Bruder ermordet, — Leutnant, tötet mich, — ich erschlug Euren Vater, — laßt mich nicht in den Händen dieser roten Bluthunde. — Erbarmen, — tötet mich, — rasch — rasch!"

Schaudernd blieb Reizenstein stehen.

John faßte seinen Arm: „Komm, komm, Vater, wir haben hier nichts mehr zu tun."

Sie stiegen langsam den Hügel hinab, den Gefangenen mit den Indianern, welche bewegungslos wie Bildsäulen vor demselben standen, allein lassend.

Eilig gingen sie dann dem Bach zu, von dem sie gekommen waren.

Nicht tausend Schritte hatten sie zurückgelegt, als sie ein entsetzlicher, Mark und Bein durchdringender Schrei Konskis erreichte. — Sie standen still und sahen sich erbleichend an.

Ein zweiter Schrei, furchtbarer und anhaltender als der vorige, gellte in ihr Ohr, — und hastig schritten sie davon, — dem Bereich des Strafgerichts, welches auf dem Totenhügel abgehalten wurde, entfliehend.

Kaum waren sie auf der Stelle angelangt, wo der Kampf stattgefunden hatte, als auch die Schar, welche den Oneidas gefolgt war, zurückkehrte.

„Da sind wir, Reizenstein," sagte der Sheriff, „es blieb uns nicht viel zu tun übrig, die roten Hunde liefen einer vom Millstoneriver anrückenden Schar vor die Büchsen, und ich glaube, es sind nicht viel übrig geblieben, um in den Dörfern der Oneidas von diesem Tage zu erzählen."

Die Farmer waren alle trotz des Verlustes an teuren Menschenleben in der wildfröhlichen Stimmung des Sieges nach blutigem Kampfe.

Die bei den Verwundeten zurückgebliebenen Männer hatten die Toten begraben und Flöße für die ersteren hergestellt, um sie den Bach hinunter zu führen.

Da die Dunkelheit nahte, und ein Durchschreiten des Sumpfes in der Nacht als unmöglich erachtet wurde, beschloß man, auf dem Schlachtfelde zu übernachten.

Bald loderten Feuer empor, und die Männer ließen sich nach der harten, blutigen Tagesarbeit an denselben nieder, nach kurzer Zeit in Schlaf versinkend.

Allein Reizenstein saß noch aufrecht an seinem Feuer neben den schlummernden jungen Männern, und in der Flamme vor ihm stiegen Bilder der Vorgänge auf, die sein Leben mit so tragischer Gewalt berührt hatten.

Er blickte auf Hugos dem Vater so ähnliche Züge und sagte mit einem leisen Schauder, denn noch immer klangen ihm die Todesschreie Konskis im Ohr wieder: „Du bist gerächt, Kurt."

Gegen Mitternacht erschienen die beiden Indianer und ließen sich so ruhig an einem der Feuer nieder, als ob sie von einer Jagdpartie heimkehrten.

Reizenstein warf einen Blick auf ihre ehernen Züge und sagte leise: „Es sind mitleidslose Krieger —, aber es sind Männer."

Erst spät fand er den Schlaf.

Am andern Morgen wurde der Rückmarsch angetreten.

Seit dem Tage ließ sich in Jersey kein feindlicher Indianer mehr erblicken.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Sonne hatte den Zenith weit überschritten, als die Schar der Farmer, welche in der Nähe von Redwood zu Hause war, dem heimatlichen Herde zueilte.

Hier trennte sich Reizenstein von ihnen, unter dem kräftigen Hoch! seiner Nachbarn, und trabte mit John, Hugo und den Indianern nach Redwoodhouse.

Kaum ritten sie in den Hof, als Hugo totenbleich vom Pferde sank.

Erschreckt trugen sie ihn ins Zimmer, wo der ohnmächtig Gewordene sich bald wieder erholte.

Der herbeigerufene Chirurg, der ihn schon früher behandelt hatte, ein sehr erfahrener Mann, erklärte, daß die Gefahr einer innerlichen Verblutung nahe an ihm vorübergegangen sei, die Anstrengungen der letzten Tage seien viel zu groß für die kaum vernarbte Wunde gewesen. Hugo bedürfe noch lange der Schonung.

John war nach Trenton geritten und hatte die Mädchen zurückgeholt.

Friedliche Ruhe war wieder eingekehrt in Redwoodhouse. In der Laube, die Mary so sehr liebte, saßen die Kinder des Hauses, Mary und John, Hetty und der trüb gestimmte Hugo, der wohl fühlte, daß seine Gesundheit noch lange der Kräftigung bedürfe.

Zu den Seinen trat Reizenstein, einen Brief in der Hand.

Erwartungsvoll sahen ihm alle entgegen.

„Ich erhalte da eben ein Schreiben Washingtons, John, mit einer Einlage an dich."

„Was schreibt der General?"

Reizenstein blickte in den Brief und las daraus: „Melvilles Verhalten im Kugelregen läßt auf einen schweren Zwiespalt zwischen den Pflichten gegen sein Vaterland und denen gegen die Landsleute seines Vaters schließen,

deren Blut in seinen Adern rinnt. Melville kann dem Vaterland und mir auch auf andere Weise dienen, als dadurch, daß er sich wehrlos den feindlichen Kugeln aussetzt. Ich habe ihn deshalb zum Major ernannt und ihm das Kommando der Miliz des Trenton-Counties übertragen, seine Bestallung mit den nötigen Instruktionen folgt anbei. Der Delaware ist für uns so wichtig, daß ich auch in Trenton einen so umsichtigen Offizier wie Melville im Kommando haben muß. So werden seine Dienste dem Vaterlande erhalten, und der Zwiespalt in seinem Innern zunächst gelöst."

Mit Staunen hatte John, mit tiefinnerer Freude Hetty, die Anhängerin des Königs, Washingtons Brief vorlesen hören.

„Hier ist die Bestallung, John," und sein Vater überreichte ihm ein versiegeltes Schreiben.

John öffnete es: „Bei Gott, meine Bestallung als Major und der Befehl des Generals."

Zweifelnd wog er dasselbe in der Hand.

Angstvoll sah Hetty zu ihm auf.

„Was würdest du tun, Vater?"

„Ich? Gehorchen würde ich als guter Soldat. — John, mein Junge," fuhr er mit väterlicher Zärtlichkeit fort, „du hast dem Vaterlande deine Pflicht erfüllt, seitdem die Hessen unsere Gegner sind, mit zwiespältigem Herzen, wie Washington sagt, und ich glaube auch diese kleine Royalistin," er sah Hetty freundlich an, „lähmt deine Kampfesfreudigkeit. Du kannst das Kommando, welches dich aus der Schlachtlinie entfernt, ohne deiner Ehre zu vergeben, annehmen, auch hinter der Front muß es tüchtige Offiziere geben."

„Wenn du das sagst, Vater, dann kann ich es gewiß annehmen."

„Lange," fuhr Reizenstein fort, „wird der Friedensschluß mit England nicht mehr ausbleiben, denn der General teilt mir hier die überraschende Kunde mit, daß die Armee Bourgoynes, bei welcher die Braunschweiger fechten, in der Nähe von Saratoga, achttausend Mann stark, gefangen genommen worden ist."

„Was? Was?" schrie John.

„Gott im Himmel, das ist gewaltig. Das ist ja ein Sieg ohne Gleichen. O, Gott sei Dank. Ja, — ja, — das bahnt den Frieden an."

Alle vernahmen die Kunde mit Staunen, das war ein außerordentlicher Erfolg der amerikanischen Waffen.

Auch Hugo vernahm sie in dem Gefühle, daß nahender Friede ihn der Pflicht entheben werde, noch einmal die Waffen gegen die Amerikaner zu erheben, nicht ohne Befriedigung, so sehr er die Niederlage der Braunschweiger bedauerte.

„Und jetzt bleibst du hier, Hugo, bei uns," sagte Mary mit leuchtenden Augen, „der Friede kommt, aber dich halten wir gefangen."

„Kommt Friede, Mary, will ich gern für alle Zeit dein Gefangener bleiben."

Er sagte dies in einem Tone, daß Mary lebhaft errötete.

„Das ist ein Wort, Vetter," rief feurig John, und setzte lachend hinzu: „die wird dich schon fesseln."

Diese Aeußerung diente nicht dazu, das mädchenhafte Rot von Marys Wangen zu verscheuchen.

Munter fuhr John fort: „Auch ich begebe mich gern in ewige Gefangenschaft, und lasse mich gern Lebenszeit von der zukünftigen Kommandantin von Trenton in Banden legen, wenn Papa es erlaubt."

Mit feuchtem Auge hatte der überglückliche Reizenstein, dem mit dem Siege der Amerikaner, der Aussicht auf Frieden das Herz aufgegangen war, den Aeußerungen der jungen Leute gelauscht.

Und als die beiden jungen Mädchen ihm jetzt um den Hals fielen und ihn küßten, sagte er mit tiefer Rührung: „Haltet mir nur die beiden da fest, Kinder, glücklicheres kann uns nichts begegnen."

Groß war die Freude aller. —

Vollständig nach Indianersitte zu weiter Reise gerüstet, schritt da Hotspur in Begleitung Bills heran. Reizenstein hatte ihm unter anderen für ihn schätzbaren Dingen eine wertvolle Büchse geschenkt, die er jetzt trug.

„Nun, Mohawkhäuptling, warum in Waffen?" fragte der alte Herr.

„Hotspur gehen, Master Redwood sagen Lebewohl."

„Willst du zu den Jägern zurückkehren, Hotspur?"

„Nein, Sonnenhäuptling, Hotspur geht zu seinem Volke, er nicht mehr fechten."

„Nun, so geh' mit Gott, Mohawk, und nimm dies zum Andenken an einen Freund mit." Hugo löste seine Uhr, welche der Indianer stets sehr bewundert hatte und gab sie ihm.

Ein Strahl des Entzückens fuhr über des Mohawk dunkle Züge bei dem für ihn so kostbarem Geschenk. Mit einem heißen Dankesblicke sagte er: „Hotspur ihm bewahren, er erinnern an einen Freund."

„Ja, Mohawk, das darfst du sagen, an einen Freund — du warst ein ehrlicher und tapferer Kamerad, und ich werde dein nicht vergessen," und er schüttelte dem wilden Krieger herzlich die Hand.

Des Indianers dunkles Auge überflog verständnisinnig die Gruppe der beiden Paare.

„Der Jägerhäuptling bleibt hier?" fragte er.

„Ja, Hotspur, ich bin hier gefangen," entgegnete Hugo mit zärtlichem Blicke auf Mary.

„Trenton schläft guter Freund von Hotspur in seinem Grab, er auch Freund von Leutnant —, wird er Grab bewahren?" fragte der junge Indianer tiefen Ernstes.

„Ich will sorgen, Hotspur, daß das Grab erhalten bleibt und gepflegt wird, auch einen Denkstein will ich unserm Hans setzen lassen."

„Gut."

Der Mohawk verneigte sich vor den Damen mit der Würde eines indianischen Häuptlings, reichte Reizenstein und John die Hand, sagend: „Danken für alles, nicht vergessen —, leben wohl." Dann schritt er, von Bill begleitet, davon.

Reizenstein begab sich mit seinen Kindern nach dem Herrenhause, wo die sich alsbald verbreitende Kunde einer doppelten Verlobung bei der schwarzen Dienerschaft unbändigen Jubel hervorrief, der bis tief in die Nacht hinein sich nach Negerweise Luft machte.

Redwoodhouse barg heute glückliche, glückliche Menschen.

Einsame Wanderer aber, die in der Nacht über die Penningtoner Höhen nach Trenton hineinschritten, bemerkten an einem der Gräber, welche die sterblichen Reste der hessischen Krieger bargen, einen Indianer, der zu Häupten eines derselben saß und in der Weise seines Volkes eine Totenklage sang.

Es war Hotspur, der von seinem Freunde Hans Abschied nahm.

Letztes Kapitel.

Der lange Krieg war beendet. England hatte die Neuordnung der Dinge in Nordamerika und mit ihr die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkennen und Frieden machen müssen.

Einige Jahre hatte das blutige Ringen noch angehalten im Norden und Süden des ausgedehnten Kontinents.

Ueberall, wo sie an den Feind geführt worden waren, hatten die hessischen Truppen unvergleichlichen Ruhm geerntet, so sehr die englischen Schlachtberichte sich auch bemühten, ihre Taten zu verschweigen oder zu verkleinern. Besonders übten die englischen Befehlshaber die liebenswürdige Praktik, die Hessen zu keiner selbständigen Aktion mehr kommen zu lassen, sie verteilten sie weit und breit, ließen sie stets mit Engländern zusammen fechten, und der Kriegsbericht sprach dann nur von Seiner Majestät Truppen und deren ruhmvollen Taten.

Ewald, der sich mit seinen Jägern überall hervorragend ausgezeichnet, den selbst die Feinde ehrten und seiner ritterlichen Kriegführung wegen hochschätzten, hatte wiederholt sehr energisch darauf dringen müssen, daß der englische Schlachtbericht wesentlich korrigiert wurde, um den Ruhm seiner Krieger zu wahren.

Dabei rettete hessisches Kriegsgeschick und hessische Tapferkeit die schlechtgeführten Engländer wiederholt vor Vernichtung, so bei Germantown, wo nur das Eingreifen der Hessen unter Knyphausens und Schmidts Führung Sir William Howe vor schimpflicher Niederlage und Gefangenschaft bewahrte.

Franzosen und Spanier hatten sich zu Gunsten der Kolonien in den Kampf gemischt, und französische Truppen fochten die Schlachten der Amerikaner mit wie die Hessen und Braunschweiger die der Engländer.

Auf und ab wogte der Kampf, wechselnd zwischen Sieg und Niederlage.

Aber nach jeder verlorenen Schlacht traten die Amerikaner stärker auf, mit einer durch nichts zu erschütternden Zähigkeit für ihre Freiheiten kämpfend.

Matter und matter wurden die Anstrengungen Englands, und dies um so mehr, als gewaltige Stimmen sich im Parlamente für den Frieden erhoben.

Dann kam auch, als würdiges Seitenstück zu der Gefangennahme der Armee Bourgoynes bei Saratoga, die Katastrophe von Yorktown, wo, freilich erst nach heldenmütiger Verteidigung, sich achttausend Engländer und Hessen, unter diesen Ewald mit seinen Jägern, der großen Uebermacht der Amerikaner und Franzosen ergeben mußten.

Nach dieser Niederlage war der Krieg nicht mehr fortzusetzen, und England mußte Frieden schließen.

Hessens Regimenter schickten sich zur Heimkehr an.

Sieben Jahre hatten sie sich so heldenhaft geschlagen, daß der Dichter ein Lied von ihren Taten singen könnte gleich der unsterblichen Ilias.

Und doch, wer nennt alle die Namen der Tapferen, die in jenen fernen Himmelsstrichen ruhmvoll kämpften und ruhmvoll starben? —

Es war ein sonniger Oktobertag des Jahres 1782 der die Bewohner Kassels und seiner näheren Umgebung in fieberhafter Aufregung erblickte.

Aus allen Teilen der Stadt strömten Alt und Jung schon mit Tagesanbruch zum Müllertor hinaus, aus allen Dörfern der Umgegend und von weiter her eilten Scharen von Landleuten herbei und vermehrten die dichtgedrängten, erwartungsvollen Massen, welche sich vor der Stadt sammelten.

Die Regimenter sollten endlich — endlich — aus Amerika zurückkehren. Eng geschart lagerten die Harrenden auf beiden Seiten der Straße.

Jeder Stand, jedes Alter waren hier vertreten. Der Edelmann mit seiner Equipage, daneben der Bauer, der behäbige Bürger, der Invalide, vornehme Damen, Dienstmädchen, der schneehaarige Greis, den die müden Füße kaum noch tragen wollten, der Säugling an der Mutter Brust, in buntem Durcheinander, erwarteten die tapferen Männer, welche nach so langer Kriegsfahrt wiederkehrten.

Hier lagerte am Rain ein wackerer Handwerksmeister mit seiner Familie, Frau und Kindern, und sie verkürzten sich das lange Warten, indem sie fleißig den sorgsam mitgeführten Speisevorräten zusprachen.

„Es dauert aber lange," sagte die Frau.

„Nur Geduld, nur Geduld," entgegnete ihr der Mann, „haben wir sieben Jahre auf diesen Tag gewartet, werden wir die paar Stunden auch noch aushalten."

„Kommen denn die Jäger auch mit, Vater?" fragte der zehnjährige Knabe.

„Natürlich, Junge."

„Ich werde auch Jäger."

„Aha, der Ruhm Ewalds und seiner Grünröcke läßt dich nicht schlafen, Heinrich. Ja, die haben sich was Ehrliches drüben herumgeschossen."

„Wer ist das, Heinrich?" fragte seine Gattin leise, als zwei einfach gekleidete Frauen sich bei ihnen vorüberdrängten.

Ebenso leise entgegnete der Mann: „Das ist die Witwe Rübenkönig vom Ahnabergertor, deren Sohn Hans — du weißt dich doch des hübschen Wildfangs noch zu entsinnen — so ruhmvoll drüben gefallen ist, indem er mit seinem Leben das seiner Kameraden rettete."

In der Tat war es Hans' Mutter, welche am Arm eines älteren Mädchens matt vorüberschritt.

Sie war gealtert, und schneeweißes Haar umrahmte das blasse, kranke Antlitz.

Eine langsam einherfahrende elegante Equipage, deren aristokratisch aussehende Insassen die Neugierde herausforderten, verdrängte für einen Augenblick jedes andere Interesse.

Zwei anmutige jugendliche Frauengestalten saßen im Fond des Wagens, während ein älterer und ein jüngerer Herr die Rücksitze einnahmen.

Ein augenscheinlich zur Gesellschaft gehörender, frisch aussehender junger Mann saß auf dem Bocke und blickte fröhlich ins Gedränge hinab.

„Das ist ja —," sagte unser Bürger, welcher aufmerksam die Insassen des Wagens musterte, „hol' mich dieser und jener, das ist ja der junge Leutnant von Reizenstein von den Jägern, der allgemein totgesagt wurde."

„Ja, wahrhaftig," sagte die Frau, „das ist er."

„Nun, das ist wunderbar genug, und wie männlich er aussieht."

„Als blutjunger Leutnant hatte er ein rechtes Mädchengesicht."

„Und da hat er gewiß seine Braut oder Frau und seinen Schwiegervater mit."

„Ja, das sind Fremde, man sieht's ihnen gleich an, Engländer oder Amerikaner, der Leutnant wird sich drüben eine reiche Frau genommen haben. Nun sieh mal. Ei, das freut mich doch recht sehr."

Der Bürger hatte recht, es waren unsere Freunde vom Delaware, welche hier einherfuhren.

Bald nach geschlossenem Frieden hatte Reizenstein, von der Sehnsucht überwältigt, die Heimat noch einmal wiederzusehen, mit seinen Kindern, John und Hetty, Hugo und Mary waren längst verheiratet, die Reise über

den Ozean angetreten und war lange vor den Truppen in Deutschland eingetroffen.

Auch sie waren den Truppen entgegengefahren.

Hugo, der seinen Abschied aus der Armee genommen hatte und gleich seinem Oheim Amerikaner geworden war, hatte seine volle Gesundheit wieder erlangt und sah kräftig und männlich aus.

An der Seite seiner Gattin, in der Liebe seines Oheims, seines Vetters hatte er eine Heimat gefunden, welche er nimmermehr zu verlassen gedachte.

John saß in bester Laune auf dem Bock.

Unter heiteren Gesprächen fuhren sie langsam durch das immer dichter werdende Gedränge, welches in lebhafter Bewegung hin und her wogte.

Ueberall erwartungsvolle Gruppen von Bürgern und Landleuten.

Da tönte von fernher Jubelruf, und: „Sie kommen, sie kommen!“ rief alles und erstieg die Raine zu beiden Seiten der Straße, Knaben erkletterten die Bäume, und aller Augen richteten sich nach der Seite, von der die Truppen kamen.

Auch die Reizensteins erhoben sich im Wagen.

Flinken Schrittes kamen die Truppen, die heute nur einen kurzen Marsch zurückgelegt hatten, heran, wettergebräunt und martialisch sahen sie aus.

Unaufhörlich tönte es „Vivat!“ und „Schurri!“ zu beiden Seiten des Weges.

Mühsam nur war die Ordnung des Zuges von den nachsichtigen Offizieren erhalten worden.

Als aber das erste Bataillon in die dichter gedrängten Scharen kam, da hörte jede Ordnung auf.

Männer, Frauen, Kinder stürzten in die Reihen, — Vater, Mutter und Sohn umarmten sich, — das Kind, welches in sieben Jahren dem Vater fremd geworden war, suchte ihn in den Reihen, — das Mädchen seinen Schatz, — es war kein Halten mehr, die Bataillone bildeten mit der Bevölkerung nur einen wirren Knäuel, in welchem Jubelrufe ertönten und Freudentränen flossen. Die Offiziere ließen die Sturmflut ruhig hereinbrechen, und die meisten von ihnen benutzten auch die Gelegenheit, ihre Angehörigen zu begrüßen und zu umarmen.

Loßberg, der Höchstkommandierende seit Jahresfrist, hielt freudig überrascht neben den Reizensteins.

„Friedrich — du hier? Mein alter, lieber Freund! Das war die gescheiteste Idee, die du je gehabt hast, herüber zu kommen.“

Herzlich begrüßte er sie alle.

„Sie sehen gut aus, Hugo, ich freue mich, Sie so männlich und kräftig wiederzufinden. Und Sie sind ganz Amerikaner geworden?“

„Ja, Exzellenz, ich habe dort im Kreise meiner Lieben die Heimat gefunden.“

„Und da ich den Magnet, der Sie drüben hält, vor mir sehe,“ sagte

der General mit verbindlicher Neigung gegen Mary, „so finde ich es ganz begreiflich, daß nichts Sie von drüben wegzuziehen vermag.“

„Hugo! Hugo!“ tönte eine kräftige Stimme, und Schallern sprang auf den Wagentritt und schloß den Freund feuchten Auges in seine Arme. „Alles hätte ich erwartet, nur nicht dich hier zu finden. Das ist herrlich, herrlich, Junge.“

Hugo, nicht minder von dem Wiedersehen ergriffen, stellte ihn seiner Frau vor: „Das beste, edelste Herz, der tapferste Mann im Heere, mein Schallern.“

Ueberall, überall ein freudiges Wiedersehen, — dazwischen aber suchte mancher vergeblich in Reihen nach dem Sohne, dem Vater, ein bitterer Tropfen mischte sich auch hier in einen überschäumenden Freudenbecher.

Aus einem Gliede der Grenadiere eilte ein reckenhafter Sergeant auf zwei Frauen zu, die dort am Wege standen.

Sanft nahm der starke Mann die alte Frau in seine Arme und küßte sie zärtlich, tief bewegt von dem Wiedersehen. Das bleiche Aussehen der Mutter, die sehr gealtert war, erschreckte ihn.

„Mutter! Mutter! Herzensmutter!“

Die alte Frau barg ihr Gesicht an der Brust des Sohnes, und langsam rollten große Tropfen über die abgezehrten Wangen.

„Mein Hans! Mein Hans!“ flüsterte sie leise.

Worte, diesen Schmerz zu lindern, der die Jahre über kaum milder geworden war, jetzt aber beim Einzug der Truppen und dem freudigen Wiedersehen überall in alter Stärke hervorbrach, hatte Heinrich Rübenkönig nicht.

Loßberg verabschiedete sich von Reizenstein und sagte lachend zu seinem Adjutanten: „Ordnung kriegen wir in die Kerls vor der Stadt doch nicht mehr, lassen sie die Tambours einen Marsch schlagen und vorwärts gehen, dann werden sie ja wohl nachkommen,“ und er ritt nach dem Tore zu.

Die Tambours schlugen an, und die ganze Masse setzte sich in Bewegung, lachend, jubelnd, schwatzend.

Bei Reizensteins Wagen kamen jetzt die Jäger mit Ewald vorbei.

Hugo grüßte.

„Beim Himmel, das ist ja Reizenstein,“ rief Ewald und reichte ihm die Hand. „Das freut mich ja unendlich, meinen alten Kriegsgefährten zu sehen. Auf fröhlich Wiedersehen in Kassel, aber ich muß weiter.“

Jetzt erkannten auch die Jäger ihren ehemaligen Leutnant, und ein donnerndes „Vivat unser Leutnant!“ sagte ihm, daß er von den tapferen Kameraden noch nicht vergessen war.

Dann eilte alles weiter.

Ehren- und Triumphpforten, geschmückte Häuser und Fenster, Begrüßungsinschriften und dazu betäubender Jubel empfingen die, welche nach langjährigem Kampfe auf fremder Erde endlich in die Heimat zurückkehrten.

Die ganze Liebe und Anhänglichkeit der Bevölkerung gab sich bei dieser Gelegenheit kund.

Am Abend strahlte die Stadt in einem Lichtmeer zu Ehren der glorreichen Kämpfer.

Ueberall klang Musik, tönte fröhlicher Lärm, herrschte herzinnige Freude.

Nur in dem kleinen Stübchen vor dem Ahnaberger Tore saßen beim trüben Hangelichte zwei Frauen, eine Greisin im Silberhaar und eine stattliche wettergebräunte Frau in mittleren Jahren, die mit den Truppen aus Amerika gekommen war, und weinten leise miteinander, die eine um ihren jugendlichen Liebling, der vor Trenton ein ewig ruhmvolles Ende fand, die andere um den schönsten und tapfersten Sergeanten im hochlöblichen Grenadierregiment Rall — sie weinten — um heute längst vergessene Helden.

Hahn, Koch, Buchbinderei Stuttgart.